

**Gott begegnete mir**

Hans Brandenburg · Gott begegnete mir

**Aus der Welt der Erweckung**  
**Herausgegeben von Erich Beyreuther**  
**Band IV**

Hans Brandenburg

GOTT  
BEGEGNETE MIR

1. Teil

Von Riga bis Lübeck



R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

**1. Auflage 1963**

**2. Auflage 1964**

**Grafik: Daniel Christoff**  
**Druck: fotokop, Darmstadt**

## Vorwort

Ein Rückblick auf das vergangene Leben mag ein Recht des Alters sein. Dieses wird leicht bewegt durch das Heimweh nach Verlorenem und Versunkenem. Aber was interessiert das die anderen? Es könnte höchstens für die nächsten Angehörigen wichtig sein.

Anders wäre es, wenn es gelänge, in solch einem Bericht die Hand Gottes in ihrer Wirkung erkennen zu lassen. Diese offenbart sich nicht nur im Leben der Großen dieser Welt, sondern ebenso im Leben schlichter Menschen. Es ist das Verdienst des Pietismus gewesen, der den Christen lehrte, aufmerksam auf die Führungen Gottes in seinem Leben zu achten.

Mehr möchte auch diese Selbstbiographie nicht bringen. Sie möchte den bekennen und bezeugen, der mein Leben in seine Hand nahm und mich durch Tiefen und auf Höhen führte. Davon möchte ich erzählen. Die Gefahr, daß sich Dichtung mit der Wahrheit mische, will mir nicht sehr groß erscheinen. Mein eigenes Leben enthält keine Heldenstücke oder Sensationen. Interessanter mag der Rahmen sein, die Umgebung, in der ich lebte, die Zeit mit ihren Ereignissen, in die mein Leben hineingewoben war. Das aber sind Umstände, die nachgeprüft werden können.

Meine Kindheit verlebte ich fast ununterbrochen in der einst deutschen Hansestadt Riga, die damals zum russischen Zarenreich gehörte. Als ich sechs Jahre alt war, feierte sie ihr siebenhundertjähriges Bestehen. Als ich zwanzig Jahre alt war, war der erste Weltkrieg ausgebrochen. Fast fünfundzwanzig Jahre war ich bei der Revolution und der Gründung der Weimarer Republik. Mit vierzig Jahren erlebte ich Hitler auf der Höhe seiner Macht. Als Fünfzigjähriger war ich in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Inzwischen sind wieder bald zwanzig Jahre vergangen. Mein Abitur mußte ich in russischer Sprache machen. Während des ersten Weltkrieges stand ich in Deutschland als „feindlicher Ausländer“ unter Polizeiaufsicht. Mit achtundvierzig Jahren wurde ich deutscher Soldat und mit der Waffe ausgebildet.

Zum ersten Mal seit meiner Kindheit lebe ich wieder länger als zehn Jahre an einem Ort. Ich lebte auf dem Lande und in der Großstadt, ich kenne die Wasserkante und Süddeutschland. Großstädtisches Proletariat und deutscher Uradel, Kaufleute und Bauern Studenten, Offiziere und Beamte – sie gehörten alle zu meinen

nächsten Bekannten und Freunden. In vier verschiedenen Landeskirchen Deutschlands habe ich gelebt. Meinen geistlichen Nährboden fand ich in den landeskirchlichen Gemeinschaften. Viel warme Freundschaft verbindet mich mit Gliedern deutscher Freikirchen, aber ich blieb ein Lutheraner, ohne mich dem Konfessionalismus verschrieben zu haben. Ich war theologischer Lehrer und Großstadtpfarrer, Gemeinschaftsleiter, Missionsinspektor und Evangelist. Meine Arbeitsfelder fand ich in der Stadtmission wie im Diakonissenhaus, in der Trinkerrettung wie im CVJM, in der Nachtmission, im Zuchthaus, in der Pflege der Epileptischen Bethels. Überall habe ich zu lernen gesucht. Ich nahm teil an heißen Kämpfen innerhalb der Theologie und erlebte den Gegensatz zwischen Positiven und Liberalen, zwischen Landeskirche und Gemeinschaft, zwischen Bekenntniskirche und Deutschen Christen.

Man sagt heute, es gäbe gar keine objektive Geschichtskennntnis. Es gäbe nur die Widerspiegelung von Ereignissen in den menschlichen Köpfen. Ich weiß zwar nicht, ob solch pessimistisches Urteil zurecht besteht. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so hat solch eine Selbstbiographie ihr Recht. Sollten auch andere beim Lesen dieser Niederschrift auf die Führungen Gottes in ihrem Leben aufmerksam werden, so hätte sich die Arbeit gelohnt.

Korntal, in der Passionszeit 1963

Hans Brandenburg

## I. KINDHEIT UND HEIMAT (1895–1913)

### 1. AUS DER FRÜHESTEN KINDHEIT

*Erste Erinnerungsbilder – Der Kampf ums Dasein beginnt – Ich bekomme eine Schwester – Spaziergänge mit dem Vater – In der Stadtwohnung – Weihnachten*

„Eß, Hanning, eß doch“ – meine lettische Kinderfrau sprach trotz aller Mahnungen unserer energischen Mutter kein fehlerfreies Deutsch. Mich störte dieser Schönheitsfehler wenig. Ich liebte sie heiß, die alte Christine. Nur zweimal täglich wurde unsere Freundschaft auf eine harte Probe gestellt: morgens und abends bei der notwendigen Wäsche. Das kalte Wasser wird mir wohl unsympathisch gewesen sein, und die Seife kam so leicht brennend in die Augen. Die gute Christine suchte mich durch einen Schwall von Worten vom Ernst der Situation abzulenken. Ich spürte den diplomatischen Zweck ihrer Wortoffensive und unterbrach sie unter Tränen: „Kine, pech nich, Kine, pech nich!“ (Christine, sprich nicht!) Wie oft mußte ich im späteren Leben ähnlichen Situationen gegenüberstehen und war dann oft versucht, dem Wortschwall anderer gegenüber den gleichen Seufzer aufsteigen zu lassen!

„Eß doch, Hanning“ – ja, sie sitzt wahrhaftig neben mir, die alte „Kine“, und hält den Löffel mit Heidelbeersuppe vor meinen Mund, während meine Augen träumend in die Umgebung gehen. Ich sitze auf einem Stühlchen von Naturholz. Der Kindertisch ist mit schwarzem Wachstuch bezogen. Wir sind auf einer kleinen Veranda. Nur zwei Stufen führen zum Garten, in dem blaue Lobelien, weißer Tabak und rote Petunien blühen. Das Haus hat offenbar noch eine andere Veranda. Da sitzen die Großen und essen; ich höre sie mit den Messern klappern. – Das Bild verlischt. Es ist die erste Erinnerung meines Lebens. Ich kann erst zwei Jahre alt gewesen sein, denn der nächste Sommer findet den Dreijährigen schon nicht mehr in Majorenhof am Rigaschen Strande, wo meine Großmutter ein Sommerhaus besaß. Meine Eltern verbrachten mit uns Kindern dort die Sommerferien.

Noch ein Bild jenes Sommers dämmert mir auf: Ich gehe an der Hand der Großmutter über die Straße, die nicht gepflastert ist und

Johmenstraße heißt. Die Johme ist ein mooriger Sumpf, der sich parallel zur Meeresküste durch den Wald zieht. In diesen Wald sind die Strandorte hineingebaut. Der Sumpf aber spottet der Sandmengen, die in ihn hineingeworfen werden; er verschlingt sie in seinen hungrigen Schlund. Nur zum Beginn des Sommers ist die Straße gut passierbar, weil man frische Kiefernzweige auf den Fahrdamm warf. Die Zweige duften kräftig nach Harz, und es knackt vernehmlich und gemütlich, wenn die federlosen Bauernwagen über sie dahintrattern. Das hört man morgens in der Frühe, wenn man noch in seinem Bett liegt – und dabei läßt sich gut sin-  
nen und denken. An der Straßenecke aber bei dem kleinen Blumenladen sind feste Bretterbohlen gelegt; sie sind ein wenig gewölbt, damit die Wagen leichter darüberrollen können. Freilich, die Füße kleiner Leute müssen schon etwas balancieren, weil man sonst in die schokoladenfarbene Johme plumpst. Ein furchtbarer Gedanke! Die Hand greift unwillkürlich fester zu, und man fühlt sich sicher unter der starken Leitung der Großmutter. – Auch dieses Bild verlischt.

Den nächsten Sommer wohnten wir einige Kilometer östlicher in Bilderlingshof. Was ich aus diesem Sommer berichten kann, sind nur schmerzhaft Eindrücke, diese haften ja zäher. Der Kampf ums Dasein beginnt.

Ich sehe, wie sich alle an der Gartenpforte drängen. Ich höre etwas von Braut und Hochzeit. In der Nähe erklingt die Glocke der Strandkapelle. Kutschen fahren die staubige Straße entlang. Bewundernde Ausrufe machen mich neugierig, ich dränge mich hinzu und rufe: „Bitte, bitte!“ Niemand hört auf mich, selbst Olga, die russische Bonne, hat ihren Schützling vergessen. Ich ergreife das erfolgreichste Mittel der Notwehr: ich brülle! Das hilft. Ich höre tröstende Worte, fühle hilfreiche Hände, die mich in die Höhe halten – richtig: eine Kutsche rollt noch heran, aber nichts von strahlender Schönheit. Ein dunkles Menschenpaar, nicht besonders auffallend, sitzt in der Tiefe des Wagens. Ich bin sehr enttäuscht!

Das zweite Erlebnis dieses Sommers war wesentlich grausiger. Ich schlief damals in einem Kinderbettchen mit einem Holzgitter. Morgens wurde tüchtig in den Betten getobt. Das kannte ich gar nicht anders. Else tat es auch. Und sie war schon groß, meine Schwester, sie war schon bald zehn Jahre alt. Und nun geschah das Furchtbare: Ich klemmte mein rechtes Knie zwischen zwei Sprossen des Schutzgitters meines Bettchens. Es geschah, wie so oft im Leben: Was mir zum Schutz und Segen dienen sollte, wurde mir zum Verhängnis. Die Sprossen gaben mein Knie nicht mehr frei. Angstschweiß bedeckt meine Stirn. Ich ziehe – vergeblich! Ich fange an

zu schreien! Die besorgten großen Geschwister kommen im Nachthemd angestürzt, Else und Fritz, der schon bald acht Jahre ist. Sie ziehen und zerren. Es tut furchtbar weh, ich schreie noch mehr! Das Knie schwillt an, auch die zartere Hand der Mutter kann mich nicht befreien. Verzweiflung fast bis zur Todesangst packt mich gleich einem im Bergwerk Verschütteten. Aber es sollte noch schlimmer kommen: Marie erscheint auf der Bildfläche, meine gute, alte Marie, die ich wie eine Freundin schätze. Sie war ja unsere Köchin, und in der Küche war ich gerne. Da sang sie mir ein Lied von einem Räuber und einem Mädchen. Auch ein goldener Ring kam darin vor. Aber jetzt entdecke ich, daß sie das Küchenbeil in der Hand hat. Ich ahne ihren grausamen Plan: Sie wollte mir offenbar das Bein abhacken. Entsetzlich! Alle Angst und Verzweiflung macht sich in meinem Geschrei Luft. Noch einmal ziehe ich verzweifelt, aber es ist aussichtslos. Da – ein Knacken – ein lauter Seufzer der Erleichterung in meiner Umgebung – auch ich fühle mich befreit. Die findige Marie hatte eine der Sprossen, die mich einklemmten, mit dem Hackbeil herausgebrochen. Mein schwarzer Verdacht war falsch gewesen.

Noch ein anderes schmerzliches Erlebnis ist in der Erinnerung an diesen Sommer verknüpft. Aber dazu muß ich etwas ausholen. Ich wurde öfters von meiner Mutter gefragt, ob ich mir nicht noch ein Schwesterchen wünschte, dann wäre ich doch nicht mehr so allein. O ja! Das müßte schön sein! Zum Hans gehört die Grete, das wußte ich schon aus dem Märchen. Eines Tages gab es zu Hause allerhand Aufregung: ich wurde aus der elterlichen Schlafstube in Elses Zimmer umquartiert. Das war interessant. Als ich des Morgens erwachte, gab es eine noch viel größere Überraschung: „Hans, du hast ein Schwesterchen bekommen! Freust du dich nicht?“ Und ob ich mich freute! Lange genug hatte die Mutter mir ja erzählt, wie schön das sein würde: dann könnten wir zusammen spielen, und ich wäre nicht so allein, während die beiden Großen in der Schule waren. Das alles könnte also gleich beginnen. Großartig! Jubelnd lief ich ins Schlafzimmer der Eltern. Da sollte sich nämlich die neue kleine Schwester aufhalten. Aber nun folgte eine herbe Enttäuschung. Statt eines manierlichen kleinen Mädchens, das mir etwa im Matrosenkleidchen entgegengekommen wäre und mir die Hand gereicht hätte, lag da im Arm meiner Mutter, die offenbar krank und darum heute zu Bett geblieben war, ein puppenartiges Wesen mit häßlich rotem Gesicht und mit Runzeln wie eine alte Frau! Es war klar: ich war betrogen worden! Ich muß nun gestehen, daß ich leider sehr unhöflich und grob gegen die neu eingetroffene junge Dame wurde. Zum Schimpfen muß immer der zoo-

logische Garten herhalten. Das ist so alter Brauch unter den Menschen. Das wußte ich schon. Und so machte ich meiner Entrüstung Luft und rief böse, das wäre gar keine Schwester. „So'n Ochs, so'n Kamel!“ Mein Blick war zweifellos vom Zorn getrübt. Aber die junge Dame hat mir – das muß ich ihr nachträglich einräumen – meine Haltung keineswegs nachgetragen. Im Gegenteil! Meine Hoffnung auf eine Spielgefährtin wurde in wenig Jahren durch sie in reichem Maße erfüllt und bildet einen sehr wesentlichen Teil des ungetrühten Glückes meiner Kinderzeit.

Im Rückblick bleibt es ja überraschend, daß meine liebe Mutter ihre später oft gerühmte, seherische Fähigkeit in der Voraussage des Geschlechtes ihres vierten Kindes so prompt bestätigte. Einmal freilich war sie schon herb enttäuscht worden – und zwar durch mich! Schon im Jahre 1895 sollte es ein Mädchen werden, damit die bunte Reihe eingehalten würde: Else, Fritz und, sagen wir, Johanna. Damals hat unsere Mutter sich dadurch geholfen, daß sie mir Mädchenkleider anzog und mir die blonden Locken fast bis zur Schulter herabfallen ließ. Ein Achill, der bekanntlich aus anderer Ursache ähnlich behandelt wurde, bin ich trotzdem nicht geworden. Aber dennoch erwachte schließlich meine Jungenehre.

Eines Tages besuchten gute Freunde meine Eltern. Sie brachten ihre beiden Kinder mit. Das eine war ein Knabe, zwei Jahre älter als ich. Die beiden Mütter machten sich einen Spaß. Arved mußte seine Hose hergeben, und Hans durfte sie mal anziehen, damit man doch sähe, wie ihm solch eine Umhüllung stehe. Nun, er muß allerhand anerkennende Worte gehört haben. Soweit ist die Geschichte ganz fröhlich. Aber das dicke Ende kam nach. Natürlich mußte jener seine Hose wiederhaben! Wie sollte er sonst nach Hause kommen! Nun gab es einen Kampf, wobei ich freilich der Übermacht erlag. Und doch war auch in diesem Falle – wie schon so oft in der Weltgeschichte – der Besiegte der eigentliche Sieger. Mein klägliches Wehgeschrei: „Ich will aber ein Junge sein! Ich will kein Mädchen sein“, schnitt unserer guten Mutter ins Herz. Meine Tränen eroberten mir das erste Paar Hosen. Der erste Schritt zum Manne war getan. Ich war damals drei Jahre alt.

Sind das nun alle Erinnerungen aus jener Zeit? Nahm mich mein Vater nicht schon damals zu seinen beliebten Sonntagsvormittags-spaziergängen mit, die hernach zu den schönsten Erinnerungen der Kindheit gehörten? Erst viel später habe ich verstanden, wie sehr sich mein Vater, der als Sohn eines Müllermeisters im schönen Kurland, „dem Gottesländchen“, aufgewachsen war, in der Großstadt die starke Sehnsucht nach der Natur bewahrt hatte. Keiner wußte so gut wie er mit den Vogelstimmen Bescheid. Keiner sah die ersten

Stare und Schwalben früher als er. Er liebte den Wald, er liebte die Blumen. Und war er die ganze Woche vom Morgen bis zum Abend in seinem Tuchgeschäft gewesen, so suchte er am Sonntag die Natur – und war es in der Stadt auch nur ein Gang über einen der schönen alten Friedhöfe Rigas. Aber am Strande war ja alles vorhanden: das Meer, der Wald, der Fluß, Felder, Wiesen, Sumpf und Moor, dazu unser Garten. Der Vater muß mich kleinen Kerl schon damals mitgenommen haben, denn ich sehe mich noch hilflos an einem Graben stehen. Aber der Vater stellte sich breitbeinig darüber und hob mich mit starker Hand über das Hindernis. Ich habe seine großen helfenden Hände, die trotz ihrer Größe so unbeschreiblich zart sein konnten, noch oft dankbar gespürt, bis zu dem Augenblick, wo ich sie dem Fünfundsiebzigjährigen auf seinem letzten Krankenlager zum letzten Mal streicheln konnte.

In unserem Garten wuchsen ein paar schöne, weißstämmige Birken, an denen unsere Heimat so reich ist. Ich muß oft zu den für mich schwindelnden Höhen hinaufgeblickt haben. Das Sich-Wiegen und -Biegen dieser Baumwipfel, das Zittern und Flimmern ihrer Blätter zog meinen Blick immer wieder hinauf. Ein solcher Birkenwipfel ist für mich ein Symbol des Gelöstseins und der himmelnahen Freiheit geblieben.

Drei Monate lebten wir Brandenburgs wie die meisten deutschen Familien Rigas „am Strande“, wie wir kurz die Villenorte im Kiefernwalde am südlichen Ufer des Rigaschen Meerbusens nannten. Solange dauerten die Schulferien alten Stils, von Ende Mai bis Ende August. Ich war als Kind überzeugt, daß es ein halbes Jahr sei, wo wir in diesem Tuskulum wohnten, denn in der Vorstellung des Kindes dehnten sich die Ferienmonate fast unbegrenzt aus. Ich war enttäuscht, als mich der Kalender später eines Besseren belehrte. Oswald Spengler hat gesagt, daß die Uhren ein sichtbares Kennzeichen des Kulturgefühls des Abendlandes seien. Gehörte ich trotz meiner rein deutschen Abstammung (unsere Familie war erst seit drei Generationen im Baltenlande) etwa schon zu den östlichen Menschen? Erst im ersten oder zweiten Schuljahr lernte ich, nach der Uhr zu sehen. Oft wünschte ich, ich hätte es gar nicht gelernt. Aber jene kindliche Zeitlosigkeit war wohl auch eine Bestätigung des Wortes: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Und glücklich war meine Kindheit. Das danken wir unsern Eltern, die ganz den Kindern lebten und in ihrer Familie aufgingen.

Auch das Stadtleben in Riga ist mir aus der frühesten Kindheit in sonniger Erinnerung. Wir wohnten damals an der „Pflugschen Ecke“ drei Treppen hoch. Wegen des dauernden Zugwindes an dieser Boulevardecke, die sich dem Seewind, der von der Düna und

vom Westen her wehte, scharf wie ein Schiffsbug entgegenstellte, nannte der Volksmund diese Ecke auch die „verpflugte“ Ecke. Ich aber habe da nur Segen und keinerlei Fluch erfahren. Für mein entstehendes Weltbild war es von großem Einfluß, daß wir kein Gegenüber hatten. Ich sehe über die Lindenalleen und Gartenanlagen drüben, über ferne Dächer und Schornsteine im Südwesten die Sonne verschwinden und kann oft das Stürmen der Wolken mit den Augen verfolgen. Von dem hellen Abendhimmel heben sich die dunklen Schattenrisse der drei Hauptkirchen, Jakobi, Dom und Petri, ab, die niemand vergessen kann, der sie je sah. Schön war's im Frühling, wenn am frühen Morgen die Turmschwalben mit lautem Geschrei an unserm Fenster vorbeischnitten.

Das Fenster im Schlafzimmer, das die Eltern mit uns beiden Kleinen teilen, ist mit einem dunkelblauen Leinenvorhang verdunkelt. Die Phantasie des Kindes erfand allerhand Landschaften, aber auch Gespenster aus den Streifen und Nähten dieses Rouleaus. Neben meinem Kinderbett, über dem später ein Brettchen hing, auf dem in Krankheitszeiten die schöne Limonade aus schwarzen Johannisbeeren stand, bildet der Schornstein eine dunkle Ecke. Ich war ein ängstliches und offenbar auch nervöses Kind und konnte abends oft nicht einschlafen. Dort unten in der Tiefe unter dem Brettchen schien mir ein böses Wichtelmännchen zu hocken, vor dem ich mich tief unter die Decke verkroch. Aber einmal erfuhr das Kind freilich eine wunderbare Erleuchtung – wohl unter dem Einfluß des Abendgebetes, zu dem die Mutter oder der Vater regelmäßig ans Bettchen kamen. Wieder hatte ich im Halbschlaf allerhand böse Drachen und Teufelchen durch die Luft schwirren sehen, so daß das Herz heftig klopfte. Da wurde es plötzlich vom Fenster her licht. Ich sah die „heilige Familie“, wie ich sie auf so manchem Weihnachtsbild gesehen hatte: Maria mit dem Jesuskinde, dahinter Joseph. Es war eine kindliche Vision voll Tröstung und Freude. Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, von der ich durch unsere Mutter wußte, hat mir kleinem Angsthasen oft geholfen.

Womit spielte ich, ehe Gretel meine Spielgefährtin wurde? Ich entsinne mich eines Leinensackes voll schöner großer Holzklötze und auch sonstigen Baumaterials. Aber den Vorzug haben doch wohl schon sehr früh die Bilderbücher bekommen. Man halte das nur nicht für einen besonderen Grad früher Geistigkeit. Unsere liebe Tante Jette hatte einst – es war jenseits der Grenze meiner Erinnerungen – zu meiner Mutter gesagt: „Du weißt ja, ich habe deine Kinder alle sehr lieb, aber das kleine Hanning wird immer ein Dummchen bleiben.“ Ich soll ein schweigsamer kleiner Mann gewesen sein, wohl in weiser Voraussicht dessen, daß ich im späte-

ren Leben noch reichlich Gelegenheit haben würde, meine Sprechwerkzeuge in Bewegung zu setzen. Damals genoß ich mit Bewußtsein die Stille unseres Hauses am Vormittag, wenn die großen Geschwister in der Schule waren.

Einsam war ich auch des Vormittags nicht. Meine Mutter war eine große Blumenfreundin. Palmen und Blattpflanzen standen in den Zimmern, Schlinggewächse und blühende Blumen schmückten fast alle Fenster. Am schönsten war es im Frühling, wenn auf allen Fensterbänken Tulpen, Narzissen und vor allem die herrlich duftenden Hyazinthen aus selbstgepflanzten Zwiebeln blühten. Wenn dann unsere Mutter ihre Blumen in Ordnung brachte, gab es für mich allerhand helfende Wege, etwa mit der leeren Gießkanne zur Küche und mit der gefüllten wieder zurück. Aber noch schöner war es, wenn die Mutter sagte: „Heute gehen wir auf den Markt!“ Der Bazar von Bagdad zur Zeit Harun al Raschids kann nicht so viel Anziehungskraft gehabt haben wie für mich der alte Markt am Dünaufer, wo die russischen Gemüse- und Wildbrethändler ihre Stände hatten. Wo die „sauren Schmand-Frauen“ in langen Reihen saßen und sauren Rahm verkauften. An den Eingängen zu den Hauptverkehrswegen standen jüdische Frauen und handelten mit Vanillestangen und Meerrettich. Eindrucksvoll blieben auch jene Wagen, auf denen gewaltige Fässer mit Sauerkraut standen, das mit großen Forken der Kundschaft ausgegeben wurde. Köstliche Wohlgerüche umbrandeten diese Wagen. Aber der Höhepunkt war der Fischmarkt mit seinem phantastischen Lärm. Erstens hatte er ein festes Dach, das jeden Schall auffing. Zweitens aber galten die Fischfrauen als die temperamentvollsten Händlerinnen des ganzen Marktes. Die lebenden Fische in den Bottichen, das leuchtende Rot des geräucherten Rigaschen Lachses, der Weltruhm hatte, das Feilschen und Dingen, ohne das es hier kein Einkaufen gab, ergab eine köstliche Symphonie von Farben und Tönen, die an manche Bilder der altniederländischen Maler erinnerten.

Der Höhepunkt des Winterhalbjahres war natürlich das Weihnachtsfest. Schon seine Vorbereitung war mit Mysterien umspunnen. Unsere Mutter hatte eine einzigartige Gabe der Überraschung. Und Brandenburgs konnten Familienfeste feiern wie wenige. Aber von Weihnachten läßt sich nicht erzählen, ohne auch unserer Großmutter und ihres Hauses zu gedenken. Nie hatte ich als Kind erfahren, durch wieviel Leid unsere Großmutter gegangen war, die von ihren sieben Kindern drei klein hergeben mußte und früh Witwe wurde. Unsere Mutter war die Älteste, nur zwanzig Jahre jünger als ihre Mutter. Unser Vater aber war zehn Jahre älter als unsere Mutter und somit nur zehn Jahre jünger als seine Schwie-

germutter. Daß die beiden noch fast aus der Biedermeierzeit stammten (die Großmutter war 1846 geboren, der Vater 1855) spürte man daran, daß sie sich stets mit „Sie“ anredeten, trotz ungetrübter, herzlicher Harmonie. Der Vater sagte: „Mama, wie geht es Ihnen?“ und die Großmutter erwiderte: „Ich danke Ihnen, lieber Richard, ganz gut!“ Uns fiel dieser Lebensstil nicht auf, denn er war keineswegs geschraubt oder unnatürlich.

Der Rückblick auf Großmutterns Haus und Garten ist neben dem Strande der zweite Höhepunkt der Erinnerung an das Glück der Kinderzeit. Ja, das war ein Garten! Da gab es Fliederbüsche und Obstbäume, eine richtige Terrasse, einen mit dichten Büschen bedeckten Berg, auf dem ein Lusthäuschen stand, und darunter ein unterirdischer Eiskeller. In den Garten kam man durch einen Hof, wo in alter Zeit die Dogge Roland an ihrer Eisenkette zerrte und greulich bellte, daß einem kleinen Jungen, der schon sowieso kein Held war, das Herz in die Hosen rutschte. Da waren Männer, Flick und Tyra, wie die mehr oder weniger echten Dackel nacheinander hießen, schon umgänglicher. Die Hunde waren der letzte Rest einer durch Generationen reichenden Förstertradition der Familie Schultz. Das Schönste im Garten war die riesige alte Kastanie, die vor der Veranda ihre Zweige ausstreckte, als wollte sie den halben Garten bedecken. Unter ihnen standen eine bequeme Bank, ein Tisch und einige Stühle. Hier war von Frühling bis Herbst der Treffpunkt des ganzen Hauses.

Die Erinnerung an dieses großmütterliche Haus ist aufs engste mit Weihnachtserinnerungen verknüpft, weil wir die ganze Kinderzeit hindurch den Heiligen Abend bei der Großmutter verlebten.

Vor Weihnachten änderte selbst unser liebes altes Riga sein Gesicht. Auf den Straßen drängten sich die Menschen. Jeden Tag höher bepackt sah man Väter und Mütter aus den Geschäften der inneren Stadt in unsere Vorstadt kommen. Unsere Mutter brauchte jetzt täglich einen „Fuhrmann“, die Droschke, die nun im Winter mit gemütlichem Schellengeläute, aber sonst lautlos, über die hohe Schneedecke glitt. Ohne Schlitten kam niemand durch die Straßen. Und im Hause gab es Kammern, an denen man in dieser Zeit nur mit ehrfurchtsvollem Schweigen vorüberging, weil man unermeßliche Schätze hinter ihren Türen zu vermuten das Recht hatte. Da die praktischen Dinge der Kleidung, Wäsche usw. mit der Selbstverständlichkeit eines gesättigten Wohlstandes von selbst zur rechten Zeit eintrafen, so war bei den Weihnachtswünschen dem Luxus und Überfluß Raum gegeben. Man mag dieses für unpädagogisch halten. Doch glaube ich, daß es mich nicht verdorben hat. Gott selbst hat später die notwendigen Korrekturen durch des

Lebens Härte vollzogen. Später lernte ich schnell, daß nichts im Leben, nicht einmal das tägliche Brot, selbstverständlich ist. Aber jene Zeit des Überflusses, in der wir Kinder lebten, hat uns nicht undankbar gemacht. Das ist entscheidend! Wir danken es unserer Mutter. Auch Gott behandelt seine Kinder nicht anders. Er überschüttet sie mit seinen Gaben, so daß sie „trunken werden von den reichen Gütern seines Hauses. Er tränkt sie mit Wonne als mit einem Strom“, sagt David im 36. Psalm. Ich habe dieses Überschüttetwerden von klein auf reichlich erfahren und in späteren Zeiten quälenden Mangels und großen Leides mit dankbarer Freude der alten Zeit gedacht.

Am 24. Dezember sahen wir den Vater erst abends, weil er in seinem Geschäft bis zum letzten Augenblick zu tun hatte. Nachmittags fuhrn wir festlich gekleidet mit der Mutter in den Dom zur Christvesper. Hier drängen sich viele Hunderte von Menschen. Wir finden wieder unsern gewohnten Platz, wo wir alljährlich zur Weihnachtsvesper sitzen in der Nähe der Kanzel. Die barocke Kanzeltreppe mit den graugrünen Apostelgestalten zieht meine Neugierde an. Die Aufmerksamkeit wird aber bald völlig von den beiden gewaltigen Weihnachtsbäumen mit Beschlag belegt, die rechts und links im hohen Kirchenschiff stehen. Die Lichter sind mit einer Zündschnur untereinander verbunden, und jahrelang war es für mich der Höhepunkt des Gottesdienstes, wenn die Kirchendiener die Schnur entzündeten und nun die Flamme eilig von Kerze zu Kerze lief, bis schließlich die Bäume im vollen Lichterschmuck erstrahlten. Dann erklangen die lieben, alten Weihnachtslieder: „Es ist ein Ros entsprungen“, „Vom Himmel hoch“, „Stille Nacht, heilige Nacht“. Zwischendurch sang der Chor aus rätselvollen Fernen. Die hohen Gewölbe der frühgotischen Domkirche machten im dämmernden Licht auf den Knaben stets den Eindruck des Geheimnisvollen, als wäre da oben irgendwo eine Verbindung mit dem Himmel. Die Mutter hatte uns immer zur Ehrfurcht erzogen. Darum war es nicht überraschend, daß ich als kleiner Kerl einmal, als Fritz und Else belustigt aus dem Kindergottesdienst erzählten und herzlich lachten, weil der Pastor sich versprochen hatte, empört gerufen haben soll: „Über den lieben Gott lacht man nicht!“ In der späteren Zeit lernte ich freilich, zwischen dem Pastor und dem lieben Gott sehr wesentlich zu unterscheiden. Aber nun dieser ferne Chorgesang. Waren es nicht doch die Engelscharen? Dann aber hörte ich aus dem andern Ende des Kirchenschiffes eine laute, tremolierende Stimme, die in einer ungewohnten Betonung rief: „Und du, Bethlehem-Ephrata, bist mitnichten die Kleinste unter den Fürsten Judas, denn aus dir soll mir

kommen, der in Israel Herr sei!“ Und nach einer Weile: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde . . .“ Ja, davon hatte die Mutter mir schon vorgelesen aus dem schönen Buch mit den Geschichten vom lieben Gott. Da waren auch viele Bilder darin. Viel später traf ich in den „Wiedemannschen Biblischen Geschichten“ einen Freund aus der Kinderzeit.

War der Gottesdienst zu Ende, so galt es, noch lange zu warten. Der Dom mag wohl über zweitausend Andächtige beherbergt haben und hatte nur kleine Türen. Unsere Mutter haßte alles Gedränge, doch mir wurde das Warten sauer. Dann aber stampften die kleinen Füße tapfer im Schnee durch die kleine Neustraße zur Scheunenstraße, wo das Tuchgeschäft des Vaters war. Ihn wollten wir abholen. Dann ging es im schnellsten Trabe im Schlitten hinaus in die Vorstadt, um den schönsten Abend des Jahres, den Heiligen Abend, zu feiern.

## 2. ERSTE SCHULJAHRE

*Die Jahrhundertwende – Das siebenhundertjährige Jubiläum Rigas – Das v.-Eltzsche-Gymnasium – Erster Religionsunterricht – Ich lerne Russisch*

Ehe die Schulzeit mit ihren völlig neuen Eindrücken und damit der erste selbständige Schritt in die Welt mit sechs Jahren gemacht wurde, schiebt sich in meine nun breiter daherrauschenden Erinnerungen ein Ereignis, das einer der letzten hell aufstrahlenden Sterne in der deutschen Geschichte Rigas sein sollte. Es war das siebenhundertjährige Jubiläum unserer alten lieben Heimatstadt. Immer wieder nehmen wir Balten Gelegenheit zu betonen, daß Riga nicht nur älter ist als die ältesten deutschen Städte Ostpreußens, sondern auch älter als die erste urkundliche Erwähnung Berlins und nur rund fünfzig Jahre jünger als Lübeck. Wie wenig wußte man früher im Reich von Livlands Geschichte und vom baltischen Deutschtum! Mit zehn Jahren kam ich zum ersten Male nach Deutschland. Da war man erstaunt, daß ich deutsch reden konnte. Meine Schwester war in ähnlicher Situation gefragt worden, ob es bei uns nicht gefährlich sei, spazieren zu gehen – wegen der Bären!

Als Kolonialgründung ist Riga nicht auf eine erste Erwähnung in amtlichen Urkunden angewiesen, um ihr Alter nachzuweisen. Riga kann sozusagen den Tag ihrer Geburt standesamtlich aufzeigen, da sie im Jahre 1201 durch Bischof Albert gegründet wurde,

der die Burg und den Mariendom baute und damit der ersten kaufmännischen Siedlung das Stadtrecht gab. Mit dem Jahre 1901 nahte daher der siebenhundertjährige Geburtstag der alten Hansestadt.

Den Übergang ins zwanzigste Jahrhundert habe ich unbewußt getan. Dennoch bleibt eine dunkle Erinnerung, daß nach Weihnachten die großen Leute von einer neuen Zeitrechnung sprachen, die nun eingeführt wurde. Riga bekam osteuropäische Zeit.

Stolz stand am Dachgiebel unseres durch deutsche Opferwilligkeit erbauten Theaters in steifen Antiquabuchstaben: „Die Stadt den darstellenden Künsten.“ Diesmal zeigte die darstellende Kunst das alte Märchen vom Aschenbrödel. Wir saßen zu dieser Kinder- vorstellung im Theater ganz vorne links in der Orchesterloge. Bei der Szene nun, wo Aschenbrödel eiligst den Festsaal verläßt und dabei ihren goldenen Schuh an der Schwelle verliert, rief der König ihr nach: „Fräulein, beeilen Sie sich, wir haben jetzt Petersburger Zeit!“ Das schallende Gelächter des Publikums habe ich gerne unterstützt – ich lache auch heute noch gerne mit! – dennoch war ich damals ungewiß, was hieran ein Witz sein sollte. Ich mochte die großen Leute nicht fragen. Sie sagten dann gewöhnlich: „Das verstehst du noch nicht.“ Und diese Antwort war mir immer peinlich. Erst später erfuhr ich, daß am 1. Januar 1900 in Riga alle Uhren eine halbe Stunde vorgestellt werden mußten.

So bin ich also ins neue Jahrhundert gekommen. Der Sommer 1901 brachte die festreiche Zeit der großen Jubiläumsausstellung. Für mich zugleich eine gute Vorbereitung für die erweiterte Welt, die sich mir durch die Schule öffnen wollte. Als ich das erste Mal mit meinen Eltern die Kasse zur Ausstellung passierte, war ich sehr stolz darauf, daß mein Vater auf Grund eines Abzeichens im Knopfloch den Eintritt nicht zu bezahlen brauchte. Er war Experte der Prämiiierungskommission für Textilwaren. Daß mein Vater mitzubestimmen hatte, wer von den Ausstellern eine silberne oder gar eine goldene Medaille bekommen sollte, steigerte mein Wertbewußtsein außerordentlich. In den Maschinenhallen tat ich zum ersten Mal einen Blick in das Geheimnis der Technik. Ich sehe große Kessel mit einem gräulichen Brei und wundere mich, daß daraus so schönes weißes Papier entstehen kann. Eine Bonbonfabrik war indiskret genug, uns die Entstehung ihrer Bonbons vor Augen zu führen. Immerhin eröffnete sich mir die neue Welt der Technik, der ich bisher im Elternhause fern gewesen war. Ich kam mir vor wie in einem Märchenland und glaubte, allen Zauberkünstlern hinter ihre Geheimnisse zu kommen. Meine Mutter war so überrascht über mein erwachendes Interesse, daß sie meinte, meinen kommenden Beruf als Maschinenbauer zu erkennen, zumal ich damals äußerte,

ich möchte gerne „Scheniör“ werden. Ich ahnte noch nicht, wieviel Rechenkunst zu diesem modernen Beruf gehört. Bald sollte die Schule klären, daß ich für den Umgang mit Zahlen wenig Neigung und noch weniger Gaben verspürte.

Ein anderes kleines Erlebnis erweiterte meinen Gesichtskreis gleichfalls wesentlich. Ich sah den ersten wirklichen Neger, den ich bisher nur aus dem Struwelpeter kannte: „Es ging spazieren vor dem Tor ein kohlpfehrabenschwarzer Mohr.“ Der, den ich hier sah, war allerdings vollkommener bekleidet als jener im Buch des Dr. Hoffmann. Ihm saß sein eleganter Frack tadellos. Er war Kellner im großen Kaffeegarten der Ausstellung. Ich wurde vor Freude puterrot, als dieser Sohn Afrikas ein persönliches Interesse für mich zeigte. Ich saß nämlich eines schönen Tages mit der Mutter und den Geschwistern erwartungsvoll am Tisch des Kaffeegartens. Der Vater war zur Bestellung der Speisen in die Halle gegangen. Da nahte sich der schwarze Ober, machte vor mir eine elegante Verbeugung und servierte mir einen Mohrenkopf. Man stelle sich vor: mir ganz allein! Die Mutter und die Geschwister lächelten verständnisinnig, als nach einer Weile der Vater mit unschuldiger Miene seine große Überraschung kundtat, daß ich auch unter den Völkern des dunklen Erdteils schon meine Spezialfreunde hätte. Noch war mir die Welt voller Mysterien. Der schwarze Mann aber ist mir Zeit meines Lebens lieb geblieben – erst recht, als ich durch die „Kleine Missionsglocke“ der Leipziger Mission noch mehr aus dem Leben jener fremden Völker hörte.

Im Herbst nach diesem ereignisreichen Sommer erfolgte der mit Spannung erwartete Augenblick des Eintritts in die Schule. Daß ich auf das humanistische Gymnasium gelangen sollte, scheint meiner Mutter längst festgestanden zu haben. Sie hatte den stillen Wunsch, ich sollte einmal Pastor werden.

Die Schulverhältnisse waren für uns Deutsche in Riga denkbar schwierig. Alexander III. hatte unter dem Einfluß seines Ratgebers, des berüchtigten Oberprokureurs des „Allerheiligsten Synods“, Pobjedonozew, seine Russifizierungspolitik gegen die deutschen Balten begonnen. Seitdem hatten wir unsere deutschen Schulen verloren. Die deutschsprachige Schule gehörte zu dem sogenannten „privilegium Sigismundi Augusti“, das auf den Polenkönig dieses Namens zurückging und nach der Eroberung Rigas im Jahre 1710 durch Peter den Großen auch für die russische Regierung „auf ewige Zeiten“ garantiert war. Nationalistische Engherzigkeit ging nun wie eine Walze über die Kulturgüter der Balten hinweg. Für mich bedeutete das, daß ich als Deutscher in eine russische Schule zu gehen hatte, in der Deutsch nur als Fremdsprache gelehrt und

als Unterrichtssprache nur noch in den Religionsstunden zugelassen war.

Bei meiner älteren Schwester Else waren die Eltern einen andern Weg gegangen. Da das Frauenstudium und die dazu nötige Maturität damals kaum in Frage kam, bestanden für die „höheren Töchter“ sogenannte „Kreise“, in denen je zehn bis fünfzehn Mädchen aus deutschen Familien privatim in den Wohnungen der Eltern unterrichtet wurden. Eine Zeitlang waren auch diese Kreise vom Staat verboten. Damals wurde der Weg der Illegalität beschritten. Ich weiß nicht, ob ich diese Zeit noch miterlebte. Denn natürlich wurde vor uns Kleinen so etwas sehr geheimnisvoll behandelt. Als ich später davon erfuhr, war ich stolz und fand es sehr interessant, daß die Mädchen ihre Schulbücher in Packpapier wickelten, damit der Ranzen sie auf dem Weg zur Schule nicht verate. Auch der Lehrraum wurde dann alle paar Tage gewechselt. Später wurden solche Privatkreise „ohne Rechte“ erlaubt. Und ich erinnere mich noch gut, wie in unserem Saal, wie das große Musikzimmer genannt wurde, jeden Morgen der lange Schultisch und die Schultafel aufgestellt wurden.

Für mich kam dieser Weg nicht in Frage. Ein deutscher Schulmann hatte dafür einen andern Plan verwirklicht, um in den schwierigen Verhältnissen das Bestmögliche zu erreichen. Herr von Eltz, so hieß er, war ein guter Pädagoge, und ich habe ihn sehr verehren gelernt. Er gründete ein Privatgymnasium, in dem fast ausschließlich deutsche Lehrkräfte unterrichteten. Auch unter den Schülern waren Nichtdeutsche in der Minderheit. So erreichte er, daß in seiner Schule bei russischer Unterrichtssprache Geist und Ordnung deutsch blieben. Außerhalb der Unterrichtsstunden hörte man kaum ein russisches Wort. Zehn Jahre bin ich in diese Schule gegangen und habe trotz der nie ausbleibenden schmerzlichen Vorfälle im Schülerleben eine ungetrübt dankbare Erinnerung an die Eltzsche Schule behalten.

Noch sehe ich jenen sonnigen Augusttag vor meinen Augen. Fast körperlich fühle ich die Spannung und Neugierde, die sich an jenem Tage in meinem Herzen barg: Wie wird alles sein? Was wird man von mir verlangen? Ich war zu Hause so sehr als der Kleine erzogen, daß ich nicht nur sehr unselbständig war und blieb, sondern auch in meiner natürlichen Schüchternheit eine große Scheu vor der Berührung mit fremden Menschen hatte.

Die Schule war in einem Miets Hause untergebracht, in dem zwei große Wohnungen für die Schule hergerichtet waren. Für moderne Begriffe war alles sehr einfach. Der geölte Fußboden, auf dem man so leicht ausglitt und furchtbar schmutzig wurde, war mir unappe-

titlich und gab zusammen mit den meist nassen Mänteln, die in den Klassenräumen aufgehängt waren – verbunden mit dem Angstschweiß so vieler Edlen – eine recht seltsame Atmosphäre. Um in die drei untersten Vorbereitungsklassen zu kommen, mußte man durch das kleine Lehrerzimmer gehen, das mit einer Fülle von Symbolen der Gelehrsamkeit geschmückt war. Später war ich herzlich dankbar, daß durch diese engen Verhältnisse die Schule einen familiären Charakter trug.

Unser Lehrer, Herr Freymann, hatte die Stirn eines preußischen Unteroffiziers, dazu eine rauhe, tiefe Baßstimme und breite Hände, die gewöhnlich als Fäuste auf seinen Knien ruhten. Diese Hände spielten in der Erziehung insofern keine Rolle, als eine körperliche Züchtigung in der Schule in keiner Form in Frage kam. In ganz Rußland war jede Prügelstrafe in der Schule streng verboten. Die gegenteiligen Zustände im Deutschen Reich habe ich immer als unwürdig empfunden.

Eine Aula hatte unsere Schule nicht. In der größten Klasse, wo über dem Katheder Hoffmanns Bild „Die Predigt Jesu am See“ hing, war jeden Morgen eine kurze Andacht. Hier lernte ich von früher Kindheit an eine Anzahl Lieder so oft singen, daß sie mir ziemlich im Gedächtnis blieben: „Ach bleib mit deiner Gnade“, „O Gott, du frommer Gott“, „Ich will dich lieben, meine Stärke“, „Ringe recht“, „Fahre fort“, „Segne und behüte“ und andere. Bei manchen dieser Lieder beschleicht mich noch heute beim Singen ein unerklärliches Druckgefühl, als gäbe es gleich einen russischen Klausenaufsatz oder eine Rechenaufgabe, die ich nicht verstanden hatte. Die Andacht hielt meist der Pastor oder der Religionslehrer. Der letztere war in den meisten Fällen auch Theologe. War er verhindert, so las Herr von Eltz eine Andacht vor und betete ein Vaterunser. Seine schlichte, männliche Art machte mir Eindruck.

Die offenbar etwas altmodische Unterrichtsmethode meines Lehrers brachte mich zuerst in rechte Verlegenheit. Ich wurde pessimistisch, ob ich seinen gelehrten Ausführungen gewachsen sei. So war ich ratlos, wenn er davon sprach, daß alle Worte aus Silben beständen. Offenbar hatte er den Ofen als Beispiel genommen. Die Kunst der Abstraktion ging mir jedoch völlig ab. Ich sah öfters nach dem großen Kachelofen in der Ecke und konnte beim besten Willen nichts von Silben an ihm entdecken. Daß „Silben“ irgend etwas mit „Silber“ zu tun hätten, war mir wahrscheinlich. Daß ich trotzdem Schreiben und Lesen gelernt habe, ist wohl mehr ein Zeichen dafür, daß Gott jedem Menschen eine gewisse Schöpfungsgrundlage mitgibt, als ein Erfolg meines verehrten Lehrers.

Viel interessanter waren mir seine Religionsstunden. Er zeich-

nete in schnellen Strichen mit Kreide eine Karte des Heiligen Landes auf die Tafel. Am bedeutsamsten war mir, daß das Paradies auf dieser Landkarte rechts oben war. Daß wir es verloren hatten, stand mir schon lange unwandelbar fest. Aber nun erwachte in mir der Wunsch, nach dieser Karte jene Gegend aufzusuchen, um noch etliche Paradiesesreste zu entdecken. Vielleicht ist dieser kindliche Wunsch später in anderer Weise in Erfüllung gegangen.

Später bekamen wir den Religionsunterricht vom jungen Pastor Hermann Bergengruen, dessen heiliger Ernst beim Unterricht mir großen Eindruck machte. Er zeigte uns zum ersten Mal eine Bilderbibel und erwärmte mein Herz für die Heidenmission. Er hat einen guten Grund gelegt. Im Jahre 1919 wurde Pastor Bergengruen einer der aufrechten Märtyrer für seinen Glauben. Als die Bolschewiken ihn zum Richtplatz führten, soll laut von seinen Lippen ein Glaubenslied gehört worden sein.

Sprach ich mal in der Pause mit den acht- bis neunjährigen Jungen der nächsten Klassen, so verzagte ich oft am hohen Ziel dieser Bildungsarbeit. Zwar hatten meine Eltern an die Stelle der früher genannten Olga ein blutjunges russisches Mädchen für uns Kinder ins Haus genommen. Und meine Marja ist viele Jahre hindurch die treue Helferin und Kameradin, aber auch Erzieherin geblieben. Sie führte Gretel und mich spazieren und spielte mit uns. Spielend lernten wir, ein wenig Russisch zu plappern. Ohne diese Vorübung wäre mir die Schule wesentlich saurer geworden. Dennoch genügte dieses Russisch für die Schule nicht. Und die russische Lehrerin der nächsten Klasse, deren etwas keifende Stimme oft durch die Doppeltür drang, die unsere Klassen trennte, ließ mein Herz beben. Ein russisches Diktat und später gar ein Aufsatz gehörten bis zuletzt zu den schwersten Hürden, die im Schulleben genommen werden mußten.

### 3. DAS REVOLUTIONSJAHR 1905

*Der russisch-japanische Krieg – „Du kommst nach Sibirien!“ – Überfälle und Schulstreik – Wir fahren nach Berlin*

Ja, die gute alte Zeit! In meinen Erinnerungen habe ich das Recht, jene Vergangenheit so zu nennen. Was wußte ich von den sozialen Nöten und den politischen Ungerechtigkeiten im alten Zarenreich! Unsere Eltern verstanden es, uns Kindern alles Unangenehme und Häßliche fernzuhalten. Je breiter nun der Strom der Erinnerungen wird, um so schwerer ist es mir, das so reiche Mate-

rial zu ordnen. Das war ja gerade das Schöne in der Kinderzeit, daß sie keine spürbaren Einschnitte hatte. Es gab keine Wunde, die wieder vernarben mußte, keinen Niedergang, auf den ein Aufstieg folgte. Die Zeit im Elternhause verlief so reibungslos, daß sie mehr einem spiegelglatten See gleicht als einem munter sprudelnden Bach.

Aber dann kam 1904 – ich war neun Jahre alt geworden – der für Rußland so unglücklich verlaufende russisch-japanische Krieg mit seinen verhängnisvollen Folgen. Ich erinnere mich dunkel, daß eines Tages unser Onkel Georg, der jüngste Bruder meiner Mutter, der als Arzt praktizierte, beim Eintreten ins Zimmer sagte: „Na, mit Japan wird es wohl Krieg geben.“ Das war vielleicht nicht anders gemeint als die Äußerung eines Kaffeehauspolitikers. Aber mein neunjähriges Jungenohr hatte das Wort aufgeschnappt, und die Phantasie begann zu arbeiten. Ich war ja nun nicht mehr so klein wie während des Burenkrieges. Und schon malte ich mir aus, daß ich am Strandufer Zeuge einer Seeschlacht sein könnte. Nun, der Krieg verlief für uns und unsere Familie nicht viel anders als für den Bürger aus Goethes Osterspaziergang: „Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn draußen weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen.“ Der Krieg aber endete bekanntlich für das russische Zarenreich katastrophal. Und mit das Schlimmste war, daß allerhand peinliche Bestechungsaffären und Unordnung in der Verwaltung offenbar wurden.

Bald kam es im engen Zusammenhang mit dem Kriegsausgang in der Heimat zu Ereignissen, die uns alle sehr persönlich trafen. Noch ehe der Krieg durch den Frieden von Portsmouth sein Ende fand, brach an vielen Orten, in Petersburg, Moskau, Odessa und ganz besonders in den baltischen Ostseeprovinzen, die Revolution aus. Wie es anfang, weiß ich nicht. Mein Ohr war gut, aber weil ich auf Rückfragen nichts erfuhr, blieb es bei bruchstückartigen Erkenntnissen. Mit Revolutionen hatte ich noch keine Erfahrungen gemacht. Das Leben hat diese Lücke meiner Bildung freilich reichlich ausgefüllt. Ich weiß nun besser Bescheid.

Es mag im Januar 1905 gewesen sein, als die Großen von allerhand unheimlichen Vorgängen in Petersburg flüsterten. Da wurde von „Gapon, dem Priester“ geredet. „Winterpalais . . . Arbeiterdemonstrationen . . . viel Tote!“ – das waren etwa die Stichworte, die ich hörte und die meine Neugierde anstachelten. Dann hieß es wieder: vor der Gertrudkirche in Riga sei der ganze Platz mit Flugblättern bedeckt gewesen. Wenn ich doch mehr erfahren könnte! Die Sache wurde spannend.

Mit Schweigen allein kam nun unsere Mutter nicht mehr durch. Sie mußte uns Kinder ein wenig instruieren, damit wir der neuen Lage gewachsen wären. „Nimm nie ein bedrucktes Blatt in die Hände, das du auf der Straße oder in der Straßenbahn findest! Laß dir auch keines in die Hand drücken oder in die Tasche schieben! Sei vorsichtig! Sonst kommst du nach Sibirien!“ Ja, das war eine Sprache, die ich verstand. Mein Bruder Fritz fügte noch manche pikante Einzelheiten hinzu: Er wußte von einem Manne, der nach Sibirien verschickt sei, weil die Polizei in seiner Tasche ein Flugblatt gefunden habe, das ihm jemand unbemerkt zugesteckt hätte. Nach solchen aufregenden Sensationen juckten förmlich meine Ohren. „Stell dich nicht dazu, wenn auf der Straße ein paar Leute zusammenstehen . . . du kommst nach Sibirien!“ Neue Worte und Begriffe bildeten sich in meinem Jungengehirn: Bomben, Attentate, Meetings, Agitatoren, Konvois – alle diese Worte bekamen Inhalt und Farbe. Nicht immer richtige, aber doch interessante.

Wir waren inzwischen umgezogen und lebten nur eine Treppe hoch, da unserer Mutter das Treppensteigen schwer wurde. Mein Schulweg war nun etwas anders geworden, und ich hatte das stolze Gefühl, daß Herr von Eltz, unser Direktor, mir gegenüber wohnte. Auf diesem Schulweg hatte ich mein erstes Revolutionserlebnis. Eben hatte ich unser Haus verlassen, da fuhr zwei Häuser weiter eine Kutsche vor, in der zwei bleiche Herren mit Aktentaschen saßen. Der Wagen war begleitet von einem Konvoi von etwa sechs Kosaken zu Pferde. Erst nachmittags erfuhr ich, daß der Kassierer einer großen Firma von Revolutionären erschossen und das Geld, das er bei sich führte, geraubt war. Nun wurden seine Nachfolger von Kosaken begleitet. Diese waren bald ein gewohntes Bild auf den Straßen Rigas: auf kleinen schnellen Pferden, oft mit Piken bewaffnet und neben sich am Sattel stets die Nagaika hängend, die gefürchtete kurze Peitsche, die mit Nägeln und Bleikugeln beschwert war. Mit dieser Peitsche schlugen sie erbarmungslos ein, wenn eine Straße von Demonstranten geräumt werden sollte.

Trotz dieser Kosakenhilfe und obwohl der Belagerungszustand für unsere Provinzen erklärt war und bei jedem Schutzmann zwei Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr Wache standen, nahm die öffentliche Unsicherheit zu. Ganz besonders auf dem Lande, wo viele Morde an Gutsbesitzern und Pfarrern geschahen und Gutshäuser und Schlösser in Flammen aufgingen. Soziale Gegensätze und nationale Zwietracht, jahrzehntelang geschürt durch die russische Presse, die der Russifizierung dienen wollte, trugen furchtbare Früchte. Auch in Riga waren Überfälle an der Tagesordnung.

Eines Tages kam ich nachmittags aus meiner Turnstunde. Vor

unserem Hause war ein Pferd gestürzt. Ich stand im Kreise der Neugierigen. Plötzlich ertönen die Straße hinauf mehrere Schüsse, die sich bald wiederholen. Im Nu ist alles auseinandergestoben. Auch in unserem Hausflur, in den ich geeilt war, standen zitternde Menschen. Für mein Jungenherz war das hochinteressant. Endlich hatte ich auch etwas erlebt. Irgendwo war ein Überfall auf einen kleinen Kolonialwarenladen verübt worden.

Die deutsche staatsstreue Bevölkerung bewaffnete sich im sogenannten „Selbstschutz“, der straff organisiert wurde.

Zwei Ereignisse im Herbst 1905 verleiteten unseren Eltern den Aufenthalt in Riga so sehr, daß sie zu einem auch für mich weittragenden Entschluß kamen. Das erste war der Schulstreik. Das war eine typisch russische Angelegenheit. Die russischen Schulen waren weithin politisiert. Da kein Schulgesetz den Besuch von Schulen erzwang oder das Eintrittsalter festlegte, waren besonders die russischen und zahlreichen jüdischen Schüler in den oberen Klassen meist stark bei Jahren. Ich erinnere mich, in der Prima Schulkameraden mit dicken Schnurrbärten, wie sie damals getragen wurden, gehabt zu haben. Eines Tages nun proklamierten diese Kreise den Generalstreik der Schüler. Es kam zu allerhand Tätlichkeiten auch gegen die Lehrer. Bei uns im Eltzschen Gymnasium ging natürlich alles gemüthlicher her. Als ich eines Tages nach der Mittagspause der Schule wieder zupilgerte, begegnete mir ein vor Trunkenheit torkelnder alter Maurer, der mir im seligen Rausch zurief: „Feierabend! Feierabend!“ Das war das deutsche Schlagwort für den Streik. Der Mann gefiel mir, ich winkte ihm fröhlich zu. In der Schule war große Aufregung. Herr von Eltz, der wie ein Vater für seine Schüler besorgt war, machte sich viel Sorgen. Wir wurden alle nach Hause geschickt, und damit schlossen sich für mich auf unbestimmte Zeit die Pforten der Wissenschaft. Ich war nicht unzufrieden.

Aber das Faß der Geduld unserer Mutter lief doch durch ein anderes Ereignis über. Die Agitatoren, die den Generalstreik vorbereiteten, wollten auch die Dienstboten organisieren und radikalisieren. Dazu setzten sie ein Meeting in der sogenannten Moskauer Vorstadt an. Unsere beiden lettischen Dienstboten, Minna, die Köchin, und Alide, das Stubenmädchen, standen treu zu uns und waren allen revolutionären Bestrebungen abhold. Sie dachten also nicht im entferntesten daran, der freundlichen Einladung zu einem Meeting zu folgen. Der Tag der großen Versammlung kam, wir sahen einen Riesenschwarm von Köchinnen und andern dienstbaren Geistern die Straße hinabziehen. Aber die unseren waren nicht dabei.

Da gingen zu unserem Schrecken Boten der Revolution von Wohnung zu Wohnung und holten die Säumigen ab. Auch an unsere Küchentür trommelten kräftige Fäuste. Alide rief geistesgegenwärtig: „Ja, ja, geht nur voran, wir ziehen uns nur noch unsere Stiefel an.“ Die viel jüngere Minna aber lief kreischend und angst-erfüllt ins Zimmer zu ihrer „gnädigen Frau“ und verkroch sich buchstäblich unter ihre Schürze, um bei ihr Hilfe zu suchen. Nun, das Gewitter ging vorüber. Aber unserer Mutter riß der Geduld-faden. Unsere Eltern gehörten zu jener Generation unter den Bal-ten, die nichts weiter suchten, als ungestört ihr privates Leben zu führen. Nun war dies „my house, my castle“ gefährdet. Die Fäuste sozialistischer Revolutionäre, die an unsere Küchentür getrommelt hatten, kündigten ein neues Zeitalter an. Der Bürger wurde aus seiner Ruhe geweckt. Wir erkannten das Alarmsignal.

Eines Tages überraschten uns die Eltern mit der Nachricht: „Kin-der, wir fahren alle nach Berlin!“ – Welchen Jubel diese Nachricht in mir auslöste, ist mit Worten nicht auszudrücken. Berlin! – das war für mich der Inbegriff alles Schönen. Meine Eltern waren viel im „Ausland“ gewesen. Das hieß für mich in Deutschland oder Österreich. Thüringen und Tirol, den Rhein und den Bodensee, die Sächsische Schweiz und Oberbayern hatten sie gesehen und uns Kindern viel davon erzählt. Ihre Reisebilder schmückten unsere Wände. Doch all diese Pracht deutscher Natur und Romantik, deutscher Geschichte und Reiseerinnerungen schien mir in dem Be-griff „Berlin“ verkörpert. Meine geographischen Kenntnisse waren noch gering. In einer kindlichen Perspektivenverschiebung sammelte sich alles, wovon die Eltern erzählt hatten, auf den einen Punkt: Berlin! Und dahin sollte es nun gehen. Ich begann, die Revolution zu preisen, die mir solche Genüsse verschaffen sollte. Viele packten damals ihre Koffer, da der Staat seinen Bürgern keinen Schutz mehr geben konnte. In der Operette von der „Geisha“ sang unser Komiker folgenden Vers als Einlage: „Neulich kam ein Fremder an, sich Riga zu besehn. Kinder, sprach er, wo sieht man bei euch die Schutzleut' stehn? Wir suchten alle Straßen ab und alle Straßen auf; schließlich – auf 'ner Ansichtskarte, da war einer drauf!“

Mein Vater übergab sein Geschäft der Aufsicht eines guten Freundes. Unsere Mutter dirigierte mit erfahrenerm Blick das Pak-ken und sorgte für genügend Mundvorrat, denn die Reise dauerte damals von Riga nach Berlin fast 36 Stunden. Ich muß es mir ver-sagen, die Eindrücke von dieser Reise alle wiederzugeben. Mir ging eine neue Welt auf. In Eydtkuhnen erwartete mich die erste Sen-sation: ich sah die erste Pickelhaube, wie ich sie bisher nur bei mei-nen Bleisoldaten gesehen hatte. Bald folgte die zweite Sensation:

Unser Gepäckträger sprach ein fehlerfreies Hochdeutsch! Das war für mich bisher ein Zeichen von besonderer Bildung. Die dritte Sensation war der D-Zug-Wagen mit gepolsterter zweiter Klasse. Als gar ein Kellner ein Klapp Tischchen ins Abteil stellte und uns ein Abendessen servierte, war das Märchen von Tausendundeiner Nacht voll.

Auf dieser ersten und den später folgenden Auslandsreisen sagte ich oft unserer Mutter: „Das ist ja wie in Büchern.“ Erst allmählich merkte ich, wie ich als Kind zweischichtig gelebt hatte. Im Alltag kannte ich den russischen Schutzmann und die russische Eisenbahn, das lettische Dienstmädchen und den lettischen Bauern. Ich hatte nie eine Buche gesehen und nie ein deutsches Dorf. Auch kein Fachwerkhaus oder einen Eichenwald. Ich kannte dies alles wohl. Denn ich hatte ja deutsche Bilder- und Lesebücher. Die deutschen Landschaften hingen an der Wand. Und die Erzählungen der Eltern beflügelten meine Phantasie. Aber diese Welt, wo nur Deutsch gesprochen wurde, wo man das Lied vom deutschen Rhein sang und wo ein deutscher Kaiser die Parade von deutschen Soldaten abnahm, wo der Wind durch Buchen- und Eichenwälder rauschte und wo man durch „altfränkische“ Sträßlein alter Reichsstädte ging, wie ich sie auf den alten Stahlstichen in den Zeitschriftenbänden unserer Großmutter gesehen hatte – diese ganze Welt blieb ein unerreichbares „Orplid“, von dem man nur träumen konnte, und das für mich in weiter Ferne lag. Die Erfüllung dieses Traumes war eine der stärksten Erschütterungen meines Kinderlebens. So schwer ich später die plötzliche Trennung von der Heimat durchlitten habe, so wußte ich mich doch heimgekehrt ins Mutterland.

Berlin war dann doch etwas anders, als ich's mir erträumt hatte. Zum Beispiel ritt man nicht auf Eseln durchs Brandenburger Tor. Ich hatte das mit dem Drachenfels am Rhein verwechselt. Der Tiergarten hatte auch nichts mehr mit Tieren zu tun, um so phantastischer war dann der Berliner Zoo. Aber auch der erste Gang durch die „Linden“, der Aufzug der Wache mit schmetternder Marschmusik! Und dann die Erklärungen der Mutter: „Dies ist der alte Fritz! und dort ist das Palais des alten Kaisers. Und drüben steht die Wache am Kastanienwäldchen!“ – Ach, es ist alles, als wäre es erst gestern geschehen. Dazu die bunten Uniformen der Husaren und Ulanen und je und dann ein Mann von der Schutztruppe mit breitkrepfigen Hut! Die Augen wußten nicht, wohin sie zuerst sehen sollten.

Fünf Monate blieben wir den Winter 1905/6 in Berlin. Die Zeiten waren ernst, und die Eltern mögen ihre Sorgen gehabt haben.

Nicht aber wir Kinder. Wir vermißten nicht, daß wir nicht ins Theater geführt wurden, aber der Besuch im Zirkus Busch blieb unvergessen. Nach kurzem Aufenthalt in einer Pension im Grunewald zogen wir in die Dorotheenstraße gegenüber dem Wintergarten, also mitten in die City. Da gab's genug zu sehen. Lebten wir auch eng und hatten wir im Winter auch wenig Sonne, so gab's doch viel Freude. Es waren noch mehr baltische Flüchtlingsfamilien in der Pension, die uns oft besuchten. Die Privatstunden, die ich bei einem russischen Studenten bekam, waren freilich wenig erfolgreich. Weihnachten feierten wir in aller Fröhlichkeit. Wehmut packte unsere Mutter, als dreizehn Tage später (in Riga hatten wir ja noch den Julianischen Kalender) Professor Reinhold Seeberg in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche im Tiergarten einen Weihnachtsgottesdienst für die Balten hielt.

Als in den ersten Monaten des neuen Jahres bessere Nachrichten aus der Heimat kamen, stieg auch die Unternehmungslust der Eltern. Schlösser und Museen wurden besucht und ein herrlicher Tagesausflug nach Potsdam gemacht. Wie stolz waren wir, als wir die Kaiserin, die vorbeifuhr, grüßen konnten. Neben ihr saß Prinz August Wilhelm und ihr gegenüber die kleine Viktoria-Luise im Matrosenkleidchen. Die Kaiserin grüßte freundlich wieder, und hernach gab es Streit, denn jeder behauptete: „Mich hat sie angesehen!“ An Sensationen fehlte es auch sonst nicht, da in jenen Wochen der berühmte Hauptmann von Köpenick seine Eulenspiegelerei beging.

Aber der Höhepunkt war doch der Einzug der Prinzessin Eitel Friedrich durch die Linden zum Schloß anläßlich ihrer Hochzeit. Wir hatten ein Fenster gemietet und erlebten den wilhelminischen Prunk an diesem Doppelfest, denn gleichzeitig war die Silberhochzeit des Kaiserpaares. Der goldene Prunkwagen der Prinzessin wurde von acht weißen Pferden gezogen. Alle Kutscher und Lakaien trugen die Tracht der Zopfzeit: den dreieckigen Hut auf der gepuderten Perücke, Eskarpins und Schnallenschuhe. Ach ja, es war wie im Märchen. Selbst wenn wir die großartige Illumination am Abend nicht gesehen hätten.

So klang unser Berliner Winter in festlichen Tagen aus. Noch erlebten wir den Geburtstag der Königin Luise, deren Denkmal alljährlich an diesem Tage in herrlichem Blumenschmuck prangte. Dann ging es wieder heim nach Riga.

#### 4. ENTWICKLUNGSAHRE (1906–1910)

*Unsere Schule wird deutsch – Jugendlektüre – In der neuen Wohnung – Museum und Theater – Schüleraufführungen – Wir reisen durch Deutschland und die Schweiz – Ich erwache für das schöne Geschlecht*

Als ich im März 1906 wieder die Schulbank im Eltzschen Gymnasium drückte, hatte ich zuerst einige Mühe, mich wieder in ein geregeltes Schulleben zurückzufinden. Zwei Umstände erleichterten mir meine Lage. Erstens hatten auch meine Freunde in diesem Revolutionswinter nicht gerade viel gelernt. Zweitens aber hatte die zaristische Regierung – wohl unter dem Einfluß des Ministerpräsidenten Witte – den Balten zum Dank für ihre Treue in böser Zeit die deutsche Schule wiedergeschenkt. Meine Schulkameraden schienen mir freilich etwas verwildert. Jetzt meine ich, daß es wohl nur Pubertäterscheinungen gewesen waren. Für mich war es nicht günstig, daß ich immer der Jüngste in der Klasse war. Ich erinnere mich, wie die bei meinen Kameraden erwachende Lust an Zoten mich damals in Verlegenheit und Nöte brachte. Psychologisch war es für mich eine Hilfe, daß ich durch meine Berliner Zeit meinen Freunden gegenüber ein gewisses Wertbewußtsein bekommen hatte. Ich habe damit wohl nicht geprahlt, ließ mich aber nicht so schnell in den allgemeinen Sog hineinziehen. Leider entwickelten sich aber bei mir allerhand pharisäische Eigenschaften.

Von meines Vaters Hand fand ich später einmal ein Kärtchen an unsere Tante, der er im Frühling 1906, am Ende des Schuljahres, schreibt: „... Unser jüngster Sohn fuhr heute früh mit mir zum letzten Mal zur Schule ein, um seine Zensur abzuholen. Dieselbe ist gegen unsere Erwartung glänzend ausgefallen. Hans ist als Erster versetzt worden, und Du kannst Dir wohl denken, wie sehr erfreut wir alle darüber sind.“ Ich hätte mich dieses Schulsieges nicht erinnert. Er war wohl auch wesentlich dadurch errungen, daß meine Freunde jetzt mit andern Dingen beschäftigt waren. Doch begann offenbar jetzt meine „Glanzperiode“ in der Schule, bis auch bei mir in einigen Jahren der Rückschlag eintrat, der in der Regel den Jungen von 13 bis 15 Jahren droht.

Ich habe später an meinen eigenen Kindern erlebt, wie wichtig es ist, daß Jungen in diesem Alter einen Anschluß in einem gesunden Jugendkreis finden. Ich hätte das Zeug gehabt, ein romantischer Wandervogel oder Pfadfinder zu werden. Aber so etwas gab es bei uns nicht. Die „Knabenfeuerwehr“, der ich im Sommer einige Jahre angehörte und die im ganzen eine gute Sache war, konnte

mir das nicht ersetzen, zumal sie auch nur in den drei Sommermonaten in Aktion trat. Das Jugendwandern war auch noch nicht erfunden und war durch die Nachwehen der Revolution sehr behindert. Es hieß: in den Wäldern seien die „Waldbrüder“ – heute würde man sagen: Partisanen. Eine gewisse Ängstlichkeit unserer Mutter um mich kam hinzu. Vielleicht war es ein Erbe von ihr, daß ich mir leicht den Magen verdarb und schließlich ein chronisches Darmleiden hatte. Sonst waren die Jahre 1906–1912 bei uns zu Hause ungetrübt. Alles das wirkte dahin, daß ich mich am wohlsten zu Hause befand. Außer Schwimmen und Radfahren, wozu später ein leidenschaftliches Tennisspielen kam, habe ich keinen weiteren Sport getrieben.

Um so mehr fand ich eine gesteigerte Freude am Lesen. Dadurch eröffnete sich mir ein beglückender Fernblick in Welt und Zeit. Hatte ich früher die reichlich harmlosen „Hoffmannschen Jugendbücher“ gelesen, über die moderne Pädagogen vielleicht ein Gruseln kriegen würden, so fand ich nun den Weg zu Karl May und Wörishöfer, die auch nicht viel besser waren. Bald hatte ich eine Anzahl Bände dieser spannenden Literatur in meinem Besitz. Je dicker der Band, um so besser. Ich sehe mich in der leise schaukelnden Segelhängematte unter den Tannen in den Sommerferien: um mich her das leise Waldesweben, das Spiel der Mücken, das Schlagen der Finken, dazu der monotone Ton der Säge vom benachbarten Holzplatz. Die Sonnenstrahlen spielen durch die Bäume – und ich bin wunschlos zufrieden!

Ich bin nicht unglücklich darüber, daß meine eigenen Kinder später einen besseren Geschmack entwickelten. Ich fand aber bald den Übergang zu den Oskar Höckerschen historischen Erzählungen. Die Geschichte wurde immer mehr zum Mittelpunkt meines Interesses. Dabei hat mich seltsamerweise die Schule fast ganz im Stich gelassen. Die russische Geschichte quälte uns weiter mit Jaroslaw, Wsewolod und den vielen andern Großfürsten, deren Verwandtschaft ich nie recht behielt. Unser nun deutsch gewordenes Gymnasium blieb nach meiner Erinnerung viel zu lange bei der antiken Geschichte hängen, wobei ich vor lauter Perserkriegen und Karthagerkämpfen die Geschichte des deutschen Volkes kaum richtig kennenlernte. Da half ich mir nun selbst, aber freilich sehr unsystematisch. Während ich bald von Luther, von Friedrich dem Großen und den Freiheitskriegen allerhand wußte, blieben mir die Sachsenkaiser und selbst Barbarossa und Heinrich der Löwe noch recht sagenhafte Gestalten. Im reifen Alter war dann allerdings die Aufrundung meines Geschichtsbildes ein hoher Genuß.

Für unser Familienleben und auch meine eigene Entwicklung be-

deutete es viel, daß wir in diesen Jahren noch einmal umzogen, und zwar in einen der schönsten und modernsten Neubauten, den ein russischer Bauunternehmer im sogenannten finnischen Stil erbaute. Die Wohnung im dritten Stock gab eine prächtige Aussicht. Treue Freunde unserer Familie waren unsere Nachbarn. Viele frohe Feste wurden gefeiert – das verstanden wir Balten gut! Und vor allem: ich erhielt ein eigenes Zimmer für mich allein. Dieses Milieu wurde für mich auch zum Schlußakkord meiner Kindheit.

Mein Fenster ging direkt auf das städtische Kunstmuseum, das mit seinen gewaltigen korinthischen Säulen im Stil der klassizistischen Renaissance erbaut war. Dieser Blick auf das Museum sollte für mich einen symbolhaften Charakter bekommen. Die städtische Kunstsammlung war allerdings nicht berühmt. Die Skulpturensammlung bestand fast ausnahmslos aus guten Gipsabgüssen, die ich nur für den Schulgebrauch gelten lassen wollte. „Sind sie auch echt?“ war meine stete Frage. Die Bildergalerie bestand aus Sammlungen Rigascher Ratsherren und Kaufleute. Sie enthielt alte Niederländer zweiter Güte und neuere Romantiker, für deren Schönheit mir damals noch nicht die Augen aufgegangen waren. Daß auch ein Großonkel von mir, der Maler Schultz, mit einer Pastell-Genremalerei vertreten war, machte mich allerdings stolz.

Im Museum aber fanden oft Kunstausstellungen statt, in die meine kunstbegeisterte älteste Schwester mich schon früh mitnahm. Hier sah man eine Kugelgenausstellung, die Werke von vier bis fünf Generationen der bekannten Künstlerfamilie zeigte. Hier sah ich schwedische Maler in ihrer Farbenfreude und Naturliebe. Hier lernte ich die Namen unserer einheimischen Impressionisten kennen und übte das Auge für die Schönheit der Farbe.

Viel später, als ich mit meinen eigenen Kindern die Berliner Museen besuchte, erkannte ich, daß die Einübung des Auges zum Sehen eine Vorbereitung zum Lesen der Bibel ist. Kinder, die mit wachem Auge die Einzelheiten der Natur und die Feinheiten der Kunstwerke sehen lernen, haben es später beim Lesen der Bibel leichter. Adolf Schlatter hat mir später die Wichtigkeit des Sehaktes auch theologisch begründet. Wer nicht sehen kann, kann höchstens denken. Die Bibel aber ist nicht zum Abstrahieren da, sondern zum Schauen der großen Taten Gottes. Der Philosoph findet schwerer den Zugang zur Gottesoffenbarung als der Künstler. Ein solcher bin ich nie gewesen, aber ich danke es meinen Eltern, daß sie uns Kinder in steigendem Maße am Kunstleben teilnehmen ließen.

Dazu gehörte in Riga sehr wesentlich das Theater. Ich gebe zu, daß wir Balten viel Lust am Vergnügen hatten, was leicht zur Ver-

gnügungssucht werden konnte. Auch dieser Gefahr bin ich nicht entgangen. Aber das gute Theater, sowohl die klassische Oper wie das alte und neue Drama, war für meine Kindheit ein wichtiges Bildungselement. Ich habe fast alle Dramen Schillers und die meisten Stücke Goethes schon auf der Bühne gesehen, ehe wir sie in der Schule durchnahmen. Vielleicht war ich in der Veranlagung phantasiebegabt, und diese Begabung wurde nun stark entfaltet. Noch dachte ich nicht an den Bühnenmechanismus und an schauspielerische Tricks. Ich erlebte bebend den Kampf Wilhelm Tells und das tragische Ende Maria Stuarts. Die Wolfsschlucht im Freischütz hatte für mich eine Realität. Daß wir zwischendurch auch lustige Stücke zum Lachen sahen, hat mich nicht verdorben. Wir besuchten das Theater ja fast stets mit den Eltern zusammen. Die saubere Luft des Elternhauses, in dem wir auch nicht ein derbes Wort aussprechen durften, weil unsere Mutter in dieser Hinsicht sehr empfindsam war, schützte uns vor Befleckungen, selbst bei etwaigen zweideutigen Szenen. Mein Vater pflegte zu sagen: „Dem Reinen, dem ist alles rein.“ Daß ich es dennoch nicht blieb, dafür sorgte die Schule und der Umgang mit andern Jungen. Vielleicht sahen meine Eltern im Blick auf mich viel zu rosig, und dennoch bleibe ich ihnen auch in dieser Hinsicht von Herzen dankbar.

Bald begann auch für mich in bescheidenem Umfang ein Stück aktiven Kunstlebens. Eigentlich muß ich dazu auch den Dienst rechnen, den ich Terpsichore, der Muse des Tanzes, entgegenbrachte. Zwar war ich fürchterlich zornig, als meine Mutter mich zur Tanzstunde anmeldete. Diese gehörte nach Ansicht der Eltern zu meiner Bildung. Aber ich war wütend, daß mir der Sonntagnachmittag verloren ging. Außerdem war ich noch im Alter, da sich vom Mädchen stolz der Knabe reißt. Doch auch dieser Schmerz wurde überwunden. Viel lustiger war es, daß meine kleine Schwester und ich bei gelegentlichen Silberhochzeiten in der Verwandtschaft einen Tanz zu zweien aufführten. Wir hatten beide Freude am Rhythmus. Ich lernte, meine Glieder nach dem Takt der Musik in schwungvolle Bewegung zu setzen.

Viel folgenreicher für mich waren die kindlichen Versuche der darstellenden Kunst. Der Hang zu szenischer Darstellung steckt ja wohl meist in phantasiebegabten Kindern. Mag sein, daß wir irgendein Erbgut in unsern Adern hatten, denn wir vier Geschwister, besonders meine älteste Schwester und ich, hatten einen Zug zur Bühne. Ich bin zwar nie ernsthaft versucht worden, hier meinen Beruf zu suchen. Dazu war unsere Familie zu bürgerlich und zu solide. Nicht nur bei Familienfesten, sondern viel ernsthafter bei schulischen Veranstaltungen lernte ich sprechen und mich auf den

Brettern, die die Welt bedeuten, zu bewegen. Ich danke besonders meinem mehrjährigen Deutschlehrer Dr. Masing, der in der Schule als Regisseur wirkte, daß er mich richtig sprechen lehrte ohne albernes Pathos, aber auch ohne steife Hölzernheit. „Wißt ihr“, sagte Masing wohl einmal, „ins Theater gehe ich gar nicht gerne. Die spielen nämlich bloß Theater, aber ihr nehmt's doch ernst.“ Und ob wir es ernst nahmen! Ob ich den Peter Squenz von Gryphius mimte oder den Polyneikos in den Phönizierinnen Schillers – es ging mir immer ums Leben. Meine „Glanzrolle“ war zuletzt in der Prima – allerdings schon im russischen Gymnasium – Siegfried in Hebbels Nibelungen. Als Hagens Speer hinter Kulissen in eine Matratze fuhr, war mein Schrei aus Wut und Schmerz geboren. Und ich wälzte mich in fast natürlichen Krämpfen auf dem Boden der Bühne.

Um dieses weit zurückliegende Kapitel zu Ende zu bringen, sei hier noch erwähnt, daß wir am russischen Gymnasium auch eine lateinische Komödie des Plautus, „Die Kriegsgefangenen“, aufführten. Das war freilich eine Strapaze. Der lateinische Text war schwer und mußte mechanisch gepaukt werden. Ein jüdischer Schulkamerad und ich hatten die Hauptrollen. Es ging alles wie am Schnürchen, sogar bei der Generalprobe. Aber wer will mit den finstern Schicksalsmächten allezeit siegreich kämpfen? Die Aufführung geschah vor dem gesamten meist russischen Lehrerkollegium, an dessen Spitze der uns Deutschen nicht sehr freundlich gesonnene Direktor Ljubomudrow stand, ein guter Kenner der klassischen Sprachen. Ich hatte einen langen Monolog in recht weinerlichem Ton des kettenbeladenen Gefangenen zu halten. War ich meiner Sache zu sicher oder verwirrte mich der Anblick des hochlöblichen Lehrerkollegiums – ich blieb stecken und wußte nicht vorwärts noch rückwärts. Ich wurde puterrot, Angstschweiß trat mir auf die Stirn, und meine Augen blickten hilfeschend umher. Da erschien hinter der Kulisse, nur für mich sichtbar, der Kopf meines jüdischen Kollegen, der mir mein Stichwort zuflüsterte. Mit einem Seufzer der Erleichterung fuhr ich in meinem Monolog fort und kam glücklich zum Ende. Als wir später in der Garderobe Tunika und Toga wieder in russische Schüleruniformen umtauschten, kam der Direktor zu uns, umarmte in russischer Weise unsern lateinischen Lehrer und gratulierte ihm zu dem Erfolg: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ Dann trat er zu mir und lobte mich ehrlich und sagte: „Und besonders dieser verzweifelte Blick! Es war sehr eindrucksvoll!“ Er hatte zu meinem Glück gar nicht bemerkt, wie echt meine Verzweiflung gewesen war. So kommt man unverdient zum Ruhm.

Abgesehen von manchem kindlichen Ehrgeiz, der meinem Charakter abträglich gewesen sein mag, habe ich für meinen späteren Beruf hier das langsame und deutliche Sprechen gelernt. Masing pflegte zu sagen: „Bei jedem Punkt könnt ihr ruhig bis fünf zählen, bei jedem Komma bis drei, dann wird's ungefähr so langsam, wie es nötig ist, damit euch jeder im Saal versteht.“ Daß meine Eltern mir später, zumal ich kein Musikinstrument zu spielen gelernt hatte, kurze Zeit bei einem Rigaschen Opernsänger Gesangsstunden geben ließen, habe ich auch in späteren Jahren als sinnvoll erkennen gelernt. Welche Mühe gab sich mein Herr Petzold, bis ich es kapiert hatte, daß der Ton nicht hinten in der Kehle gebildet werden darf. Mein Gesang blieb eine sehr bescheidene Angelegenheit: über Löwes Balladen im engsten Familienkreise bin ich kaum hinausgekommen. Aber als ich in späteren Jahren nicht nur in akustisch ungünstigen Kirchen, sondern auch oft unter freiem Himmel auf Missionsfesten und bei Straßenpredigten zu reden hatte, habe ich doch selten meine Stimmbänder überanstrengt oder mich gar heiser geschrien. Sprechunterricht, wie manch ein Theologe ihn nehmen muß, war bei mir nicht mehr nötig.

Zu den schönsten Erinnerungen aus dieser späteren Kinderzeit gehören die beiden langen Sommerreisen mit den Eltern und Geschwistern. Wenn wir als Kinder uns ausmalten, was wir wohl täten, wenn wir Millionäre wären, so bauten wir nicht Häuser und legten keine Parks an, sondern machten in unserer kindlichen Phantasie Reisen in ferne schöne Länder. Der Reise- und Wandertrieb mag ein Erbeil jenes Bäckergejellen Christian Daniel Brandenburg gewesen sein, der im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts den Wanderstab in die Hand nahm und von Greifswald in Schwedisch-Pommern nach Kurland in das malerische Städtchen Bauske wanderte. Seine Nachkommen sind in den späteren Jahrzehnten weit verstreut gewesen, nicht nur nach Mitau und Riga zogen sie, sondern auch nach Petersburg und Nowgorod. Sie reisten durchs deutsche Mutterland, ja sie fuhren auch über das große Wasser, sahen die Wolkenkratzer von New York oder arbeiteten auf Java und Insulinde. Ganz so weit brachten wir es zwar nicht. Aber das Fernweh war nicht nur bei uns Kindern ausgeprägt – auch unsere Mutter zog es in die Ferne, wenn der Frühlingswind durchs Land ging. Und später war die Erinnerung an die schönen Reisen der Mutter oft eine Hilfe in schweren Tagen. Auch der Vater reiste mit Passion. Wenn wir sonntags zu Mittag etwas länger bei Tisch saßen und dieser schon abgeräumt war, dann sagte wohl der Vater zu mir: „Geh, hol doch mal den Baedeker und das Kursbuch von Deutschland!“ Dann wurde die Eisenbahnkarte ausgebreitet, und

der Vater hatte ein kleines Notizbuch vor sich, in dem er mit seinem kurzen, fein gespitzten Bleistift aus der Westentasche Städtenamen, Hotels und Sehenswürdigkeiten notierte. Mein Kinderherz konnte es gar nicht glauben, daß auch für mich bald die Stunde kommen sollte, wo es durch das Wunderland, das „Ausland“, gehen sollte. Seit der Fluchtreise im Jahre 1905 war mein Appetit mächtig gewachsen. Nicht umsonst sammelte ich alle Ansichtspostkarten, die mir die Eltern von ihren Reisen aus Partenkirchen oder Konstanz, vom Inselberg oder von der Bastei in der Sächsischen Schweiz geschickt hatten.

Der Sommer 1909 sollte nun die große Überraschung bringen. Ich lag im Frühling wochenlang mit einem schweren Bronchialkatarrh in meinem schönen Zimmer. Die Mutter versorgte mich unermüdlich mit guten Büchern. Abends spielte der Vater mit mir Dame. Am schönsten war's, wenn er mir den Berliner Lokalanzeiger mitbrachte und ich vom Aufstand der Jungtürken in Saloniki las. In der Schule gab es neue Sorgen. Die russische Regierung baute wie gewöhnlich langsam alle Reformen wieder ab, und für mich hieß das: willst du studieren, so mußt du die letzten beiden Jahre wieder in ein russisches Gymnasium. Da das Russische immer meine schwache Seite gewesen war, so wurde mir etwas bange. Dazu machten sich die Eltern Sorgen um meine Gesundheit, und der Arzt verordnete Luftveränderung. Aus allen diesen Erwägungen heraus entstand wohl der Plan einer etwa neunwöchigen Sommerreise der ganzen Familie, jedenfalls der Eltern und der drei jüngeren Kinder, da unsere älteste Schwester schon verheiratet war.

Als ich damals in Velhagen und Klasings Monatsheften eine Reportage über Weimar mit schönen Buntaufnahmen las, konnte ich es kaum fassen, daß ich in wenig Wochen all diese „Heiligtümer“ sehen sollte.

Unser Programm war groß. Es sollte nicht irgendwo ein wochenlanger Kuraufenthalt genommen werden, sondern wir wollten über zwei Monate die anziehendsten Punkte Deutschlands und der Schweiz aufsuchen und dabei von Hotel zu Hotel reisen. Gewiß eine altmodische Art der Reise, die meinen Vater ein kleines Vermögen kostete. Wenn ich nicht irre, verzichtete er damals auf den Kauf eines Hauses, um diese Reise möglich zu machen. Noch auf dem letzten Krankenlager pries unsere Mutter die Klugheit des Vaters: „Das Haus hätten sie uns längst genommen, aber die Erinnerungen können sie uns nicht rauben.“ Unser Vater war der geborene Reisemarschall. Die Bedingung war freilich: Wir alle sollten fröhlicher Laune sein! Das fiel uns – mit ganz geringen Ausnahmen – nicht schwer. Manches, was die Eltern schon kannten und

liebten, wollten sie uns zeigen, so die Wartburg und den Rhein. Anderes wollten sie mit uns Kindern kennenlernen, zum Beispiel Weimar und die Schweiz. Hatte mich schon die Berlinreise 1905 reich gemacht, so weiß ich kein Ereignis meiner Kindheit, das in solchem Maße meine geistige Bildung und Reife vorangeführt hat wie die Sommerreise 1909. Allerdings wären wir keine Baltenkinder gewesen, wenn wir nicht schon über vieles „im Bilde“ gewesen wären, was uns an Geistesdenkmälern deutscher Kultur und Geschichte erwartete. Goethe und Luther – jener noch mehr als dieser – waren in besonderer Weise die Pole jener idealistisch-protestantischen Bildung, die das Baltentum meiner Kindheit pflegte.

Die ganze Reise ausführlich zu beschreiben, würde ein Buch für sich ausmachen. Darum sei nur einiges Charakteristische herausgehoben. Der erste Höhepunkt war Weimar. Unsere Mutter war eine Verehrerin Goethes, der für sie Schönheit und Pietät vereinte. Sie gehörte noch zu jener Generation, die Goethe auch als Vertreter des Christentums ansah. Die geistliche Front ging in unserem Hause nicht zwischen echtem reformatorischem Evangelium und Idealismus, sondern zwischen Religiosität und Naturalismus. Verstand ich von Goethe auch noch wenig, so war doch Weimar mit den Goethe- und Schillerhäusern, mit dem Gartenhaus am Stern und Tiefurt für mein romantisches Jungenherz rein ästhetisch die Erfüllung einer heimlichen Sehnsucht. Stärker erschütterte mich der Anblick der Wartburg. Ich erinnere mich gut, wie ich neben dem Vater stehend aus dem Hotelzimmer die alte, traditionsreiche Stätte deutscher Geschichte vor mir auf dem Berge sah. Damals brach ich in Tränen aus und fiel dem Vater schluchzend um den Hals. Ich ahnte damals gewiß noch nicht, daß es zwischen der Wartburg und Weimar für mich einen Kampf geben würde, der mit dem Siege der Wartburg enden sollte.

Und dann die Fahrt auf dem Rhein zwischen Burgen und Weinbergen, zum Drachenfels und nach Rüdesheim. Und eine Woche später standen wir gegenüber dem Heidelberger Schloß! Kein Kind des Deutschen Reiches kann das innerlich erleben, was ich damals erfuhr. So war es doch nicht nur ein Traum, und diese Stätten standen nicht nur in Büchern wie Märchen aus alter Zeit. Was meine Phantasie erfüllt hatte, wurde schaubare Wirklichkeit.

Gewiß brachte dann die Schweiz noch stärkere Natureindrücke. Als wir am ersten Sonntag auf dem damals ganz modernen Rad-dampfer „Wilhelm Tell“ von Luzern nach Brunnen fuhren und ich zum ersten Mal das grünblaue Wasser eines Schweizer Sees, die grünen Matten und am Urirotstock den ewigen Schnee sah, da konnte ich nur wortlos genießen. Die strahlende Sonne ließ alle

Farben leuchten. Und daß mich bei den Namen Küßnacht, Rütli und Tellsplatte Schillers Drama dauernd begleitete, brauche ich nicht zu erwähnen. Eine Woche im schönen Gersau gab einen gewissen Ruhepunkt. Es folgte Interlaken, eine Fahrt über den Genfer See. Einzelheiten sind nicht wichtig. Auf der Rückfahrt wurde Konstanz besucht. Dann ging es über Lindau nach München und Nürnberg, das noch seine ganze Schönheit unter der Patina der Geschichte zeigte. Wir haben in den wenigen Tagen alles zu sehen gesucht, was der Baedeker mit einem Sternchen zu versehen pflegte!

Es ist nicht zu verwundern, daß ich noch jahrelang von diesem Eindruck zehrte. Ganze Alben von Ansichtspostkarten – die Amateurphotographie war erst in den Kinderschuhen – sorgten dafür, daß ich weiter in Erinnerungen schwelgte. Manches Andenken, das heute etwas schnell als „Kitsch“ bezeichnet wird, gab die nötigen Assoziationen.

Noch auf einem sehr wichtigen Gebiet zeigte sich die auch durch die Reise beschleunigte Reifung. Die letzten drei Jahre auf der Schulbank brachten mir das Erwachen von Herz und Auge für die Anmut und Lieblichkeit des weiblichen Geschlechts. Ich erinnere mich wohl, wie mir eine der Schönen wiederholt ein Lächeln schenkte, das mir auffiel. Zum ersten Mal merkte ich, daß ein Mädchen für einen so schüchternen Jüngling, wie ich es war, Interesse hatte. Das machte mir Mut. Ich überwand meine Ängstlichkeit und traute mir bald zu, dem schönen Geschlecht zu imponieren. Als bei einer Silberhochzeit meine kleine lustige Tischdame auf meine Tischkarte den Vers schrieb: „Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück“, habe ich diese Karte als wertvolle Reliquie lange verwahrt. Im Winter auf der Schlittschuhbahn trafen wir uns dann öfters. Daß meine mimischen Leistungen hie und da ein Mädchenherz erwärmten, machte mich stolz. Wer läßt sich in diesem Alter nicht gerne bewundern! Nun freute ich mich auch, daß ich tanzen gelernt hatte. Ja, ich nahm sogar eine neue Tanzstunde, um Mazurka tanzen zu lernen, jenen an Rhythmik so reichen Tanz der Polen. Das ergab bald eine Kollektivfreundschaft mit einer ganzen fröhlichen Mädchenklasse. Gewiß, jetzt entfaltete sich die baltische Vergnüglichkeit zu hoher Blüte. In den beiden letzten Schuljahren war ich oft Sonnabend auf Sonnabend zu Tanzgesellschaften eingeladen. Ich denke an jene Zeit ungetrübt und ohne Bedauern. Die strenge Zucht unserer Mutter, unter deren Augen sich das alles vollzog, aber auch die ernste Gewissensbindung, die ich der mütterlichen Erziehung verdankte, hielt mich in der nötigen Distanz. Bei aller Freundschaft gab es weder heimliche Briefe noch gar Zärtlichkeiten. Noch lebte das Bür-

gertum in der strengen Moral. Erst als Student sollte ich merken, daß hinter diesem Firnis schon schwere Verfallserscheinungen die Gerichtszeiten vorbereiteten. Mein Elternhaus hat mich vor vielem bewahrt, was andern Altersgenossen nicht vorenthalten blieb. Aber allerdings sah ich die Welt nicht so, wie sie ist, sondern, wie ich sie sehen wollte. Darum waren die späteren Erschütterungen um so größer. Später sah ich dann auch, wie Eitelkeit und Oberflächlichkeit mich ernsthaft bedrohten, und ich lernte Gott danken, daß er in meinem Leben mit kräftiger Hand die Weiche stellte.

## 5. JAHRE DES REIFENS (1911–1913)

*Innerer Werdegang – Ein Judenmissionar – Meine Berufung – Im Religionsunterricht – Pastor Karl Keller konfirmiert mich – Ein schwerer Sommer – Durchgefallen? – Im russischen Stadtgymnasium – Meine Lehrer – Noch eine Sommerreise – Das Abitur*

Ehe ich von der für uns junge Balten oft sehr einflußreichen Konfirmationszeit berichte, muß ich einige Begegnungen schildern, die für meinen inneren Werdegang wichtig wurden.

Meine Mutter hatte Vertrauen gefunden zum jungen Pastor Karl Keller, dessen Vater uns Kinder alle getauft hatte. Jener war Vorsteher unseres Diakonissenhauses und predigte in der Kapelle der Anstalt. Sie füllte sich sonntäglich mit einer zahlreichen Hörschar. Während einer längeren Krankheitszeit Kellers wurde nun dieser von dem Judenmissionar Pastor Thumim vertreten. Eine englische Judenmission hatte ihn nach Riga berufen. Hier fand er ein großes Arbeitsfeld. Die „Moskauer Vorstadt“ war zum großen Teil von Juden bevölkert. Durch die Judengesetzgebung des russischen Zarenreiches war ihnen nur ein beschränktes Siedlungsgebiet – im wesentlichen das alte Polen, Teile der Ukraine und Kurland – zugestanden. Aber alle akademisch Gebildeten und Kaufleute von einem bestimmten Einkommen waren, soviel ich weiß, von dieser Einschränkung befreit. Ob die großen Mengen armer proletarisierter Juden in Riga illegal lebten, weiß ich nicht. Die Einhaltung der Gesetze im alten Russischen Reich war einer gewissen Willkür ausgesetzt. Da die meisten dieser Juden einer völlig andern Kulturschicht entstammten, waren sie unbeliebt. Und das nährte einen törichten und – wie wir wissen – ausgesprochen bössartigen Antisemitismus. Auch ich war ihm verfallen. Da die Juden die Börse nicht betreten durften, tätigten sie ihre Geschäfte auf der Straße vor der Börse. In den engen Straßen der alten Stadt entstanden

dadurch Verkehrshindernisse, und es fehlte nicht an üblen Anrempelungen. Zwar hatte mein Vater als Tuchhändler viele Handelsbeziehungen zu Juden. Er warnte mich oft, alle Juden über einen Kamm zu scheren, und ich lernte gerade durch ihn eine Anzahl redlicher und auch interessanter Männer kennen. Nun aber traf ich einen getauften Juden, der mich einen völlig neuen Blick auf das Volk des Alten Bundes lehrte. Die Predigten Thumims interessierten mich so sehr, daß ich keine versäumte, auch wenn ich einmal allein zur Kirche ging. Thumims Äußeres war so, wie ich mir den Anblick des Apostel Paulus vorstellte. Klein von Wuchs mit dichtem schwarzen Haar, einem etwas graumelierten Bart, einer scharfen Adlernase und klugen schwarzen Augen. Auch seine rauhe Sprache verriet den Semiten. Ohne Kanzelpathos, aber in Vollmacht verkündete er die Christusbotschaft. Mir war erzählt worden, er sei zwar schon als Knabe getauft worden, hätte sich dann aber revolutionären Kreisen angeschlossen und hätte erst im Gefängnis seine Bekehrung erlebt. Er hatte in Dorpat Theologie studiert und betreute zuletzt, ehe er nach Riga kam, die Gemeinde Schemacha im südlichen Kaukasus. Das war eine evangelisch-lutherische Armeniergemeinde, die die sichtbare Frucht der gesegneten Arbeit des polnischen Grafen Felizian Zarembo war. Dieser hatte über ein Jahrzehnt im Auftrag der Basler Mission im Kaukasus gewirkt.

Oft fand nach der Predigt eine Judentaufe statt. Ich erlebte mit Spannung, wie erwachsene Menschen den Anschluß an Jesus fanden. Ich selbst hörte zum ersten Mal aus den Predigten den Ruf zur Entscheidung. Thumim verstand, evangelistisch zu sprechen. Seine Predigten unterhielten nicht nur, sondern wollten auch den Willen des Hörers bewegen. Ich entzog mich allerdings diesem Einfluß dadurch, daß ich in unreifer Weise meinte, so könne er als ehemaliger Jude sprechen, ich aber sei ja als Christenkind getauft und christlich erzogen. Immerhin ist Thumims Einfluß für meinen weiteren Weg nicht ohne Folgen geblieben.

Dieser Begegnung folgte eine weit kürzere, aber um so wirkungsvollere.

Im Sommer 1910 saß ich mit meiner Mutter in der Waldkapelle von Bilderlingshof, dem so geliebten Ferien-Strandort. Es predigte Propst Bernewitz aus Kandau in Kurland. Nie hatte ich den Mann vorher gesehen, und nie sah ich ihn wieder. In der Kapelle predigten allsonntäglich Gastprediger. Äußerlich machte der groß gewachsene Mann auf mich keinen besonderen Eindruck. Aber seine Predigt vergaß ich nicht. Er sprach über das Wort aus Johannes 9,4: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so-

lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Bernewitz sprach davon, daß der Herr uns in seinen Dienst haben will. „Warum steht ihr blasiert an den Ecken – Gott will eure Nachfolge und eure Arbeit.“ Das waren die Sätze, die mich trafen. Am Nachmittag dieses Sonntags schrieb ich meinem Freunde Theo Taube, mit dem ich fast ein Jahrzehnt auf der Schulbank gegessen hatte, den Inhalt der Predigt. In wenig Tagen hatte ich seine Antwort, in der er, der Pastorensohn, mich fragte: „Wollen wir nicht einmal zusammen Theologie studieren?“ Als ich diesen Satz gelesen hatte, war mir sofort klar, daß ich Theologie studieren sollte. Ich war mir auch irgendwie bewußt, daß das Gottes Wille sei. Hinterher darf ich sagen, daß hier meine Berufung zum Dienst geschehen war. Um alle Konsequenzen zu erkennen, war ich allerdings noch zu unreif. Als ich meinen Entschluß nach einigen Tagen den Eltern verriet, waren sie sehr einverstanden. Eine Familientradition, die zum Pastorenberuf wies, gab es bei uns nicht. Der Vater jenes Bäckermeisters Christian Daniel Brandenburg war in Vorpommern Schäfermeister gewesen. Das war der einzige „Hirte“, lateinisch: Pastor, den ich unter meinen Vorfahren kannte. Daß meine Mutter mir schon in meiner frühen Kindheit nahegelegt hatte, einmal Pastor zu werden, wurde schon erwähnt. Später lehnte ich diesen Gedanken ab und träumte mehr von Geschichte und Naturwissenschaft. Wenn ich jetzt freudig und entschlossen den erkannten Ruf bejahte, so hing das mit der erwachenden Sündenkenntnis zusammen. Ich war bei aller Lebhaftigkeit doch schüchtern und zurückhaltend. Über religiöse Dinge pflegte man in unserem Kreise nicht zu sprechen. Aber ich verdankte dem guten Religionsunterricht in der Schule viel. Die Namen meiner Religionslehrer haben für mich alle noch einen guten warmen Klang. Der schon genannte Pastor Hermann Bergengruen verstand, in mir kleinem Buben irgendwie eine Saite zum Klingen zu bringen, die schon meine Mutter früh gespannt hatte. Der Unterricht von Oberlehrer Poelchau, dem Onkel des letzten Bischofs in Riga, war interessant, wenn auch gerade er betonte, daß Goethe und Luther bei ihm nebeneinander auf dem Schreibtisch ständen. Der langjährige Religionsunterricht bei dem späteren Propst Burchardt verstand mein Gewissen zu wecken. Und der junge Pastor Hermann Poelchau verband bei aller Innerlichkeit den Stoff auch mit dem Interesse für Geschichte. Ich habe den Religionsunterricht nie langweilig empfunden, wie leider so viele Schüler im Reich, wie ich später in meiner Jugendarbeit feststellte. Liegt es nicht auch daran, daß viele Studienräte das Religionsfach nur als ein Nebenfach lehren ohne existentielles Interesse am Stoff?

Der Unterricht des eben genannten Pastor Hermann Poelchau gewann für mich durch eine unvergessene Episode an Bedeutung. Als in Preußen der Kirchenstreit des evangelischen Oberkirchenrates mit den beiden Pastoren Jatho in Köln und Traub in Dortmund die Gemüter erregte, berichtete darüber in einseitiger Weise unsere liberale „Rigasche Rundschau“. Mit dem Temperament der Jugend sprach ich im Religionsunterricht von „moderner Inquisition“. Poelchau blieb meinen Angriffen gegenüber ruhig und brachte mir am Tage darauf die kirchlichen Berichte über jene Vorgänge. Ich war schnell überwunden und schämte mich meines voreiligen Urteils. Durch diesen Vorfall aber kam ich als Fünfzehnjähriger in Gespräche mit Poelchau, in deren Verlauf er mir eine verkürzte Ausgabe der Bekenntnisse Augustins lieh. Die Bibel las ich damals noch nicht, und deshalb kann ich sagen: Kein Buch hat mich in jener Zeit innerlich so gefördert wie jenes. Die inneren Kämpfe des Kirchenvaters und seine Bekehrung wiesen auch mir meinen Weg. Ich merkte, daß meine Fragen uralte sind und daß nur die Entscheidung für Jesus wirklich zur Freiheit und zum Frieden führen könne.

Und nun sollte ich im Sommer 1911 von Karl Keller konfirmiert werden. Bei uns im Baltenlande wurde der Religionsunterricht in den Schulen meist von den Pastoren gegeben. Schon hier lernten wir die fünf Hauptstücke von Luthers kleinem Katechismus auswendig. Der ganze Lernstoff des kirchlichen Unterrichts wurde also schon in der Schule aufgenommen. Der Konfirmandenunterricht dauerte daher in der Regel nur zwei bis drei Wochen. Pastor Keller unterrichtete in den Sommerferien vierzehn Tage hindurch zwei bis drei Stunden täglich. Es war ja Ferienzeit. Der Unterricht fand in der im Kiefernwalde gelegenen Waldkapelle statt. Die Teilnahme von Angehörigen wurde begrüßt. Das Alter der Konfirmanden lag wesentlich höher als im Deutschen Reich. Ich war mit sechzehn Jahren der Jüngste. Zwanzig- bis einundzwanzigjährige Konfirmanden waren keine Seltenheit. Das bedeutete, daß der Unterrichtende mit reifen jungen Menschen zu rechnen hatte. Viele Lebensprobleme wurden ausführlich besprochen. Die Frage des sexuellen Lebens, der Selbstmord, apologetische Fragen der Auseinandersetzung von Bibel und Naturwissenschaft u. ä. Die Schar der Konfirmanden war nicht groß. In der längeren Pause zwischen den beiden Vormittagsstunden erging man sich im Walde und konnte an den Pastor Fragen stellen. Die Konfirmation war selbstverständlich freiwillig. Allerdings steckte insofern ein staatlicher Druck dahinter, als unsere lutherische Kirche nach dem russischen Gesetz nur als „geduldet“ galt. Wer

sich ihr nicht durch die Konfirmation verband, stand in Gefahr, der orthodoxen Staatskirche zu verfallen. Der Begriff des Dissidententums oder der Religionslosigkeit war dem alten Rußland unbekannt.

Auf den Konfirmandenunterricht freute ich mich. Er war interessant, und ich steckte voller Fragen. In mir war ein wirkliches Verlangen nach dem Evangelium, nach erlebter Vergebung, erwacht. Ein Junge in meinem Alter wußte gut genug, was Sünde ist, wenn auch dieser Begriff nicht in die biblische Tiefe reichte. Jedenfalls kam ich nicht unvorbereitet in den Unterricht. Wenn er mir schließlich den letzten Wunsch nicht erfüllte, so lag es gewiß an mir. Kellers Unterricht war lebensnah und von hohem religiösen Ernst, trug aber stark apologetischen Charakter. Auch das war für den jungen Menschen keine geringe Hilfe. Meine Not aber lag weniger in Erkenntnischwierigkeiten. Diese ließ ich noch gar nicht ernsthaft an mich herankommen. Als ich später, auch schon als Schüler, Luther zu lesen begann, fand ich mich von ihm angedet und verstanden. Bis heute habe ich mich darum gerne als Lutheraner bezeichnet. Allerdings ging es mir damals und geht es mir auch heute nicht um konfessionelle oder liturgische Fragen, sondern ganz einfach um die Heilsgewißheit. Das war auch der Grund, warum ich später so schnell und dankbar mein Zuhause in Erweckungskreisen, d. h. innerhalb des Pietismus, fand. Und das, obwohl ich von klein auf vor pietistischen Verirrungen in Schule und Haus gewarnt wurde!

Gott begegnete mir auch in meinem Elternhaus. Mein Kindergebet war ernst und echt. Die gesetzliche Strenge, mit der meine Mutter mich zur Wahrhaftigkeit und Reinheit erzog, hat mir den Willen Gottes für viele Gebiete meines Lebens deutlich werden lassen. Gott begegnete mir auch in manch einer Predigt, obwohl die meisten mich langweilten und über meinen Kopf hinweggingen. Und Gott begegnete mir in der Konfirmationszeit und am Tage der Konfirmation. Aber in mir selbst war noch ein Riegel nicht zur Seite geschoben. Ich wollte – und ich wollte doch nicht!

Nach der letzten Unterrichtsstunde rief Keller jeden der Konfirmanden einzeln zu einem Gespräch unter vier Augen zu sich. Ich war viel zu feige, wahrscheinlich auch zu hochmütig, um mit meinen letzten Fragen herauszukommen. So verpaßte ich diese Gelegenheit. Keller selbst war zu zurückhaltend, um in uns zu dringen. Er fragte mich nur, ob ich nach dem Unterricht bei meinem Entschluß, Theologie zu studieren, bliebe. Und er war sichtlich erfreut, als ich das mit Nachdruck bejahte.

Der Tag der Konfirmation war wie gewöhnlich zu stark belastet mit viel gut gemeinten und herzlichen Segenswünschen und

Besuchen und einer Fülle von Geschenken. Im bürgerlichen Bewußtsein war dieser Tag auch nicht nur ein kirchlicher Festtag, sondern zugleich ein Abschnitt der Reife durch Eintritt ins Jungmännerleben. Silberne Zigarettenetuis und Manschettenknöpfe gehörten ebenso zu den Konfirmationsgeschenken wie Kunstalben und allerhand nachdenkliche Bücher, selbst Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“.

Die Feier war auch für mein inneres Fassungsvermögen zu sehr überlastet. Unmittelbar nach der Konfirmation erfolgte die Beichte unter Handauflegung und anschließend die Feier des ersten heiligen Abendmahls. Nachdem ich bei der Beichte in gesammeltem Ernst und großer Erwartung dabei war, reichte mein Fassungsvermögen zum Abendmahl nicht mehr. Ich habe später in meinem Gemeindedienst daraus Folgerungen gezogen. Mein Konfirmationspruch, den ich gleichfalls mit Spannung erwartete, hat mich zuerst enttäuscht. Vielleicht meinte ich, aus ihm müßte irgendein Funke auf mich springen. Er aber wies mich an die Bibel: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege“ (Ps. 119, 105). Später habe ich so oft für dieses wegweisende Wort gedankt. Nicht Erlebnisse mit Gott sind nötig, sondern ein Leben mit ihm! Nicht meine Gedanken, die ich mir über ihn mache, sind entscheidend, sondern seine, die er über mich hat und die er mir mitteilt in seinem Wort.

Die Eltern überreichten mir zu meiner Konfirmation eine große kostbare Bibel in ledergeprägtem Einband. Ein wenig unhandlich und eher für den Altar geeignet. Aber doch so, daß mir ihr Wert täglich vor Augen stand. Habe ich sie auch gelesen? Mit seltsamer Scheu wagte ich nicht, sie in Gegenwart anderer aufzuschlagen, obwohl ich in unserem Hause gewiß keinen Spott oder Widerspruch zu befürchten brauchte. Aber es war bei uns nicht Sitte. Und erst nachträglich merkte ich, wie solch konservativer Traditionszwang manchen jungen Menschen fesselt. Es fehlte in meinem Herzen die Kraft eines neuen Motives. Bei aller Frömmigkeit lebte in mir dennoch kein echter lebendiger Glaube, den der Heilige Geist gibt. Und in der Bibel heißt es einmal, daß der Heilige Geist nur denen gegeben wird, die gehorchen. Und gehorsam war ich nicht. So blieb ich in jenem spannungsreichen Zustand, daß ich wohl wußte, was Gott von mir wollte, und doch nicht tat, was ich tun sollte. Abends, wenn alles schlief, zündete ich meine elektrische Lampe noch einmal an und holte mir die große Bibel ins Bett. Aber was las ich dann? Das Buch des Jesus Sirach, jenes moralisierenden Schriftgelehrten, nach Luthers Wort „nützlich und gut zu lesen“, aber „der Heiligen Schrift nicht gleichzuachten“.

Dieser Sommer 1911 brachte mir neben der Konfirmation eine schwere Aufgabe. Ich mußte in den drei Sommermonaten den Übergang vom deutschen Gymnasium in die Unterprima des russischen Gymnasiums schaffen. Da für uns Deutsche eigentlich nur das alte Stadtgymnasium in Frage kam, das streng humanistisch war, während ich im Privatgymnasium den Unterricht im Sinn der deutschen Reformgymnasien erhielt, war schon stofflich viel Neues zu bewältigen. Besonders in den klassischen Sprachen des Latein und Griechisch. Viel schlimmer für mich war, daß ich nun in allen Fächern (außer Religion) den Stoff nicht nur russisch verstehen, sondern auch in russischer Sprache wiedergeben mußte. Mein bißchen Russisch reichte aber nicht entfernt aus, zumal in russischen Aufsätzen sehr hohe Anforderungen gestellt wurden. Das Stadtgymnasium hatte eine gute alte Tradition. Es war aus der alten Domschule hervorgegangen, die sich seinerzeit aus der ältesten Klosterschule, dem Anfang aller Schulbildung in der Stadt des dreizehnten Jahrhunderts, entwickelte. Herder hatte einst an der Domschule unterrichtet. Erst im Zuge der Russifizierung der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war diese Schule russisch geworden. Noch unterrichtete eine Anzahl deutscher Lehrer an dieser nun städtischen Schule, und die Zahl der deutschen Schüler war in den oberen Klassen relativ groß.

Der Gedanke an einen Übergang in dieses Gymnasium lag wie ein Alpdruck auf mir. Wie ein unübersteigbarer Berg trennte ein strenges Examen mich und dieses Gymnasium. In knapp drei Monaten mußte ich diesen Berg bewältigen. Meine Eltern ermutigten mich. Meine Mutter hatte in mütterlichem Stolz immer eine zu große Meinung von meiner Begabung und glaubte, daß mit ein bißchen Fleiß die Sache zu machen sei. Meine Redegewandtheit führte leider oft dazu, daß ich meine Erzieher blendete. Ja, wenn ich hätte deutsch sprechen können bei der strengen Prüfung, so hätte ich die Prüfenden vielleicht überredet. Aber ich wußte besser als Lehrer und Eltern, wie weit meine Begabung reichte. Mathematik machte mir in jeder Form große Not. Da konnte nur wirkliche Büffelei helfen. Meine Gaben waren immer einseitig historisch. Das Schlimmste aber blieb die russische Sprache. Zwar fuhr ich in diesem Sommer jede Woche einmal zu einem alten pensionierten russischen Sprachlehrer (der seinen Unterricht im Schlafrock zu geben pflegte), um wöchentlich einen Hausaufsatz abzugeben. Aber dieser blieb sehr bescheiden. Ob der Mann im Schlafrock mit seinen gichtverkrümmten Fingern bei allem guten Willen mir viel beigebracht hat, ist mir heute noch fraglich.

Wichtiger war, daß meine Eltern durch Vermittlung der Schule

einen Oberprimaner überdurchschnittlicher Begabung für mich zum „Trichter“ gewannen, wie wir solche Hilfslehrer zu nennen pflegten. Dieser junge Lette war wie viele seines Volkes klug und fleißig. Ihm habe ich viel zu danken. Mit großer Geduld und pädagogischem Geschick hat er mich täglich eine reichliche Stunde bearbeitet und mir Tagesaufgaben gestellt. In der stillen Laube unseres Gartens ist manch edler Schweißstropfen dieses heißen Sommers in den Sand gefallen.

Ja, der Sommer war heiß. Meine geistigen Fähigkeiten wurden durch die Glut des Sommers nicht gerade erhöht. Was half mir das allgemeine Mitleid, mit dem meine Tanten „der arme Junge“ zu sagen pflegten! Die Sommerferien, die schönste Zeit des Jahres, waren mir kräftig versalzen. Das mag auch den Segen der Konfirmationszeit gehemmt haben.

Nun aber galt es, durch den drohenden Engpaß des Examens zu dringen. Es war wohl das schwerste Examen, das ich in meinem Leben bestehen mußte. Und ich bin noch nachträglich froh, daß meine sonst gewiß labilen Nerven mir keinen Streich spielten. Es ging zuerst alles erfreulich. Latein und Griechisch schloß ich so gut ab, daß ich mich selbst wunderte und hier bei meinen Lehrern einen guten Start für die weitere Zeit bekam. In der Physik sollte ich dem Prüfenden das Parallelogramm der Kräfte aufzeichnen und die Gleichung dazu. Dabei verwechselte ich irgendwie die Buchstaben und verwirrte die Sache. Kurzum – die Rechnung stimmte nicht. Zu meinem Glück war der Physiklehrer, wie sich später herausstellte, kein großer Mathematiker, fand selber den Fehler nicht heraus und beschloß das Dilemma mit dem für mich günstigen Satz: „Nun, ich sehe, Sie haben die Sache verstanden!“ In der Mathematik ging es übrigens überraschenderweise ganz gut.

Nun aber kam noch die schwerste Klippe. Der russische Sprachlehrer war zugleich Ordinarius der Klasse, auf die er ein wenig stolz war und die er auf einer gewissen Höhe zu halten suchte. Dazu kam, daß die russischen Sprachlehrer sich in der Regel besonders berufen fühlten, das national-russische Interesse zu pflegen und an uns Balten, an denen sie in ihrem Fach ja meist keine große Freude erlebten, um so größere Forderungen zu stellen. Irgendeine Rücksicht des Herzens hatte ich hier nicht zu erwarten. In der mündlichen Prüfung habe ich mich noch durchschwadroniert, aber beim Klassenaufsatz mußte ich meine mangelnden Fähigkeiten sozusagen objektivieren. Da half keine Ausrede, weil alles aktenmäßig vorlag. Der Aufsatz muß herzlich schlecht ausgefallen sein, denn zu meinem Entsetzen teilte mir der Lehrer mit, daß er das Examen nicht als bestanden betrachten könne. Ich dachte, der

Erdboden wankte unter meinen Füßen. Sollte die ganze Plage dieses Sommers umsonst gewesen sein? Ich hatte nicht mit Unrecht das Gefühl, daß meine gesamte Zukunft auf dem Spiel stände.

Was war zu tun? Der strategische Brückenkopf war der russische Lehrer. Er mußte also gestürmt werden. Zu diesem letzten Sturmangriff rüstete ich mich, indem ich mich in die Nähe der Tür des Gymnasiums postierte und meinem Widersacher auflauerte. Mein Herz klopfte bis oben in die Kehle, als ich ihn die große Treppe herunterkommen sah, und ich fühlte: jetzt gilt's! Mit einer tadellosen Verbeugung trat ich auf ihn zu, und in einem noch tadelloseren Russisch fragte ich ihn, ob er mir gestatten würde, ihn einige Schritte zu begleiten. Etwas mürrisch knurrte er seine Zustimmung in seinen ungepflegten Vollbart. Und nun ging ich einige hundert Schritte an seiner linken Seite und kramte nicht nur mein bestes Russisch heraus, sondern zog auch alle Register der Überredungskunst, um ihm so plausibel wie möglich zu machen, daß er eigentlich gar nicht anders könne, als mich in seine Klasse aufzunehmen. Einigemal suchte er noch Widerstand zu leisten. Aber er kam nicht viel zu Wort. Sobald er irgend etwas als Gegengrund geltend machte, suchte ich ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem ich sagte: „Totschno tak! (Sehr richtig) Sie haben vollkommen recht, Herr Oberlehrer! Ich verstehe Sie völlig! Aber ich bin überzeugt, ich werde Sie nicht enttäuschen. Ich schlage Ihnen vor, mich für vierzehn Tage zur Probe in Ihre Klasse aufzunehmen. Sind Sie dann mit mir nicht zufrieden, so sage ich kein Wort mehr und verschwinde stillschweigend von der Bildfläche.“ In dieser Tonart ging es eine Viertelstunde lang. Der arme Mann tat mir zuletzt leid. Er war offenbar todmüde von den Prüfungen, und das Ende vom Liede war, daß er mir erschöpft die Hand reichte und sagte: „Ich will es versuchen.“

Mir war zumute wie einem Sieger beim Marathonlauf. Auch ich war erschöpft, aber das Gefühl der gewonnenen Schlacht beflügelte meine Schritte. Meine Großmutter hatte oft gesagt: „Hans, du bist der richtige Kalning (ein bekannter Rigascher Winkeladvokat), du solltest Rechtsanwalt werden.“ Ich bin aber dann doch lieber Pastor geworden. Ich habe auch in diesem Beruf meine Überredungskunst ein wenig gebrauchen können, wenn auch auf höherer Ebene.

Nun war ich am Ziel. Der Endspurt war geschafft. Die Schule begann alsbald, und ich war mir bewußt, daß das erste Semester bis Weihnachten noch höchster Anstrengungen bedurfte, um in dem Sattel, auf den ich mühsam gestiegen war, nun auch wirklich reiten zu können. Ich muß verraten, daß ich im Russischen auf dem ersten Zeugnis ein „Sehr gut“ hatte, was in meinem Leben noch nie

vorgekommen war. Auch sonst ging mir offenbar der Ruf voraus, ein guter Schüler zu sein, und doch wußte ich am besten, wieviel Zufallstreffer das Examen gebracht hatte.

In der Klasse, in die ich für die letzten zwei Jahre bis zum Abitur eintrat, waren unter rund dreißig Schülern die Mehrzahl Deutsche. Zu ihnen kamen mehrere Letten, Polen, Russen, Litauer, Juden und ein Schwede. Ich lebte mich bald ein und war mit den meisten gut Freund. An irgendwelche ernste Konflikte unter uns kann ich mich nicht erinnern. Gegenüber dieser bunten „Klassengesellschaft“ stand eine nicht weniger bunte Lehrerschaft. Das größte Original war der alte Inspektor Dannenberg, von den Schülern allgemein Abdullah genannt. Abdullah war der Typus eines alten deutschen zerstreuten Professors: gelehrt bis in die Fingerspitzen, aber leicht etwas verträumt; gutherzig, aber ein wenig weltfremd. Er kannte die Ruinen von Troja und war mit Professor Dörpfeld, dem Nachfolger Schliemanns, befreundet gewesen. Seine Doktorarbeit hatte er über den Schild des Achill gemacht. Nach Eutin in Holstein war er gereist, um wenigstens die Bank zu sehen, auf der Voß gesessen, als er den Homer übersetzte. Über seine Zerstretheit gingen manche Anekdoten von Mund zu Mund. So sei er einmal in einem Buche lesend aus dem Gymnasium getreten und hätte einer leeren Droschke, die gerade vorüberfuhr, gewunken. Als er aber zögerte, in die Droschke zu steigen, weil das Buch ihn so sehr fesselte, fuhr der Kutscher kopfschüttelnd weg. Abdullah soll es nicht gemerkt, sondern, ohne den Blick vom Buch zu wenden, den Fuß in die imaginäre Droschke gehoben haben. Dabei sei er ein wenig gestolpert und hätte sich erschrocken umgesehen, weil das Vehikel nun unsichtbar geworden war. Ich halte diese Geschichte für durchaus möglich. Ich erlebte selbst, wie er in der Klasse einen Schüler mit einer langen Rede schalt, der überhaupt nicht anwesend war. Als er dann aufblickte, weil wir alle lachten, tat er sehr erstaunt und sagte einem andern Schüler: „Nun das alles gilt dann eben Ihnen!“ Wir liebten den alten Abdullah sehr, obgleich er natürlich viel von uns auszustehen hatte. Als er eines plötzlichen Todes starb, habe ich im Namen der Klasse an seinem Grabe meine erste öffentliche Rede gehalten.

Dankbar denke ich auch meines letzten Religionslehrers Pastor Zink, der mir einen Winter hindurch in früher Morgenstunde ganz allein Unterricht in der hebräischen Sprache gab. Allzuviel lernte ich bei ihm nicht, denn ich wußte den interessanten Mann auf andere Themen zu locken. Philosophische und dogmatische Fragen, die sexuelle Frage und die Politik haben wir angeschnitten. Ich höre noch die flüsternde Stimme des etwas leberkrank aussehenden kurz-

halsigen Mannes, der sein reiches Wissen so gern auf uns Schüler übertrug. Im kirchengeschichtlichen Unterricht wußte er uns auch die nötigsten Kenntnisse der Kunstgeschichte beizubringen und uns sehr wesentliche Lichter in der Frage der deutschen Gegenwartsgeschichte aufzustecken.

Noch ein paar Worte über unseren Lateinlehrer Roderich Walter. Er war ein guter Lateiner, sprach, obgleich er Vollblutdeutscher war, ein tadelloses Russisch und unterrichtete glänzend. Bescheidenheit war nicht seine starke Seite. Er war Junggeselle und galt bei uns als Lebemann. Unter ihm habe ich die schon genannte lateinische Aufführung des Plautus erlebt. Unsere Freundschaft begann mit einem sehr scharfen Zusammenstoß, an den ich nicht gern zurückdenke. Bei einer Klassenarbeit, in der der lateinische Text ins Russische übersetzt werden mußte, fehlte mir ein russischer Ausdruck. Deutsch hätte ich ihn wiedergeben können. Ich wandte mich leise an meinen russischen Nachbarn. Walter hatte das bemerkt und berief mich. Ich schwieg und wartete, bis er auf seiner Wanderung durch die Klasse an das andere Ende gelangt war, und wiederholte dann leise meine Frage. Darauf hatte der schlaue Mann wohl nur gewartet. Denn nun rauschte ein furchtbares Donnerwetter auf mich hernieder. Er zog gleich die schärfsten Register: Ich hätte hier als Anfänger allen Grund, mich vorsichtig zu benehmen! Er lege keinen besonderen Wert auf meine Mitarbeit in der Klasse! Solche und ähnliche Volltreffer hagelten auf mein Haupt. Ich hielt dies Fortissimo für unberechtigt, hielt aber den Mund und vermied, den Löwen noch mehr zu reizen. Ich setzte mich schmollend rechts herum, kehrte so der ganzen Klasse den Rücken und schrieb meine Arbeit mit der Wut des Gekränkten. Eine Woche später bekamen wir die Arbeiten zurück. Wieder wandte sich Walter zuerst an mich und fragte streng: „Brandenburg, haben Sie diese Arbeit schon früher einmal geschrieben?“ Ich konnte aufrichtig verneinen. Es stellte sich heraus, daß ich die beste Arbeit geschrieben hatte. Wenn jemand wissen will, wie das Gefühl des Triumphes schmeckt, dann versetze er sich in meine Lage. Ich bin überzeugt, daß meine kochende Wut in der vorigen Stunde mich zu besonderen Kraftleistungen aufgestachelt hatte, denn später ist mir das nie mehr gelungen. Zwischen Walter und mir ist es dann zu einem guten Verhältnis gekommen.

Unangenehm war mir die Vorschrift, die häßliche russische Schüleruniform tragen zu müssen: schwarze Hose und schwarze Litewka, dazu Gürtel mit Koppelschloß. Der graue lange Mantel mit blanken Knöpfen, dazu eine Schirmmütze, die hellgrau gepaspelt war. Ich nehme an, daß diese Uniformen auf Nikolaus I. zurück-

gingen, der am liebsten sein ganzes Volk militarisiert hätte. Kaum war ich von der Schule zu Hause, so zog ich den unbeliebten Rock aus und kleidete mich in mein Zivil. War ich auf der Straße, so mußte ich mich allerdings in acht nehmen, daß mich niemand erwischte. Es kam vor, daß ich beim Nahen eines Lehrers schnell in irgendeinen Hof oder in eine Querstraße verschwand.

Diese beiden letzten Schuljahre waren sehr anstrengend, und ich war mir trotz meines guten Starts keineswegs gewiß, daß ich das russische Abitur einigermaßen schaffen würde. Es gelang mir auch nicht, mich auf der anfänglichen Höhe zu halten. Der Ausgleich zu der ermüdenden russischen Schularbeit war immer wieder unser schönes Zuhause und glückliches Familienleben. Im Sommer 1912 machten die Eltern mit uns noch einmal eine unvergeßliche Auslandsreise. Rothenburg ob der Tauber erlebten wir noch als ein unentdecktes Kleinod ohne Fremdenindustrie und ohne Ansturm von Autoschlangen. Durch Stuttgart fuhren wir mit einer Pferdewagen, die uns nicht nur das alte Stuttgart in seiner Gemütlichkeit, sondern über den alten Kanonenweg und die Alte Weinsteige auch den Blick in das liebliche Tal zeigte. Wir standen vor dem Triberger Wasserfall und besuchten das Freiburger Münster, fuhren an den geliebten Vierwaldstätter See und mit der Postkutsche mit fünf Pferden über den Klausenpaß. Ragaz mit der Taminaschlucht, Thusis mit der Via Mala und schließlich die Fahrt mit der Albulabahn ins Engadin sind unvergeßliche Höhepunkte. War man dann nach solch einer Reise wieder zu Hause, so warteten die schönen Bücher und viel fröhlicher Verkehr mit Altersgenossen. Zur Literaturgeschichte kam jetzt auch die Kunstgeschichte. Die neuesten „Bücher der Rose“ und die schönsten Veröffentlichungen aus dem Inselverlag lagen auf meinem Schreibtisch. Auch darin blieb ich ein junger Balde, daß die Reise mit all dem Schönen mich sogar ermutigte, je und dann auf den Pegasus zu steigen.

Im Frühjahr 1913 folgte dann die letzte Großschlacht der Schule, das Abitur. Das russische Abitur unterschied sich von dem in Deutschland durch seine quantitative Ausdehnung und qualitative Gründlichkeit. Eine Menge schriftlicher Klausurarbeiten gingen voran. Eine Befreiung vom Mündlichen gab es nicht. Die endlose Zahl mündlicher Prüfungen zog sich durch viele Wochen hindurch, so daß das ganze Examen monatelang dauerte. Kaum war ein Berg erklimmt, so drohte in der Ferne schon ein neuer Gipfel. Die Ungewißheit, ob und wie man hindurchkam, blieb bis zuletzt. Das bedeutete eine starke Nervenprobe. In meinem Zimmer stand ein bequemer Lehnstuhl, auf dem ich einst als Neugeborenes gebettet worden war. Nun saß ich als Achtzehnjähriger manche halbe Nacht

auf ihm und las russische Romane von Turgenjew und Tolstoi, deren Kenntnis gefordert wurde. Zwischen jedem Teilgefecht eines Examens wurde schon für das nächste gebüffelt. Meine russische Klausurarbeit brachte mir eine knappe Drei, und nur weil ich auf dem Übergangszeugnis ein „Sehr gut“ gehabt hatte, langte es zu einem „Gut“ auf dem Abgangszeugnis. Ähnlich ging es in der Mathematik. Die letzte mündliche Prüfung war Latein. Als diese letzte Schranke durchschritten war und ich die Tür der Aula hinter mir geschlossen hatte, ergriff ich meine lateinische Grammatik und warf sie mit einem Jauchzer etwa fünf Meter in die Höhe, so daß ihre losen Blätter gleich einem Schneefall auf die Stufen der großen Freitreppe fielen. Das Bewußtsein, den Kampf siegreich beschlossen zu haben und die russische Schule endgültig zu verlassen, drängte alle Wehmut der Trennung von guten Schulkameraden zurück. Ich fuhr an den Strand und habe den Sommer 1913 als letzten im Elternhaus noch einmal genossen.

Allerdings lag über diesem Sommer etwas von banger Erwartung des Kommenden. Bei meinem Vater zeigten sich jetzt öfter gewisse Symptome, an denen meine Mutter die bange Sorge nährte, daß er lebensgefährlich krank sei. Gottlob hat sich das ein Jahr später bei der Operation nicht bestätigt. Aber auch abgesehen von dieser Sorge konnte ich nicht ganz unbeschwert dem Neuen entgegengehen. Daß ich Theologie in Dorpat studieren würde, stand freilich fest. Aber wie das alles gehen sollte, war mir durchaus unklar. Mir fehlte es an voller Freude. Ich drängte zur Theologie, wie es einem Lungenkranken zum Medizinstudium drängen könnte in der Absicht, sich selber zu kurieren. Ich wußte wohl, was mir fehlte, und konnte es doch nicht recht in Worte fassen. Erst später habe ich erkannt, daß es der persönliche Glaube war, den ich entbehrte. Ich war auf meine Weise ehrlich fromm. Verschwieg es auch nicht, hatte aber eine heimliche Angst vor dem letzten Gehorsam. Daß ein ordentlicher Schuß Eitelkeit und Ehrgeiz mich unfrei und unselbständig vor Menschen machte, sollten die nächsten Monate in Dorpat recht deutlich zeigen.

Fest lag weiter, daß ich zusammen mit einigen guten Freunden als Fuchs in eine studentische Verbindung, und zwar in die „Fraternitas Rigensis“, eintreten wollte. Zu ihr gehörte der größte Teil der Rigaschen Akademiker, soweit sie in Dorpat studiert hatten. Diese Korporationen hatten ihre geheiligten Traditionen, und es war nicht leicht, in sie einzudringen, wenn noch kein Vertreter der Familie Mitglied gewesen war. Ihr Ehrgeiz bestand auch darin, daß sie nicht etwa Füchse „keilten“, wie das etwas stürmische Werbeverfahren an deutschen Universitäten genannt wird. Im

Gegenteil: Es war bei unsern Verbindungen sozusagen Ehrensache, jeden jungen Studenten auf alle mögliche Weise hinauszuekeln, bis es ihm gelang, sich das Vertrauen und einen Platz zu erobern. Ich ahnte vielleicht, daß ich für solch einen Kampf noch gar nicht vorbereitet war. Aber wann wird ein achtzehnjähriger Jüngling zugeben, daß er noch grün ist? Meine Unselbständigkeit war vielleicht besonders groß. Zu Hause war ich verwöhnt, in der Schule erfolgreich, bei meinen zahlreichen Freundinnen beliebt. Jetzt sollte eine andere Probe auf mich warten, der ich nicht gewachsen war.

Hinzu kam, daß auch meine Eltern fast Angst hatten, mich ziehen zu lassen. Was meine sittliche Haltung betraf, hatten sie Vertrauen zu mir. Aber je näher der Tag des Abschieds kam, um so mehr Tränen flossen bei meiner Mutter, als ob ich an einen gefährdeten Abschnitt einer Kriegsfront zöge. Meinem Vater ging es nicht viel anders. Nachträglich bin ich geneigt zu meinen: Es war eine düstere Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten – für unsere Familie, für die baltische Heimat, ja für ganz Europa.

## II. WANDERJAHRE (1914–1922)

### 1. DER HEIMAT ENTRISSEN 1914–1915

*Kriegsausbruch – Der erste Mobilmachungstag – Ich werde verhaftet – Ein aufregender Tag – Ein Rückblick auf das vergangene Jahr – Ein tatenloser Winter – Ich suche nach der Stadtmissionskirche – Weihnachten im Hotel – Eine folgenreiche Begegnung – Trennung von den Eltern*

Es war am 2. August 1914. Ein Sonntag. Meine Eltern saßen mit uns Kindern, meiner 15jährigen Schwester Gretel und mir, dem jungen Studenten der Theologie im dritten Semester, beim Morgenfrühstück im Hotel „Westfälischer Hof“ am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin. Trotz der Unruhe der Zeit – die deutsche Reichsregierung hatte gestern die allgemeine Mobilmachung befohlen – ließ ich mir die knusprigen Berliner Brötchen („Knüppel“) munden. Ich war jung genug, um das Abenteuerliche der Spannung dieser Tage zu genießen, und unreif und töricht genug, zu meinen, daß jetzt einige Wochen deutschen Triumphes folgen würden, von dem ich Zeuge sein durfte. Weltgeschichte! Bisher war sie immer Vergangenheit gewesen. Nun sollte sie als Gegenwart erlebt werden.

Wir waren erst vor zwei Tagen aus Kopenhagen kommend in Berlin eingetroffen. Die Kriegsgerüchte in Dänemark sahen wir als nervöse Angst eines kleinen Staates an. Erst auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin hatte auf unsere erstaunte Frage, woher dieser Andrang komme, der Gepäckträger kurz geantwortet: „'s gibt Krieg!“ Aber während er sich die Ärmel aufkrempelte, fügte er siegesgewiß hinzu: „Sie sollen man kommen.“ Unser Reiseziel war die Schweiz, wo unser Vater nach einer schweren Operation in der Klinik von Professor Rovsing in Kopenhagen nun seine Erholung suchen sollte. Und da die Universität in Dorpat wie auch die Schule in Riga noch bis fast Ende August Ferien hatten, so freuten wir uns alle auf die Berge und die Höhenluft. Wie ärgerlich, daß unsere Abreise nun wohl um einige Tage verzögert wurde!

Während wir uns am Kaffee stärkten, erschien ein elegant gekleideter Herr an unserem Tisch, zog mit seiner Uhrkette eine Marke von Metall aus der Tasche und sagte: „Gestatten Sie, ich bin Kriminalbeamter, darf ich Ihre Papiere sehen!“

Die Situation war überraschend und ungewohnt. Ich sah, wie unserem Vater das alles peinlich war. Er holte seinen Familienpaß aus der Tasche, auf dem wir alle verzeichnet waren, reichte ihn dem Beamten und war sichtlich erleichtert, als dieser nach kurzer Prüfung den Paß zurückreichte, eine Verbeugung machte und sich dankend verabschiedete. Wir wagten nur noch im Flüsterton zu sprechen, hatten aber doch alle vier das Gefühl eines vorübergezogenen Gewitters. Ich fand es sehr interessant. Es sollte noch interessanter werden.

„Ich möchte zum Reichstagsgebäude gehen. Um 10 Uhr hält dort auf dem Siegesplatz der Hofprediger Doehring einen Freilichtgottesdienst. Ich komme anschließend gleich wieder.“

Die Eltern waren einverstanden. Der Vater war noch in der Rekonvaleszenz, für unsere Mutter kam ein so langes Stehen ohnehin nicht in Frage. Und Gretel? Ja, für so junge Mädchen war das wohl noch nichts.

Doehring stand auf der Freitreppe des bekannten Wallotgebäudes. Das war ein ungünstiger Platz. Unter offenem Himmel sollte man nicht von erhöhter Kanzel, sondern wenn möglich von unten hinauf reden, jedenfalls solange es keinen Lautsprecher gab. Und von dem wurde 1914 noch nicht einmal geträumt.

Es blieb mir eindrucksvoll, daß in jenem Berlin, wo in den letzten Wochen noch turbulente Kirchaustrittsversammlungen stattgefunden hatten, sich Zehntausende zu einem Gottesdienst unter freiem Himmel sammelten. Die Zeitungen sprachen hernach von dreißigtausend Menschen. Der Platz vor der großen Freitreppe und

diese selbst war gedrängt voll. Um das Bismarckdenkmal bis zur Siegessäule stand die Menge. Ich war in der Nähe Bismarcks. Ein flinker Berliner hatte sich hinaufgeschwungen und stand neben dem Riesenbein des Eisernen Kanzlers. Das erschien einem Wachtmeister der Polizei des vaterländischen Gottesdienstes nicht würdig. Mit schnarrender Stimme rief er: „Kommen Sie da herunter, Mann!“ Aber in dieser Stunde war sogar die Polizei Berlins machtlos: „Nee, Herr Wachtmeester, da unten kann ick nich andächtig sint“, lautete die Antwort. Was sollte der Polizist machen!

Von Doehrigs Predigt habe ich nicht viel gehört, wohl aber den Text verstanden und höre seine langsam gesprochenen Worte noch in meinem Ohr:

„Fürchte dich der keines, das du leiden mußt; sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Hernach wurde gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ Ich versuchte, mit einzustimmen, obgleich ich den Text nur flüchtig kannte. Als der Gottesdienst, der mit einem laut von der Versammlung gesprochenen Vaterunser beendet wurde, zum Schluß kam, sah ich in meiner Nähe einen älteren Herrn in rohseidenem weißem Anzug stehen, der Luthers Lied „Ein feste Burg“ anstimmte und mit seinem Panamastrohhat dirigierte. Ich erkannte bald meinen baltischen Landsmann Professor Adolf von Harnack, dessen Vorträge ich zwei Jahre vorher in Riga gehört hatte. Ich stimmte kräftig in das Lied mit ein.

Es wurden auch Hochs ausgebracht aus der Menge – auf den Kaiser, auf das Heer, auf die Flotte, auf den Dreibund – und stets mit einem dreifachen Hurra beantwortet. Nur als einer laut rief: „Nieder mit den Russen!“ war die Antwort dünn. Hier merkte ich einen Augenblick zum ersten Male meine eigenartige Zwitterstellung als Auslandsdeutscher. Wohl hatte das Bild des deutschen Kaisers zu Hause über meinem Bett gehangen. Aber wir waren doch russische „Untertanen“. Ich für meine Person war es allerdings recht unwillig. Dazu hatte die nationalistische Russifizierungspolitik der Zarenregierung bei mir von klein auf beigetragen.

Immerhin sang ich in den nächsten Minuten mit wilder Begeisterung „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“, ohne daß mein Gewissen mich des Landesverrats bezichtigt hätte. Denn nun hieß es in der Menge: „Wir wollen unsern Kaiser sehen!“ Aus der Zeitung wußte ich, daß es in diesen Tagen öfters vorkam, daß S. M. sich auf dem Balkon des kaiserlichen Schlosses zeigte, um die huldigenden Rufe und Gesänge des Volkes entgegenzunehmen.

Es ging durchs Brandenburger Tor bei fürchterlichem Gedränge. Aber was leidet man nicht alles im patriotischen Rausch! Singend

zog nun der Demonstrationszug durch die „Linden“. Im Kronprinzenpalais standen die kleinen Söhne des Kronprinzenpaares in weißen Anzügen mit Kniehosen am Fenster und winkten uns zu. Wir jubelten.

Als ich nach meiner Uhr sah, erschrak ich. Es waren Stunden vergangen. Ich kannte die Nervosität meiner Eltern. Sie werden sich ängstigen, denn es ist bald Mittagszeit. Ich kehrte schweren Herzens vor dem Ziel um und drängte in die Neustädtische Kirchstraße, wo gleichfalls die Bürgersteige das Publikum nicht fassen konnten. Ganz Berlin schien auf der Straße zu sein. Überall sah man kleine Trupps einer Fahne nachziehen und begeistert singen.

Vor dem Westfälischen Hof gegenüber dem Hotel Continental sah ich meinen Vater – eines Hauptes länger denn alles Volk! schon gespannt Ausschau haltend. „Gut, daß du kommst. Der Kriminalbeamte war noch einmal da und hat nach dir gefragt. Geh hinauf zur Mutter! Sie hat mit ihm gesprochen. Mich regt das alles zu sehr auf.“ Unser Vater war in guten Zeiten ein herrlicher Reismarschall. Wie geborgen hatte ich mich immer in seiner Nähe gefühlt! Aber diese neue Situation ging über seine Kraft, zumal er noch unter den Folgen seiner Operation litt.

Unsere Mutter ließ sich auch nicht von der preußischen Polizei imponieren, so propreußisch ihr Herz sonst auch schlug.

„Was ist denn los? Ist mein Sohn etwa denunziert worden, daß Sie ihn nun suchen?“ hatte sie energisch den Beamten gefragt. In dessen Brust schlug nun aber ein gemütvolltes Berliner Herz: „Rejen Sie sich man nur nich uff“, war seine Antwort. „Ick kann Ihr Mutterherz sehr jut vastehn. Aber wissen Sie, hier in Ballin passiert niemand wat, der nix losjelassen hat.“

Auf diesen Ton hin reagierte unsere Mutter positiv. Sie merkte doch, daß sie es nicht mit einem „Gorodowoi“, einem Polizisten in Rußland, zu tun hatte. Ich fand sie sehr gefaßt.

„Er meinte, du sollst dich selbst auf der Polizeiwache melden. Es braucht nicht schon heute zu sein. Aber“, fügte sie in ihrer bewährten Lebensweisheit hinzu, „geh nur gleich! Es macht einen besseren Eindruck.“ Dazu war ich gerne bereit. Mit einem „Ich bin gleich wieder da“ verabschiedete ich mich, lernte aber in den nächsten Minuten, daß wir unser Leben keineswegs in freier Entscheidung gestalten können.

Die Polizeiwache war in der Mittelstraße, nahe den Linden, eine Treppe hoch. Ich grüßte freundlich und berief mich auf die Einladung des Beamten, worauf mir nur kurz geantwortet wurde, ich sollte warten.

Ich setzte mich zu einer aufgeregten diskutierenden Gruppe von

etwa zehn russisch sprechenden Männern, in der Mehrzahl Juden, die aus den deutschen Bädern kamen. Auch ein vollbärtiger Großrusse und ein paar russische Jünglinge waren dabei. Nun geriet ich freilich in ein völlig anderes Milieu als am Vormittag.

„Es ist ja alles gelogen, was die deutschen Zeitungen bringen“, „Es ist ja alles nicht wahr“, „Was wird man aus uns machen?“ – so schwirrte es in der den Beamten unverständlichen Sprache durcheinander. Ich wurde etwas desillusioniert, ohne in das Mißtrauen einzustimmen. Aber ich spürte aufs neue meine peinliche Lage zwischen zwei sich verfeindenden Staaten.

Das Warten wurde mir etwas lang. Die Eltern werden sich sorgen. Wohl war uns Gelegenheit gegeben, uns mit belegten Brötchen zu stärken, die zum Kauf angeboten wurden. Ich hatte kein Geld bei mir. Ein junger Russe bezahlte mit großzügiger Selbstverständlichkeit, ohne auch nur einen Dankesblick von mir aufzufangen.

Endlich hieß es: „Der Wagen ist da! Sie können kommen!“

Ja, wieso? Wer hat denn einen Wagen bestellt? Und wohin? Ich folgte gespannt dem Abzug der Männer. Ich ging als letzter und fing an der Tür den väterlichen Blick eines rotbärtigen Polizeibeamten auf, der mir ermutigend zunickte. Wieso denn? Ich hatte die Situation immer noch nicht erfaßt.

Als wir unten auf der Straße standen, verstand ich schon etwas mehr. Da stand die bekannte „Grüne Minna“, der Arrestantewagen der Berliner Polizei, nicht einmal motorisiert, sondern mit einem biedereren Droschkengaul bespannt. Und rechts und links drängte sich das Volk, um die „russischen Spione“ zu sehen.

Ich hatte nicht viel Zeit, über meinen Sturz vom vaterländischen Olymp in den Tartarus des Daseins eines der Spionage Verdächtigten nachzudenken. Denn nun löste sich eine russische Frau aus der Menge, mit dem damals im Westen noch ungewohnten Kopftuch um das Haar, fiel einem meiner Mitgefangenen um den Hals und jammerte laut schluchzend auf russisch:

„Wanjetschka, mein Seelchen, mein Täubchen, was macht man nur mit dir?“ Wanjetschka wahrte seine männliche Würde und antwortete beruhigend:

„Sei ohne Sorge, in wenig Stunden bin ich wieder bei dir.“ Und dann wurden wir höflich in den Wagen genötigt. Da ich Wert auf einen Fensterplatz legte, aber sofort bemerkte, daß das einzig vergitterte Fenster in der rückwärts gelegenen Tür war, so war es mir nicht schwer, den anderen den Vortritt zu lassen. Der letzte war ich freilich nicht. Mir folgte noch ein korpulenter Polizeibeamter, der die Tür von innen zuschloß und sich wie ein schließender Pfropfen vor die Tür setzte.

So, nun erlebte ich etwas, was noch keiner meiner Freunde daheim erlebt hatte. Wie freute ich mich schon jetzt aufs Erzählen! Ja, ich war noch sehr jung. Meine Mitreisenden hatten schon mehr von der Schattenseite des Lebens gesehen und erlebt. Namentlich die Juden waren aus Rußland Ungerechtigkeit und Bedrohung gewohnt. Daß der eine den Wunsch äußerte, daß solche, die etwa die Freiheit wiederbekämen, die Angehörigen der andern aufsuchen sollten, um ihnen Nachricht zu geben, war wohl verständlich, auch wenn ich mich nicht zu solchem Merkurdienst berufen fühlte. Einer fragte ernsthaft: „Wird man uns gleich erschießen?“ – „Nur keine Einzelhaft“, sagte ein anderer, „das vertrage ich nicht, ich werde wahnsinnig.“ Schließlich fand einer den Mut zu einer Scherzfrage und sagte in gebrochenem Deutsch zum Beamten: „Herr Schutzmann, is dies Omnibus ganz ohne Billet?“ Der Beamte lächelte väterlich: „Ja, ja, Sie fahren ganz umsonst.“

Aber wohin ging die Fahrt? Ich kannte mich in Berlin etwas aus. Etwa nach Moabit oder Tegel, wo die Gefängnisse waren? Nein, wir fuhren durch die Linden nach dem Zentrum der Stadt. Draußen hörte ich die Menge singen. Sie sangen, was ich vor ein, zwei Stunden begeistert mitgesungen hatte. Aber ich – war verhaftet! Es war nicht nur bubenhafte Abenteuerlust, was mich bewegte, irgend etwas Schmerzhaftes war dabei. Wo gehörte ich hin?

Wir sind im großen Hof des Polizeipräsidiums angekommen. Im „Alex“, wie der Berliner das große rote Haus am Alexanderplatz zu nennen pflegte. „Aussteigen! Zu zweien aufstellen!“ Der Kommandoton war eindeutig. So marschierten wir – wie die altmodischen Töchterpensionate von einst – in den großen Vortragssaal der Berliner Polizei, wo schon Hunderte von Leidensgenossen unser warteten.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ war man geneigt mit Schiller zu fragen. Rußland vereinte längst ein großes Völkergemisch. Russen, Ukrainer, Polen, Deutsche, Kaukasier, Tataren, Juden – hier fanden sie sich zusammen. Das Gros stellten die Badegäste, die damals zahlreich aus dem Osten nach Nauheim, Kissingen, Oeynhausen usw. zu kommen pflegten. Aber es waren auch ganze Trupps polnischer Saisonarbeiter, die auf den großen Gütern in der Ernte geholfen hatten. Ein ehemaliger Minister saß neben seinem Chauffeur. Hinter mir zwei polnische Aristokraten. Neben mir ein zerlumpter kleiner Jude.

Zufällig hörte ich, wie ein Beamter einem andern zuflüsterte: „Wir haben hier auch einen Neffen vom Zaren.“ Wie ich mir vor komme in solch vornehmer Gesellschaft! Hernach stellte sich heraus: Es war der in der jeunesse dorée Petersburgs und auf den Tennis-

plätzen bekannte Fürst Jussupow, der eine Nichte des Zaren geheiratet hatte. Er gewann später eine gewisse Berühmtheit als Mörder des „Mönches“ Rasputin.

Es dauerte wieder Stunden. Ein Beamter, der meinte, russisch sprechen zu können, verhörte umständlich jeden Eingelieferten. Wir verständigten uns schnell, weil ich natürlich deutsch mit ihm sprach. Aber mein armer Nachbar kam in Verlegenheit. Außer Jiddisch verstand er nur Russisch. Aber nicht jene Phantasiesprache der Berliner Polizei. Offenbar hatte der Beamte nur aus Büchern gelernt. Dazu gehört gewiß großer Fleiß, aber der Ton macht eben die Musik. Und sein Ton blieb gut berlinerisch. Den Familiennamen Rubinkind bekam er von meinem Leidensgefährten heraus, aber beim Vornamen stockte das Zwiegespräch, denn mein Berliner betonte falsch und fragte „po imèni“ und das klang nun sehr nach der Bedeutung: „Wie heißt Ihr Rittergut?“ Das brachte Herrn Rubinkind in begreifliche Verlegenheit. Der Beamte verlor gleichfalls die Geduld – wie so oft der eigentlich Schuldige – und rief mich zu Hilfe: „Sie verstehen ja wohl etwas Deutsch.“ Ich nickte zuversichtlich. Welch ein Menschenkenner! dachte ich. „So fragen Sie ihn doch, wie er mit Vornamen heißt.“ Das war einfach. Ich brauchte den Ton nur um eine Silbe zurückzuziehen: „Po imeni?“ fragte ich. Und nun konnten wir feststellen, daß Herr Rubinkind von seinen Eltern „Chajm“ gerufen wurde, d. h. auf deutsch „Leben“. Ein wirklich inhaltsvoller Name.

Nach Stunden war das Verhör beendet. Alle waren registriert. Ein neuer Herr erschien. Offenbar von höherem Dienstgrad. Er hielt folgende inhaltsschwere Rede an uns:

„Alles hierher gehört! Im Namen des Oberstkommandierenden der Marken habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Sie sofort die Mark und das deutsche Reichsgebiet zu verlassen haben. Die russische Grenze ist gesperrt. Ich empfehle Ihnen nach Dänemark zu fahren. Wer morgen hier noch vorgefunden wird, wird unweigerlich eingesteckt. Sie können gehen!“

Ein erleichtertes Aufatmen ging durch die Reihen der Hörer. Die beiden Polen hinter mir sagten: „Wir haben unsere Fahrkarten nach Stockholm schon in der Tasche!“ Nur Chajm Rubinkind war keineswegs reiselustig: „Ich lasse mir einsperren. Ich habe keine Kopeke mehr in Tasche!“

Mag sein, daß er sich auf eine warme Suppe, wenn auch aus dem Blechnapf, und eine Liegestatt in der Zelle freute. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Denn ich eilte auf schnellstem Wege ins Hotel: „Ich muß gleich meine Sachen packen und heute abend noch zurück nach Kopenhagen!“

Nach einigen Minuten Überlegens waren uns die Hindernisse klar.

„Hast du einen Paß?“ Wir besaßen nur den erwähnten Familienpaß, der uns zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschloß.

„Hast du denn Geld?“ O ja, unser Vater hatte einen sogenannten Weltkreditbrief mit einer ausreichenden Summe. Aber es war erstens Sonntag und die Banken geschlossen. Zweitens war erster Mobilmachungstag, wo auch der beste Freund nichts zu pumpen in der Lage war.

Unsere Mutter hatte einen Vorschlag:

„Weißt du, Hans, geh hin und sprich dich mit den Leuten aus.“

Ach, unsere gute Mutter! Die Zeit der Aussprachen war vorbei. Du hattest nie mit der preußischen Polizei zu tun gehabt und hast nie einen ersten Mobilmachungstag erlebt! In den vorkommenden Aussprachen hatte der Angeredete Haltung einzunehmen und höchstens mit einem „Jawohl!“ zu antworten.

Was tun? Die Lage war peinlich und meine Zukunft im Dunkeln.

Jener Tag ist mir bis in die kleinsten Kleinigkeiten noch so gegenwärtig, als wäre er gestern gewesen. Denn von der Entscheidung dieses Tages hing, wie sich später zeigte, der äußere und innere Kurs meines Lebens ab. Ja, ich studierte bereits Theologie. Aber es war alles noch unklar und unreif in mir. Die beiden ersten Semester des Studiums hatten keine Klärung gebracht. Wohl hatte ich die bewahrende Hand Gottes deutlich erkannt, aber in den schweren Monaten, die hinter uns lagen, konnte ich meiner Mutter in ihren Sorgen kaum eine Stütze sein. Heimlich hatte ich mir auf der Reise in Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung ein kleines Neues Testament gekauft und las öfters ein paar Verse daraus. Was ich las, hatte aber keine spürbare Wirkung auf mich. Ich tat es mit einer gewissen Neugierde, zumal meine Kenntnis der Bibel fast gleich Null war. Noch war ich bei aller Religiosität auf der Flucht vor Gott. Ich fürchtete mich vor einem selbständigen Schritt. Mein Beten war ein Rufen nach Hilfe ohne Bereitschaft zum letzten Gehorsam.

Aber Gott griff ein.

Bei jenem Gespräch mit meinen Eltern, das ich soeben schilderte, waren wir nicht allein. Just an jenem Tage war ein guter Freund meines Vaters, der Tuchhändler Georg Holzapfel aus Brandenburg/Havel, nach Berlin gekommen, weil er von unserer Reise wußte. Nun saß er voller Mitgefühl bei meinen besorgten Eltern, als ich vom Alexanderplatz ins Hotel kam. Er sah die Verlegenheit der Eltern und sagte zu mir:

„Ach wissen Sie, Herr Brandenburg, ich komme mit Ihnen, wir werden die Sache schon deichseln.“

Den Eltern schien ein Stein vom Herzen zu fallen. Stürmisch wurde dem rettenden Engel gedankt, und wir gingen los. Vor der Tür sagte jener freilich:

„Nun, ich weiß nicht, wie wir das machen sollen. Aber Ihre Eltern taten mir leid, deshalb meinte ich, wir sollten sie mit der ganzen Sache nicht beschweren.“ Wir nahmen eine Taxe. Sie sollte uns aufs Polizeipräsidium fahren. Der Gespräche im Wagen glaube ich mich fast wörtlich zu erinnern.

„Mein Schwager könnte uns ja helfen. Er ist Geheimrat im Innenministerium. Aber ist zur Zeit leider im Urlaub.“

Das war Pech.

„Aber halt! Ich saß doch kürzlich bei ihm an der Festtafel neben einem Berliner Polizeirat. Das wäre der richtige Mann! Aber sein Name ist mir völlig entfallen.“

Neues Pech.

Plötzlich entlohnte Holzapfel die Taxe und ging auf der Straße an einen Schutzmann heran.

„Verzeihung, Herr Wachtmeister, lesen Sie mir doch bitte aus Ihrem Dienstbuch die Namen der Polizeiräte vor!“

Auf solch eine Attacke war sogar ein Berliner Schutzmann nicht vorbereitet.

Er gehorchte – trotz des ersten Mobilmachungstages – und wir hörten nun die üblichen Berliner Namen: „Müller, Schulze, Krause, Schmidt“ usw., bis der Name „Feigell“ erklang.

„Halt! Das ist er! Wie ist seine Telefonnummer?“

Auch diese erfuhren wir. Im nächsten Zigarrenladen wurde eine dicke Importe gekauft. „Darf ich einmal telefonieren?“ – „Aber gewiß, bitte!“

Ich hörte ja nur die eine Hälfte des Gesprächs.

„Ja, es war doch wieder einmal ein reizender Abend, nicht wahr? Im übrigen: Ich habe ein kleines Anliegen. Da muß der Polizei wohl ein kleines Mißverständnis passiert sein.“ Und dann folgte die Schilderung meiner Situation: „Ja, es ist ganz unbegreiflich . . . deutscher Abstammung, völlig deutscher Gesinnung.“

Kurzum, wir bekamen eine Empfehlung an den Geheimen Rat Falkenhayn im Innenministerium, den Bruder des späteren Generalstabschefs, und saßen bald wieder in einer Taxe, die Brust geschwellt mit kühnen Hoffnungen. Aber der Geheimrat sowie das ganze Innenministerium war ausgeflogen. Nur ein bescheidener Regierungsassessor tagte im leeren Hause. Für die Zivilverwaltung war zur Zeit nichts zu tun.

„Seit heute ist alles in militärischen Händen. 'S ist eben Mobilmachung. Aber ich will gerne mein Möglichstes tun und im Polizei-

präsidium anrufen. Ich muß Sie schon bitten, sich noch einmal hinzubemühen.“

Die dritte Taxe! Ich sehe nach der Uhr. Die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges nach Dänemark nimmt peinlich ab. Aber nun sind wir wieder auf dem Alex. Wenn man Deutschland den Vorwurf gemacht hat, den Krieg gewollt und vom Zaune gebrochen zu haben, so muß die Berliner Polizei jedenfalls ausgenommen werden. Sie war keineswegs vorbereitet. Hier herrschte ein tolles Tohu-Wabohu. Weinende Kinder suchten ihre Väter, heulende Frauen fragten nach ihren Männern, Beamte mit hochrotem Kopf liefen durch die Korridore. Mein hilfreicher „Rafael“ – so heißt in der Bibel der Schutzengel des jungen Tobias, den Rembrandt so gern malte – zerschmolz in Höflichkeit bei allen Erkundigungen und Fragen. Als wir den entscheidenden Polizeikommissar endlich gefunden hatten, bewies auch dieser, daß seine Nervenkraft bereits erschöpft war.

„Gehen Sie dort hinein! Warten Sie!“ schnarrte er uns an. Ich hatte das peinliche Gefühl, schon in eine Zelle gesperrt zu sein. Nur Herr Holzapfel behielt seinen Optimismus. Er kannte diese rauhe Schale, die oft einen guten Kern umschließt. Wir warteten. Ich trank eine Karaffe Wasser aus. Und ich schielte immer wieder nach der Uhr.

Schließlich kam der Herr. Ich durfte sprechen, erzählte meine Lage, und bat höflichst, den Ausweisungstermin um vierundzwanzig Stunden zu verlängern, damit ich mich morgen mit den nötigen Papieren und Reisegeld versehen könnte. (Reichlich naiv! denke ich jetzt nachträglich.)

„Was morgen mit Ihnen wird, weiß ich nicht“, war die trostreiche Antwort. Nun, wie sollte ich es wissen!

In diesem Augenblick kam der Kommissar von heute mittag herein und fragte seinen Kollegen nach dem „Fall“. Ich hörte sie mit halber Stimme flüstern: „... Ausnahmen sind gestattet...“ Und wirklich: in wenigen Minuten hatte ich ein postkartengroßes Stück Papier zwischen den Fingern. Darauf stand geschrieben:

„Der russische Staatsangehörige stud. theol. Hans Brandenburg, geb. 4. März 1895 in Riga, ist nicht ausgewiesen.

Mützlitz, Polizeikommissar.

Berlin, Polizeipräsidium

Abt. VII. Exekutive.“

Es gab eine Heimkehr wie die des verlorenen Sohnes. Meine gute Mutter fiel Herrn Holzapfel aus Dankbarkeit um den Hals, was ihn sehr verlegen machte. Und ich ging hinüber zu Aschinger und aß kalten Rippespeer und Kartoffelsalat. Es war sieben Uhr

abends geworden. Seit dem Morgenfrühstück hatte ich noch nichts gegessen.

Das Papier reichte monatelang aus, mir eine Existenzberechtigung in Berlin zu verschaffen. Viel später hat meine Frau mir den Wisch eingerahmt. Er hing bis zum Ende des zweiten Weltkrieges über meinem Schreibtisch. Erst dann verlor ich das „Dokument“ durch „Kriegseinwirkung“, wie es taktvoll ausgedrückt wird.

An der Laune jenes Beamten entschied sich äußerlich gesehen an jenem 2. August 1914 mein Geschick. Menschlich gesehen hätte er auch anders entscheiden können. Ich habe mir oft ausgemalt, was geworden wäre, wenn das Zünglein der Waage auf die andere Seite gegangen wäre. Wäre ich nach Dänemark gefahren, wie es meine ehrliche Absicht war, so wäre ich im Kriege ins russische Heer eingezogen worden. Selbst wenn ich am Leben geblieben wäre, so wäre mein Leben äußerlich und wahrscheinlich auch innerlich anders verlaufen. Viel später erkannte ich, daß hier Gottes allmächtige Hand am Hebel gelegen hatte. Wenn ich jetzt rückblickend all die Segenswege Gottes erkenne, die ich geführt wurde seit jenem Augenblick im Berliner Polizeipräsidium, so komme ich immer noch nicht aus dem Staunen heraus.

Die Gefahr, daß die Eltern und ich getrennt würden, war vorbei. Die nächsten Tage und Wochen waren mit so viel erregenden politischen und kriegerischen Ereignissen erfüllt, daß wir nicht viel zum Nachdenken kamen. Statt in eine erholsame Nachkur in den Schweizer Bergen waren die Eltern mit uns beiden Kindern hier in der Reichshauptstadt in den Brennpunkt des Geschehens gekommen. Von einer Weiterreise war keine Rede mehr. Bald hatten wir alle die Auflage, uns als „feindliche Ausländer“ jede Woche auf der Polizei zu melden und unsere Wohnung nicht ohne polizeiliche Zustimmung zu verändern. Bis auf diese Auflage geschah uns nichts. Dennoch gehören die fast neun Monate bis zur Mitte des April 1915 zu den Tiefpunkten meines Lebens.

Es ist nötig, hier einen Rückblick auf das Jahr zu tun, das all diesen Ereignissen voranging. Vor einem Jahr war ich nicht unbeschwert, aber doch mit einer neugierigen Spannung nach Dorpat an die Universität gegangen, wo ich als Fuchs in die „Fraternitas Rigensis“ eintrat. Dann kamen schwere Enttäuschungen. In Dorpat herrschte damals noch der alte sogenannte Pennalismus, d. h. jene Erziehung der jungen Semester, die reichlich roh war, obgleich sie zur Erziehung zum vollen Mannestum beitragen sollte. Dieser Härte war ich weder äußerlich noch innerlich gewachsen. An der Mutter Schürze aufgewachsen, dazu in einem Elternhause, das in wohl ungewöhnlicher Sauberkeit alle Schattenseiten des Lebens von

uns Kindern fernzuhalten wußte, brach mir meine kindliche Weltansicht zusammen. Ich merkte erschrocken, welche Gewalt nicht nur Bacchus, sondern auch Venus über die jungen Menschen hatte. Auch über solche, die ich bisher alle für höchst „anständig“ anzusehen gewohnt war. Das Dorpater Leben mag damals vor dem ersten Weltkrieg seinen sittlichen Tiefpunkt erreicht haben. Einzelheiten widerstreben der Darstellung. Ich habe nachträglich meinem Gott viel zu danken, daß er mich vor dem Schlimmsten bewahrte, auch wenn ich nicht entfernt die sittliche Kraft zu einem wirksamen Protest hatte. Gewiß gab es daneben auch viele nette Geselligkeit und Einladungen zu Tanzfesten. Vor allem aber begegnete mir in Dorpat ein Zeuge Christi, der mir durch seine Art noch mehr als durch seine Predigt die Wirklichkeit Jesu nahebrachte, wie ich sie bisher noch nicht kannte. Das war Professor Traugott Hahn.

Wenn ich als Fuchs am Sonnabend meist langen Dienst hatte, da ich zu warten hatte, bis die letzte „Bierleiche“ beseitigt war, so hatte ich mir doch fest vorgenommen, die Predigt in der Universitätskirche nicht zu versäumen. Das habe ich auch eisern durchgehalten, wenn ich auch oft während der Predigt vom Schlaf übermannt wurde. Vielleicht war das der Grund, daß ich von der schlichten, aber tiefen Predigt Hahns kaum eine Erinnerung behalten habe. Um so stärker war der Eindruck von ihm als Dozenten. Ich hörte bei ihm die Einführung in das theologische Studium. Gerade hier verstand er, uns die geistlichen Voraussetzungen für den Predigt-dienst zu zeigen und uns in feiner seelsorgerlicher Art innerlich zu dienen. Noch besitze ich das Exemplar von Generalsuperintendent Brauns Schrift „Die Bekehrung der Pastoren“, die er uns als eine der wichtigsten Schriften für den werdenden Theologen empfahl. Das allein charakterisiert schon seine Haltung als akademischer Lehrer. Für mich waren das neue Töne. Sie unterstrichen meine Ahnung, wo bei mir das Entscheidende fehlte. Einmal war ich zu einem offenen Abend bei ihm eingeladen. Ein junger englischer Student, der Sohn des englischen Lektors, berichtete von der christlichen Studenten-Welt-Konferenz in Lake Mohonk bei New York. Zum ersten Mal hörte ich von der christlichen Studentenbewegung. Auch der Name John Motts fiel. Mich packte eine große Sehnsucht nach einem Studentenleben unter Christus. Vielleicht hätte ich so etwas gefunden, wenn ich Mitglied in dem Theologischen Verein geworden wäre. Aber dazu war ich noch zu wenig Theologe.

Einmal im Laufe des Semesters schien sich eine Tür für mich aufzutun. Ja, fast scheint es mir, es wäre ein wirklicher Ruf Gottes gewesen zum Einkehren und Umkehren. Ich erfuhr überraschend, daß bei Hahn eine Studentenbude frei sei. Dann hätte ich gewiß

persönlich engere Föhlung mit ihm bekommen. Vielleicht sogar den Mut zu der so nötigen seelsorgerlichen Aussprache gefunden. Aber ich unterließ, mich um das Zimmer zu bemühen. In der studentischen Verbindung fühlte ich mich trotz vieler guter Freunde fremd. Auch zum Studium fand ich nicht genügend Zeit. Vieles fand ich reichlich trocken, es ging wohl auch über meine Erkenntnis. Bei Professor Seesemann versuchte ich, Hebräisch zu lernen. Aber zum nötigen Pauken fand ich nicht die Zeit und Ruhe. Ich war oft krank. Aber wahrscheinlich war es nur eine Flucht in die Krankheit. Ich litt an Heimweh und fand doch nicht den Mut, einen klaren Schnitt zu tun. Einmal ging ich zu meinem Oldermann (Fuchsmajor), der selbst Theologe war, und erklärte ihm meinen Willen, aus der Verbindung auszutreten. Aber jenem gelang es in wenigen Minuten, meinen Entschluß rückgängig zu machen. Heute glaube ich, daß ich damals einen entscheidenden Ruf Christi überhört habe. Im Buche Hiob heißt es einmal: „Solches tut der Herr zweier oder dreimal mit einem jeglichen“ (Hiob 33,29).

Gerne denke ich daran zurück, daß in der Verbindung viel Musik getrieben wurde. Ich beteiligte mich am akademischen Oratorienchor und sang unter der Leitung von Professor Karl Girgensohn, dem leider früh verstorbenen lutherischen Dogmatiker, im Kirchenchor der Universitätskirche.

Es ging in den Frühling, als die Erkrankung meines Vaters so ernst wurde, daß ich aus Dorpat nach Hause gerufen wurde. Bald zeigte sich, daß eine Operation nötig war, und statt einer fröhlichen Sommerreise nach Wien und Österreich fuhren wir mit unserem Vater über Berlin nach Kopenhagen, wo er bei jenem bereits genannten Spezialisten operiert wurde. Wir, d. h. unsere Mutter, meine damals fünfzehnjährige Schwester und ich. Unserer schwer besorgten Mutter gab es einen Halt, daß unser Arzt, Dr. von Tiesenhausen, uns begleitete.

Der Aufenthalt in Kopenhagen zog sich zwei Monate hin. Die Operation hatte gezeigt, daß keine Gefahr bestand, aber eine leichte Embolie führte zu Komplikationen. Unsere Mutter durfte beim Vater in der Privatklinik wohnen. Für uns beide junge Menschen wurde im Vorort Oesterbro eine Pension gefunden. Da eine konkrete Sorge um den Vater nicht mehr bestand, haben wir beide die sonnendurchglühten Wochen dieses Sommers in der so wunderschönen nordischen Hauptstadt restlos genossen. Alle Museen der kunstliebenden Stadt haben wir mehrfach durchwandert und hatten bald unsere Lieblinge unter den Malern und unter den Bildhauern der großartigen Glyptothek, wohl der größten Skulpturensammlung Europas. Hier war es besonders der Norweger Stefan Sinding,

der mich vor die Frage stellte, wie weit auch die Kunst erlösende Kräfte haben könne. Fast geriet ich in Gefahr, ihr das zuzutrauen. Sonntags waren wir in der deutschen Petrikerche, wo wir recht ordentliche Predigten hörten. Im übrigen waren wir den ganzen Tag unterwegs. Alle alten Gassen der schönen Königsstadt durchforschten wir. Jede Kunsthandlung wurde besucht, sogar alte Stahlstiche aus der baltischen Geschichte sammelten wir. Zweimal waren wir drüben in Schweden, um in Malmö die große Baltische Ausstellung zu besichtigen. Mit den Eltern fuhren wir zur Eremitage und freuten uns an dem zahmen Damwild. Ja, einmal wurden wir vom Assistenzarzt und unserer Pensionsmutter sogar zum Rennen nach Klampenborg eingeladen. Hier interessierte ich mich weniger für die Pferde als für die illustre Gesellschaft – an der Spitze der König Christian, der „längste Soldat“ seiner Armee, mit der Königin. Höchst belustigt waren wir, als wir am Tage darauf im Aushang der Zeitung in der Stadt Fotos vom großen Rennereignis sahen, auf denen wir uns selber erkannten, meine Schwester im weißen Spitzenkleid, ich selbst in weißen Tennishosen und blauem Jackett mit der damals modernen „Kreissäge“ auf dem Kopf.

In dieses idyllische Sommerleben, das abends gewöhnlich mit einer Autofahrt mit der Mutter in die schöne Umgebung Kopenhagens seinen Abschluß fand, kam die furchtbare Nachricht von dem Attentat in Serajewo. Wir waren zwar von Rußland her an solche Ereignisse gewöhnt und daher abgebrüht, aber auch ohne tieferes politisches Urteil ahnten wir etwas von der Gefahr. Zwar konnte ich allmählich dänische Zeitungen lesen, aber aus den aufgeregten Unterhaltungen der Dänen beim Mittagstisch verstand ich doch nur Brocken. Der Mutter, die doch immer noch in Sorgen war, weil die erhoffte Heilung des Vaters nicht so schnell voranging, wollten wir die Aufregung fernhalten und vermieden politische Gespräche. Die Telegrafagenturen der Zeitungen arbeiteten unvergleichlich langsamer als heutzutage, so daß wir völlig unvorbereitet auf kriegerische Ereignisse Ende Juli in Berlin eintrafen.

Mein Vater war durch den langen Krankenhausaufenthalt körperlich und nervlich geschwächt. Auch die Mutter brauchte nach all den sorgenvollen Wochen dringend eine Erholung. Aber wie wenig konnte ich in diesen schweren Monaten meine Eltern stützen! Wir Balten waren gewöhnt an jene privatisierende Existenzform des Bürgers, der wesentlich seinem Beruf und seiner Familie lebt. Eine Beteiligung an politischen Ereignissen oder eine Einflußnahme auf diese kam ja in Rußland ohnehin nicht in Frage. Gewiß sparten wir dadurch viel Kraft. Und die vielgerühmte baltische Geselligkeit, die Freude an guten Büchern und fruchtbarer Un-

terhaltung hing bei uns auch damit zusammen, daß es bei uns weder politische Vereine noch politische Stammtische gab. Wir Balten wußten, daß unser baltisches Dasein nur solange Hoffnung auf Bestand haben konnte, solange wir dem russischen Kaiser gegenüber loyal waren. Kritik wurde zwar nicht verschwiegen, aber sie wurde nicht laut. Charakteristisch ist eine Kindheitserinnerung. Ich belauschte ein Gespräch meiner Mutter mit einer Freundin: „Der arme Doktor B.! Er ist doch solch ein anständiger Mensch, und denk nur: sein Sohn ist politisch!“ Das Wort hatte einen Beigeschmack und hieß etwa: er beteiligt sich an heimlichen Verschwörungen und kommt gewiß bald nach Sibirien.

Bis auf das Revolutionsjahr 1905 war unsere Familie von politischen Ereignissen kaum gestreift worden. Das wurde nun anders. Ich erlebte handgreiflich an meinen Eltern, wie das bürgerliche Zeitalter aufhörte. Vierzig Jahre hatte Deutschland im Frieden gelebt. Wir hatten den Eindruck, daß wir es dem Deutschen Reich verdankten, daß es so etwas gab wie das Europäische Gleichgewicht. Das hörte nun auf, und damit hörte auch unser idyllisches Familienleben, das sich im Privaten erschöpfte, auf. Wir waren als Familie ungefragt und zwangsläufig in das Geschehen hineingezogen. Ich sah erschüttert, wie die Weltauffassung meiner Eltern zusammenbrach. „Was geht mich dieser Krieg an“, konnte mein Vater ausrufen. „Lassen Sie mich mit meiner Familie auf eine einsame Insel auswandern.“ Das Tragische war, daß ein Weltkrieg keine einsame Insel zuließ. Da der Vater durch seine schwere Krankheit geschwächt war und ohne Erholung blieb, war er den Aufregungen nicht gewachsen. Meine Schwester und ich beobachteten mit Schrecken seinen Zusammenbruch. Er hat sich wohl nie mehr zu seiner alten Fröhlichkeit und Lebensbejahung durchgefunden, obwohl er damals noch nicht sechzig Jahre alt war. Es war, als ob eine Eiche an der Wurzel getroffen war. Bisher hatte er, der sich seine Existenz durch eisernen Fleiß, Energie und große Redlichkeit aufgebaut hatte, gemeint, durchsetzen zu können, was er wollte. Aus kleinsten Anfängen hatte er in über zwanzig Jahren sein Geschäft zur größten Tuchhandlung in der Halbmillionenstadt Riga gemacht. Jetzt brach er an den eisernen Realitäten des ersten Weltkrieges zusammen.

Unsere Mutter war immer der sanguinische Teil der Eltern gewesen. Sie verstand es stets, dem Vater Mut zu machen. Kam er verstimmt aus dem Geschäft nach Hause, so wußte sie ihm allen Ärger fernzuhalten und ihn mit viel Geduld und Frohsinn wieder heiter zu machen. Jetzt aber fraß auch an ihr die Sorge. Wie sah es zu Hause aus? Wir waren wochen- und monatelang nur auf Ge-

rüchte angewiesen. Alle direkte Postverbindung hörte auf. Mein ältester Bruder, der das väterliche Geschäft leitete, war zwar nie Soldat gewesen – wurde er etwa einberufen? Wie wird die russische Politik gegenüber den Balten sein? Bald kamen Nachrichten von Verbannungen und Verhaftungen. Einiges war wahr, anderes übertrieben und unwahr, wie es in solchen Zeiten zu sein pflegt.

Dazu kam, daß wir tatenlos saßen und warteten. Zuerst hoffte man, der Krieg ginge bald zu Ende. In den ersten Wochen waren die Hotels voll baltischer Landsleute, mit denen man sich austauschen konnte. Durch Vermittlung eines baltischen Pastors erhielt ich von Professor Adolf von Harnack wenigstens eine Eintrittskarte für die Königliche Bibliothek. Ich arbeitete etwas Hebräisch, trieb Bibelkunde und las mit Interesse Emil Schürers Zeitgeschichte des Neuen Testaments, drei dicke Wälzer. Aber auch meine Nerven waren angespannt. Am schönsten war eigentlich der Nachmittag. Die Eltern ruhten, und Gretel und ich gingen durch den nahen Tiergarten. Aus den Spielgenossen waren Lebensgefährten geworden. Wir konnten unsere Sorgen und Fragen wenigstens miteinander austauschen. Unsere Mutter erkrankte bald an einer bösen Venenentzündung. Als sie wieder einigermaßen auf den Beinen war, verordnete der Arzt Bewegung, aber möglichst nicht auf Asphalt oder Steinen. Monatelang sah man seitdem den Winter bis zum Frühling hindurch nach dem Abendessen eine ältere Dame auf den Arm eines jungen Mannes gestützt Unter den Linden auf der breiten Mittelallee erst links bis zum „Fritzen“ (das Denkmal Friedrichs des Großen), dann nach rechts bis zum Brandenburger Tor und dann wieder zurück bis zur Neustädtischen Kirchstraße langsamen Schrittes wandeln. Wie gut tat dies Stündchen, wo Mutter und Sohn Zeit zu stillen Gesprächen miteinander hatten.

An einem der ersten Sonntage machte ich mich auf, um die Stadtmissionskirche zu suchen. Dort sollte Pastor Paul Le Seur predigen. „Den mußt du notwendig einmal hören“, hatte mir mein Freund Theo Taube aus Petersburg geschrieben, als Le Seur dort vor zwei Jahren Vorträge gehalten hatte. Noch fuhr man mit dem Pferdeomnibus für einen Groschen vom Bahnhof Friedrichstraße bis zum Halleschen Tor. Ich fand eine Kirche mit hoher Kuppel, wunderte mich aber, wie schlecht sie besucht war. Ein alter Pastor predigte über die Unsichtbarkeit Gottes und seine Unbegreiflichkeit. Das alles war mir nicht ganz neu, und ich war schwer enttäuscht. Es stellte sich heraus, ich hatte mich in der Kirche geirrt! Erst am kommenden Sonntag drang ich bis zur alten Stöckerkanzel vor und hörte nun Sonntag für Sonntag Le Seur, dessen männlicher Ernst und ritterliche Erscheinung, dessen kluge Predigten und klangvolle Stimme

mich immer wieder anzogen. Vielleicht hätte ich aus seinem Munde das helfende Wort für mich gehört, wenn er nicht nach einigen Wochen schon seine Abschiedspredigt gehalten hätte. Er war zum Garnisonprediger in das besetzte Brüssel gerufen. Von nun an stand auf seiner Kanzel während der nächsten Jahre alle vierzehn Tage der bekannte Evangelist Samuel Keller. Bekannt war Keller weit und breit im deutschen Lande, ich hatte freilich nie etwas von ihm gehört. Für mich waren die in Deutschland längst bekannten Männer der neueren Erweckungsbewegung alles unbekannte Gestalten. Wohl war Elias Schrenk in meiner Kinderzeit einmal in Riga gewesen, aber unser Haus hatte den Weg in seine Vorträge nicht gefunden. Keller war Balte schweizerischer Abstammung, verwandt mit der Pastorenfamilie Hesse, der auch der Dichter Hermann Hesse entstammte. Während in dem wirtschaftlich blühenden und vergnügungsfrohen Riga von Erweckung nichts zu spüren war, war von Reval aus seit Generationen ein anderer Wind gegangen. Der Vater meines Professors Hahn, der alte Traugott Hahn, hatte einen Vorgänger, Pastor Huhn, gehabt. Und Huhn und Hahn hatten in ihrer OlaiKirche stets eine große Gemeinde. Viele bekannte baltische Namen, die als Träger des Evangeliums in Theologie und Kirche auch heute noch einen Klang haben, hatten hier ihre Wurzel. Daß ich in der Reichshauptstadt den baltischen Christuszeugen hören durfte, der jahrzehntelang im Süden Rußlands der Rufer zu Jesus gewesen, war für meinen Weg zu Gott von großer Bedeutung. Gewiß zog mich zuerst viel Äußeres zu Keller. Da war zuerst sein baltischer Dialekt und seine drastische Sprache. Gelegentlich blitzte sein Humor durch seine Predigt hindurch, so daß ein fröhliches Lachen in der Kirche erschallte. Doch um so eindrucksvoller war der Ernst seines nächsten Satzes. Und je länger je mehr hörte ich aus seinem Munde das „süße Evangelium“, wie er manchmal sagen konnte. Dieser herbe Mann konnte die Frohbotschaft in immer neuen Bildern verkünden und seine Liebe zu Jesus kindlich und männlich zugleich bezeugen. Man nannte Keller einen „Neutöner“. Er sprach keine billige Sprache Kanaans, d. h. nicht den Jargon der Frommen. Aber er wußte in der Sprache seiner Zeit in immer neuen Gleichnissen das Gewissen zur Umkehr und zur Entscheidung für Jesus zu wecken. Ich merkte bald: hier war, was mir fehlte! Doch hörte ich ihn nicht ganz ohne Bangigkeit, weil mir immer deutlicher der Totalitätsanspruch Jesu entgegenklang. Ich hoffte immer noch, den vollen Segen Gottes auch ohne Kapitulation zu erlangen. Jetzt schäme ich mich, wie ferne ich doch bei all meiner Frömmigkeit dem Gehorsam des Glaubens war. Wer kennt sein eigenes Herz? War es Menschenfurcht oder Ei-

telkeit, war es Unwissenheit oder kindische Unentschlossenheit, was mich aufhielt? Es hat mal einer gesagt, zu vollem Christsein gehöre eigentlich nur der Mut.

Weihnachten kam. Christfest im Hotel – nach all den reichen Weihnachtsfeiern in der Heimat! In der nahen Dorotheenstädtischen Kirche flossen viel Tränen. Aber wie danke ich es den Eltern, daß sie uns dann im Hotelzimmer bei einem bescheidenen Weihnachtsbäumchen doch einen fröhlichen Festabend bereiteten! Ich bekam als Geschenk den ersten Füllhalter meines Lebens. Der Abend stand unter der Überschrift: Heute ist Weihnachten! Laßt uns alles Schmerzliche vergessen und uns freuen!

Es mag im Januar 1915 gewesen sein, als Pastor Keller eines Sonntags zum Eintritt in den Kirchenchor aufforderte, zumal in der Kriegszeit die Männerstimmen fehlten. Nach Rücksprache mit den Eltern meldete ich mich. Bezeichnend für unsern psychischen Zustand in diesem ersten Kriegswinter war, daß ich fürchtete, ich könnte wegen meiner „feindlichen Staatsangehörigkeit“ abgelehnt werden. Der Chorleiter hatte nur ein Lächeln für meinen Schönheitsfehler. Und ich wurde der zweite Baß im Chor der Stadtmissionskirche.

Diese bescheidene Mitarbeit in der Stadtmissionsgemeinde sollte die weitgehendsten Folgen für mein Leben haben. Die Chorproben waren für mich die Höhepunkte der inhaltslosen Wochen. Später war einer meiner Mitsänger unter der Truppe, die im September 1917 Riga besetzte. Damals erinnerte er sich meiner, suchte meine Eltern auf und brachte ihnen den ersten, wenn auch etwas bestaubten Gruß von mir.

Zu den Peinlichkeiten dieses Winters gehörte es auch, daß wir Tag um Tag unser Mittagessen in den naheliegenden Bierlokalen einnehmen mußten. Kannten wir eine Speisekarte auswendig, so zogen wir weiter. Es mag im März 1915 gewesen sein, als wir wieder einmal im „Heidelberger“ aßen. Plötzlich sagte mein Vater fast erschrocken: „Sitzt nicht dort Konsul Mantel aus Riga?“ Ja, es war der schweizerische Konsul aus unserer Heimatstadt. Unser Vater war in der ungewohnten Situation eines „feindlichen Ausländers“ fast menschen-scheu geworden. Aber der liebe schweizer „Landsmann“ kam mit einer herzlichen Begrüßung an unsern Tisch. „Aber, Herr Brandenburg, was machen Sie denn hier?“ fragte der freundliche alte Herr. Unser Vater versuchte, ihm die Tragödie unserer durch den Krieg zerrissenen Familie zu schildern. Der Konsul war aber davon keineswegs so stark beeindruckt, sondern redete den Eltern kräftig zu, über Schweden die Heimreise anzutreten, was durchaus statthaft sei. Wahrscheinlich hätten die Eltern diesen Ent-

schluß nicht gefaßt, wenn der neutrale Schweizer nicht versprochen hätte, in wenigen Wochen auf der Rückreise nach Riga sich den Eltern anzuschließen. Hier wurde eine Freundschaft geschlossen, die über den Tod des Konsuls noch mit seiner prächtigen Frau, die hochbetagt starb, gepflegt wurde.

Es folgten Wochen aufregender und anstrengender Vorbereitung. Daß ich als Zwanzigjähriger und „kriegsverwendungsfähig“, wie das schöne Wort hieß, nicht hinausgelassen würde, war uns allen klar. Ein paar tausend Mark für meinen Lebensunterhalt hinterlegte mein Vater bei einem Geschäftsfreund. Durch seine Vermittlung wurde ein Zimmer bei einer Witwe in Lankwitz in gartenreicher Gegend gefunden. Sie hatte den einzigen Sohn im Felde verloren und versprach, mich zu bemuttern, was unserer Mutter den Abschied erleichterte. Zahllose Behördengänge, ein langer Papierkrieg und viele Besorgungen waren nötig. Schmerzlich war der Besuch bei der Fremdenpolizei auf dem Alexanderplatz, wohin ich meinen Vater begleitete. Obwohl die Beamten korrekt und freundlich waren, regte meinen Vater alles so auf, daß er einen Weinkrampf bekam. Er klagte darüber, seinen Sohn allein in Berlin lassen zu müssen. Der Beamte tröstete meinen Vater wie ein guter Freund.

„Aber Herr Brandenburg, da brauchen Sie sich wirklich nicht aufzuregen! Wenn ihr Sohn Rat braucht, kann er jederzeit zu mir kommen. Hier ist meine Visitenkarte!“

Ich steckte die Karte uninteressiert in meine Jackentasche, weil ich ganz mit meinem Vater beschäftigt und froh war, als er sich beruhigt hatte und wir ins Hotel zurückkehrten.

Schließlich kam jener Tag im April 1915, an dem die Eltern mit meiner Schwester in Begleitung des Freundes auf dem Stettiner Bahnhof den Zug bestiegen, um über Trelleborg – Stockholm – Harparanda – Finnland – Petersburg in einem großen Bogen nach Riga zu fahren. Mit mir war noch ein jüdischer Fabrikant aus Lodz auf dem Bahnsteig, der lange mit meinem Vater Geschäftsverbindung hatte und sich großzügig bereit erklärt hatte, unserem Vater jede Summe zur Verfügung zu stellen. Dieser brauchte das Angebot nicht anzunehmen, aber die Treue dieses Mannes, der gottlob die Notzeit der Juden unter Hitler nicht mehr zu erleben brauchte, machte mir Eindruck.

## 2. DAS JAHR DER ENTSCHEIDUNG

*Allein in Berlin – Eine überraschende Erhörung – Sommer in Lankwitz – Gott spricht mit mir – „Ich will ihm dienen“ – Meine Bekehrung – Erste Glaubensschritte*

Nachdem ich den Zug gen Norden abrollen gesehen hatte, ging ich bedrückten Herzens heim. Der einzige Lichtstrahl war, daß ich schon morgen das Hotel verlassen sollte, um in das schöne Gartenhaus in Lankwitz zu ziehen. Das war mir eben ein rechter Trost in der Einsamkeit, die man nirgends so quälend spürt wie im Menschen gewühl der Großstadt. Ich ging gleich auf die Polizeiwache, wo der freundliche Wachtmeister mir schon lange wohlgesonnen war. Der Berliner Humor bringt in den peinlichsten Situationen eine wohlthuende Auflockerung.

„Heut sehen Sie mich zum letzten Mal, Herr Wachtmeister“ grüßte ich ihn, „morgen ziehe ich um nach Lankwitz!“

„Lankwitz? Ja, das tut mir leid, Herr Brandenburg, aber das geht nich so ohne weiteres. Lankwitz jehört nich mehr zum Landespolizeibezirk Berlin. Da müssen Sie zuerst ein Jesuch machen, und Sie wissen ja, det dauert dann immer so rund vier Wochen.“

Das war seine Antwort. Ich erschrak!

„Herr Wachtmeister, machen Se keene Witze, ich muß morgen hin. Ich hab mein Zimmer im Westfälischen Hof schon gekündigt. Wo soll ich auch das Geld hernehmen für den langen Hotelaufenthalt? Außerdem geht mir das Zimmer in Lankwitz ja in der Zeit verloren, das meine Eltern für mich mieteten.“

„Det tut mir leid, Herr Brandenburg, ick versteh Ihre Lage jut, aber Sie wissen, ick habe meine Vorschriften.“

Wer wollte etwas gegen die Ordnung im preußischen Staat und gegen die Gewissenhaftigkeit eines preußischen Beamten sagen?

Das fing gut an. Kaum bin ich allein in dieser Großstadt, und schon läuft alles quer. Es war wie damals am ersten Mobilmachungstag, nur, daß ich jetzt nicht mehr den Rückhalt bei meinen Eltern hatte. Ich schlich mich in mein kleines Hotelzimmer zum Hinterhof. „Gott, jetzt hilf du mir!“ Ich wollte beten. Aber die Unruhe im Korridor, wo Menschen kamen und gingen, verhinderte alle Sammlung. Es trieb mich auf die Straße. Ich suchte eine offene Kirche. Aber ich rüttelte vergeblich an den Türen evangelischer Gotteshäuser, die wenigstens damals nur ein- bis zweimal in der Woche ihre Räume zu Gebet und Andacht öffneten. Ich ging langsam durch die Linden, über die Museumsinsel – dort winkte in der Ferne die alte Sophienkirche. Vielleicht ist sie geöffnet? Auch sie war geschlossen!

Ich setzte mich auf eine Bank. Es war ein warmer Frühlingstag. Hier war ich ungestört. Ich betete um Rat und Hilfe.

Und da geschah ein Wunder. So hab ich's damals angesehen, und anders kann ich's auch heute nicht ansehen, obwohl alles „ganz natürlich“ herging. Aber ist das Natürliche kein Wunder Gottes? Nach etwa zwei Stunden hatte ich die Umzugserlaubnis und zog wie verabredet am folgenden Tage in das Gartenhaus in Lankwitz!

Das kam so. Als ich dort still auf der Bank saß auf dem alten Sophienfriedhof und betete, griff ich gedankenlos in meine rechte Rocktasche und fühlte in ihr eine kleine Karte, die ich neugierig herauszog, weil ich nicht recht wußte, wie sie dahingekommen war. Es war die Visitenkarte jenes Kriminalinspektors, die er mir in Gegenwart des Vaters überreicht hatte. Ich mußte einen Augenblick nachdenken. Damals hatte ich dieser Episode gar keine Bedeutung beigemessen. Jetzt aber war sie die Antwort auf meinen Hilferuf zu Gott. Ich hörte das kräftige Klopfen des Unsichtbaren an die Tür meines Lebens.

Das übrige ist schnell erzählt. Zum „Alex“ war es von der Sophienkirche nicht weit. Als ich bei meinem Schutzpatron vorsprach und ihm mein Leid klagte, war seine erste Frage:

„Haben Sie das Gesuch schon mit?“

Als ich verneinte, ging alles in forschendem Kasernenton:

„Na, dann man dalli! Wir machen nach einer Stunde hier zu.“

Bei Wertheim nebenan kaufte ich einen Aktenbogen. Im Postamt am Pult schrieb ich mein Gesuch. In zwanzig Minuten legte ich es vor. Der erste Stempel wurde draufgedrückt – und dann wurde ich einfach als Kanzleibote von Stube zu Stube geschickt, überall vorangemeldet durch Telefonanrufe meines Protektors. Was sonst vier Wochen dauerte, wurde in dreißig Minuten fertig. Als ich mit allen Unterschriften und Stempeln auf dem Papier bei meinem Wachtmeister auf der Polizeiwache erschien, sah er mich erstaunt an:

„Wie ham Se det fertig jekriegt?“

Noch heute schäme ich mich, daß ich nicht einfach bekannte: Ich habe gebetet, und Gott hat mein Gebet erhört! Aber bis zum Bekennermut war es bei mir noch ein langer Weg. So steckte ich bloß lächelnd meinen Ausweis wieder ein. Noch eine Nacht schlief ich in dem für mich nun leer gewordenen „Westfälischen Hof“. Und dann fuhr ich nach Lankwitz.

Für das halbe Jahr in Lankwitz werde ich mein Leben lang dankbar bleiben. Vor allem fiel in dieses halbe Jahr das wichtigste Ereignis meines Lebens, so still und unsichtbar für andere es sich auch vollzog. Es war der Anfang eines Lebens mit Jesus, dem Le-

bendigen und Auferstandenen. Was mir unerreichbar geschienen und was ich doch so ersehnt hatte, sollte Gott mir in diesem Sommer schenken.

Aber ehe ich darüber zu erzählen versuche, muß ich zuerst davon berichten, wie Gott mir nach den erregenden Monaten jetzt eine wunderbare Zeit der Stille und Entspannung schenkte, in der ich mich besinnen und sammeln konnte. Lankwitz war damals ein stiller Gartenvorort. Die kleinen Gartenhäuschen zwischen der Bahnlinie und dem Teltowkanal erinnerten mich manchmal an unsere Sommerhäuser am Rigaschen Strande. Wenig Verkehr, spielende Kinder, Geschäftsleute, die ihren Morgenkaffee auf der Veranda einnahmen. Ein paar Hausfrauen, die ihre Einkäufe machten – das war alles, was ich zu sehen bekam, wenn ich morgens früh zwischen sieben und acht Uhr nach Lichterfelde zum Schwimmbad ging. Meine Pflegemutter, eine biedere Mecklenburgerin aus Neustrelitz, hatte hinter dem Hause einen Obstgarten, in dem ich ihr gerne bei der Arbeit half. Ich hatte ein schönes Zimmer im Erdgeschoß zur Straße, von der mich ein Vorgarten trennte. Die im Winde schaukelnden Zweige einer jungen Birke warfen abends im Licht der Straßenlaterne ihre Schatten auf meine Gardine. Ich versuchte, etwas Hebräisch zu arbeiten. Viel kam dabei nicht heraus. Aber meine Nerven kamen zur Ruhe. Ich ging viel spazieren.

Währenddessen ging der Krieg weiter. Hindenburgs Heer war in Kurland einmarschiert. Meine Eltern waren noch in Stockholm, wohin ein Briefwechsel noch möglich war. Wie harmlos wir damals solch einen Krieg ansahen, wird deutlich an einem Brief, den ich eines Tages von den Eltern erhielt. Ich sollte ihnen doch aus meiner Berliner Sicht schreiben, ob eine Weiterfahrt über Finnland sinnvoll oder ob damit zu rechnen sei, daß inzwischen auch Riga besetzt werde. Über Hindenburgs Absichten war ich nicht orientiert. Daher blieb meine Auskunft aus. Sie sind dann nach Wochen doch nach Riga weitergefahren. Damit brach alle offizielle Briefverbindung ab. Alle paar Monate gelang einmal ein kurzer Brief über eine schwedische oder schweizer Deckadresse. Später ist es sogar vorgekommen, daß die schwedische Botschaft in Berlin Erkundigungen nach mir einzog. Die Eltern waren in Sorge gewesen und hatten ihre Nachbarschaft mit dem schwedischen Generalkonsul in Riga zu dieser Aktion ausgenützt.

Die unverdiente Ruhe und Entspannung, die mir der Lankwitzer Frühling und Sommer brachte, während meine Generation in Ost und West auf den Schlachtfeldern Flanderns und Frankreichs blutete, war für mich eine immer deutlicher werdende Sprache Got-

tes. Ich wußte, daß ich auf der Flucht vor ihm war. Ich wollte nicht gehorchen und mich der Demütigung einer Beichte unterziehen. Jetzt war ich allein. Keine menschliche Rücksicht konnte und durfte mich hindern. Die Stadtmissions-Gottesdienste und die Predigten Samuel Kellers sprachen mit mir eine deutliche Sprache. Ich wußte: Gott sucht mich, Gott ruft mich! Er ruft mich zum Dienst. Wie hatte doch Propst Bernewitz damals im Sommer 1910 – also vor fünf Jahren – gepredigt? „Was steht ihr blasiert an den Ecken? Gott will euch in seinen Dienst haben!“ Ich hatte mich daraufhin zur Theologie entschlossen und gemeint, Gott damit einen Gefallen zu tun. Ich war sogar ein wenig stolz, wenn meine alten Tanzstundenfreundinnen von einst sich wunderten, daß ich, der als „Salonlöwe“ galt – nun fromm wurde! Und wie wenig Ursache hatte ich zum Hochmut! Vom Studium war bisher kaum die Rede gewesen. In Dorpat hatte ich völlig versagt. Den Eltern hatte ich keinen Halt geben können. Und nun privatisierte ich in sorgloser Weise in Deutschlands schwerster Zeit! Aber ich wußte: Jetzt wird es ernst – oder du gehst endgültig den Weg des Ungehorsams und bist verloren! Das Letztere wagte ich kaum auszusprechen.

Im Kirchenchor der Stadtmission sang ich noch weiter mit. Am Sonnabendabend besuchte ich gern die Wochenschlußandacht von Lahusen in der Dreifaltigkeitskirche. Dazu hatte mich die alte Frau W. eingeladen, eine Witwe aus alter Rigascher Patrizierfamilie, die mit ihren Töchtern in Halensee wohnte. Später war ich hier jede Woche einmal zum Kaffee. Im Kirchenchor wurde ich manchmal gefragt: „Warum arbeiten Sie nicht in der Stadtmission mit? Sie sind doch Theologiestudent! Soviel Stadtmissionare und Kandidaten sind einberufen. Jede Kraft ist nötig.“ Ich lächelte dann verlegen und suchte mich auszureden. Ich war mir meiner Unfähigkeit bewußt.

Meine Mitarbeit brachte mir noch eine weitere Begegnung. Die „musikalische Stadtmission“, d. h. alle Chöre und die Kurrende der Knaben, die auf den Höfen der Großstadt das Glaubenslied sang, unterstanden dem Stadtmissionsinspektor Pastor Hugo Flemming, einem jungen Niedersachsen. Ich hatte ihn wohl gelegentlich predigen gehört. Einmal monatlich veranstalteten wir ein volksmissionarisches Abendkonzert in der Stadtmissionskirche, wo in der Regel Flemming eine erweckliche Ansprache hielt. Hier bekam ich einen tieferen Eindruck. Flemming besuchte auch manchmal unsere Proben. Seine fröhliche, frische Art sprach mich menschlich an. An ihm war nichts „Pastorales“ im Sinne eines steifen Amtsbewußtseins. Flemming konnte von Jesus mit einer beglückenden Selbstverständlichkeit sprechen. Er verschwieg nicht den vollen Anspruch,

den Jesus als Herr an uns hat, aber er zeigte auch die reiche Erfüllung, die wir für unser Leben bei ihm finden. Und vor allem: hier war gar keine Problematik! Hier war kindliche Gewißheit, Freude am Wort und an den großen Zusagen Gottes.

Ja, so wollte ich auch glauben können! Und so mit Jesus leben! Das war es, was ich suchte. Ich wußte bald: Flemming würde mir den Weg zum lebendigen Glauben weisen können. Er würde mir keine Moralpredigt halten, mich auch nicht mit frommen Worten abspeisen. Und er würde doch die Sünde nicht verharmlosen.

Aber zuerst machte ich noch einen andern Versuch. Pfingsten kam. Um diese Zeit waren die Eltern in Riga öfters zum Abendmahl gegangen. Und als Lahusen in der Dreifaltigkeitskirche für Pfingsten eine Abendmahlsfeier ansetzte, ging ich in seine Sprechstunde und meldete mich an. Im stillen hoffte ich, er würde eine seelsorgerliche Frage an mich richten. Ich selbst war ja viel zu ungeschickt, um damit anzufangen. Ich wagte wohl, ihm zu erzählen, wie ich hier in Berlin durch den Krieg überrascht und nun allein sei, und daß ich glaubte, durch all das Gott näher gekommen zu sein. Er sah mich in großer väterlicher Liebe an und sagte mit warmer Betonung: „Wie schön!“ Weiter nichts. Ich habe später einen leisen Vorwurf gegen ihn im Herzen gehabt, daß er nicht auf meine verborgene Frage näher eingegangen war. Aber wie oft habe ich seitdem den gleichen Fehler gemacht! Es mag sein, daß die milde Vermittlungstheologie des alten Herrn wirklich nicht viel mehr zu sagen gehabt hatte. Er lud mich zu einem Mittagessen am Sonntag im Familienkreis ein, und ich war gerne ein Stündchen im alten Pfarrhaus Schleiermachers.

Nach manchem Kampf und viel Gebet entschloß ich mich doch, Flemming aufzusuchen. Ich telefonierte mit der Stadtmission, um mich nach seinen Sprechstunden zu erkundigen. Die Antwort war: „Pastor Flemming ist auf Urlaub und kommt erst Ende Juni wieder.“ Was ist der Mensch doch kläglich! Jedenfalls war ich es! Ich freute mich der Frist, als wäre es eine Galgenfrist. Ich suchte die Hilfe – und fürchtete mich.

Auch diese Wochen vergingen. Ich wußte nun, daß ich einer Entscheidung entgegenging. Ich ging weiter zur Kirche, las weiter in meiner Bibel, ohne daß ich mich eines Gewinnes erinnern kann, und habe viel gebetet. Als Flemming vom Urlaub zurück war, meldete ich mich zum Gespräch bei ihm an. Seine Sprechstunden hielt er im Hauptquartier der Stadtmission „Am Johannestisch“.

Nun saß ich Flemming gegenüber und erzählte ihm ähnlich, wie ich's neulich Lahusen gegenüber getan hatte. Nur fügte ich hinzu, daß ich im Kirchenchor mitsänge, ihn daher kenne. Auch daß ich

gehört hätte, viele Mitarbeiter der Stadtmission seien einberufen. Daher stände ich vor der Frage, ob ich irgendwie mitarbeiten könnte. Vermutlich hatte ich gemeint, er würde mich mit lautem Dank in den Mitarbeiterkreis der Stadtmission aufnehmen. Stattdessen aber sagte Flemming wörtlich:

„Stadtmissionsarbeit wollen sie tun? Ja, das ist ja nun nicht eine Arbeit wie andere auch. Da muß ich Sie zuerst etwas fragen, was man Sie vielleicht bisher noch nie gefragt hat: Wie stehen Sie zu Jesus?“

Gerade vor dieser Frage war mir bange gewesen. Denn auf sie wußte ich keine Antwort. Oder hätte ich offen zugeben müssen: Ich bin immer noch auf der Flucht! – Nun, ausweichen konnte ich nicht mehr. So sagte ich, was ich ehrlich sagen konnte: „Ich will ihm dienen!“ Das wollte ich. Denn ich dachte: Jeder noch so äußerliche Dienst in der Stadtmission ist ja doch Jesusdienst. Ich könnte ja Adressen schreiben und Pakete austragen.

Flemming wollte oder konnte wohl heute nicht ausführlicher werden und sagte daher bloß: „Dienen wollen Sie ihm? Nun gut, dann kommen Sie doch morgen abend mit uns in die Nachtmission.“

Trotz des Schrecks, der mir durch die Glieder fuhr, konnte ich nicht anders als zusagen. „Also dann morgen abend halb zehn Uhr in der kleinen Querhalle.“ Damit war ich entlassen. Ich wurde auch Pastor Schwartzkopff vorgestellt, dem Leiter der Stadtmission. Der sprach väterlich, mehr in der Art eines alten Pfarrers. Er erwähnte kurz Kindergottesdienst und Jugendarbeit, in der ich helfen könnte, und wollte mich demnächst zum Essen einladen.

Also Nachtmission! Mein Herz klopfte mir gewaltig bei dem Gedanken, morgen abend auf den Straßen Berlins im Kampf gegen die öffentliche Prostitution zu stehen. Ich hatte schon einen Bericht über diese so wichtige Arbeit gelesen. Ich bewunderte die Mitarbeiter an dieser Straßenmission als Helden und meinte wohl, nur Männer mit stattlichen Patriarchenbärten könnten diesen Dienst tun. Ich bin von Natur ängstlich. Ich fürchtete mich vor den gewalttätigen Leuten Berlins bei Nacht. Aber der Rückzug war mir abgeschnitten. Es gab jetzt nur noch eine Flucht nach vorne.

Und dann war ich am nächsten Abend pünktlich zur Stelle. Eine kleine Schar, die ich noch näher kennenlernen sollte, sammelte sich hier. Flemming hielt uns eine kurze Andacht, nach der gemeinsam gebetet wurde. Das war etwas Neues für mich. Ich blieb stumm. Neben einigen Männern waren da auch zwei Frauen, eine Missionswitwe und eine Fürsorgerin. Sangen sie schon an jenem Abend jenes aus dem Englischen übersetzte Lied: „Suche vom Grabesrand Seelen zu retten“? Ich weiß es nicht recht. Später haben wir es oft

gesungen. Es war wie für unsere Situation gedichtet. Ich kenne all die Gründe der Kritik gegen diese englischen Lieder recht gut. Aber ich wünschte, alle die Kritiker wären in ähnlichen Situationen, um zu erkennen, daß hier unser schöner feierlicher Choral nicht hinpaßt und nicht ausreicht.

Ich wurde dem alten Bruder H beigeordnet, der auf den Schlesischen Bahnhof fahren wollte, um dort einige Stunden lang Blätter auszuteilen und Gespräche anzuknüpfen. Hatte ich nicht von jener Gegend gelesen, daß es in der Koppenstraße mehr Kneipen gäbe als Hausnummern? Ich bekam einen Stoß „Rettungen“, das Blatt des Blauen Kreuzes, in die Hand gedrückt, um sie dort an den Mann zu bringen. Ich war sehr skeptisch: Wenn das nur gut geht!

Nun standen wir beide in der Gitschiner Straße und warteten auf die Straßenbahn. Auf der stillen Straße näherte sich uns ein Schutzmann. Noch hatte ich das peinliche Gefühl, unter Polizeiaufsicht zu stehen, nicht überwunden. Ich wollte nicht viel mit der Polizei zu tun haben. Anders dachte mein Mentor in der Nachtmissionsarbeit.

„Hier habe ich ein Blatt vom ‚Bund Christlicher Polizeibeamten‘. Das könnten Sie dem Schutzmann gleich geben!“

Ich? Wieso? Aber schon hatte ich das Blatt in der Hand, und der Vertreter der Staatsmacht nahte sich mit strenger Amtsmiene. Das war noch einer von der alten Sorte mit Pickelhaube und hochgezwirbeltem Schnurrbart. Ich kam mir vor wie ein Lamm vor dem Wolf. Was wollte ich vor diesem gestrengen Wachtmeister mit meinem harmlosen frommen Blättchen? Ach, es war der erste schwache Versuch eines öffentlichen Bekenntnisses zu Jesus. Mit etwas zitternder Stimme begann ich meine Attacke:

„Darf ich Ihnen wohl ein Blatt anbieten, Herr Wachtmeister“, wagte ich zu flüstern.

„Na, was ham Se denn da?“ klang es mir selbstbewußt entgegen. Ich aber war mit meinem Latein zu Ende und hätte hilflos geschwiegen, wenn nicht mein alter Schutzengel hinzugetreten wäre. Der brachte zielbewußt das Gespräch auf den Bund Christlicher Polizeibeamten: „Da sollten Sie mal hingehen, Herr Wachtmeister.“ Ich staunte über die Courage des Alten.

„Na ja, man ginge schon mal hin, man wird ja aber nie eingeladen dazu“, schnarrte es zurück. Ich wollte gerade mit einem „Ja-wohl, ganz recht“ quittieren und hoffte, unsere Straßenbahn käme bald. Aber unser Nachtmissionar war noch nicht fertig.

„Eingeladen wollen Sie werden? Das will ich besorgen. Darf ich eben um Ihren Namen bitten?“ Schon hatte er die Adresse im No-

tizbuch, als auch unsere Bahn kam. Ich hatte in diesen ersten Minuten allerhand gelernt.

Und dann kam der Schlesische Bahnhof. Mein Herzklopfen verging sehr bald. Es war Hochbetrieb. Soldaten, Reisende, Nachtbummler. Mein väterlicher Freund hatte mich auf einen günstigen Platz hingepflanzt. Ich stand in der Halle und gab meine Blätter her. Fast war die Nachfrage größer als mein Angebot. Die Stadtmission war hier längst bekannt wie anderswo die Heilsarmee. Zwar war ich noch in Zivil, aber der andere hatte die Schirmmütze der Nachtmissionare mit Aufschrift „Stadtmission“, dazu eine dunkle Litewka mit blanken Knöpfen und weißem Kreuz auf hellblauen Aufschlägen. Diese Diensttracht sollte ich auch bald tragen.

Der Berliner zeigte sich auch hier von der liebenswürdigen Seite. Harmloser Humor und Scherz, ohne blasphemisch zu sein, begegneten mir. Gewiß, einige hatten schon eine bedenkliche Schlagseite, wurden aber nicht unangenehm. So endete dieser erste missionarische Vorstoß freundlich. Es schien alles nicht so schwer zu sein, wie ich gefürchtet hatte.

Außerlich ging alles glatt, aber innerlich war mir nicht wohl. Bin ich auch ehrlich? Habe ich das Recht zu solch demonstrativem Auftreten? In den nächsten Tagen gingen mir diese Gedanken durch Herz und Kopf. Noch zweimal war ich nachts dabei.

Es war wohl vor dem dritten Nachtmissionsgang, als Flemming uns wieder die vorbereitende Andacht hielt. Er sprach über das Wort aus dem 32. Psalm: „Da ich's wollte verschweigen, verschmachteteten meine Gebeine . . . Darum bekannte ich dir meine Sünde . . . da vergabst du mir die Missetat meiner Sünde.“ Und nun geriet ich in ein Trommelfeuer Gottes. Flemming sprach ohne Abzweckung auf mich, den er kaum kannte. Er schöpfte aus einer seelsorgerlichen Erfahrung, die er erst kürzlich gemacht hatte. Gewiß gäbe es bei uns Evangelischen keinen Beichtzwang, aber es gäbe andererseits Fälle, wo Gott uns offenbar nicht zur Gewißheit der Vergebung kommen lasse, wenn wir nicht den Mut zu einem offenen Bekenntnis hätten. Das hänge wohl mit dem natürlichen Hochmut des Menschenherzens zusammen, der sonst nicht überwunden würde.

Ich wagte nicht aufzusehen. Ich wußte mit völliger Gewißheit: Jetzt redet Gott mit mir ein entscheidendes Wort. Jetzt konnte ich nicht ohne tödliche Verwundung meiner selbst ausweichen. Es gibt Stunden, wo Gott sich dem Menschenherzen so eindeutig kund tut, daß alle Wege der Flucht abgeschnitten sind. Oder: Wo eine Flucht den unheilbaren Bruch mit Gottes Wahrheit bedeutet.

Als wir auf dem Wege durch die nächtlichen Straßen waren, sag-

te Flemming unvermittelt: „Sie könnten mich übermorgen in meiner Wohnung in Treptow zum Kaffee besuchen. Ich höre noch so gerne mehr von Ihnen. Leider werden Sie meine Frau nicht antreffen, sie muß mit den Kindern verreisen.“

Ich wußte genug. Wie gütig ist Gott! Wie bereitet er bis ins Kleinste alles vor. Ich wußte, was ich zu tun hatte.

Es folgte ein Tag der Unruhe und des Kampfes. Nun mußte es zur Entscheidung kommen. Gott hat dich „besonders genommen“, wie es bei jenem Taubstummen heißt, den Jesus von der übrigen Menge trennte, um mit ihm zu reden (Mark. 7,33)! Ich war allein. Niemand hinderte mich. Auf niemand brauchte ich Rücksicht zu nehmen. Ich wußte, daß ein Seelsorger auf mich wartet, dem ich vertrauen kann. Nun hieß es einfach: Gehorche!

Das schien alles so einfach. Aber wie sammelt das hochmütige Herz doch alle Reserven der Abwehr noch einmal zusammen, um die Kapitulation zu umgehen! Mich packte die Angst vor der Demütigung. Und doch wußte ich: da drüben winkt das Leben. Ich saß vor meinem Schreibtisch und dachte mit Bangigkeit noch einmal an den morgigen Tag. Da sank ich vom Stuhl auf die Knie und rief aus tiefem Herzen zu Gott. Seine Antwort blieb nicht aus. Es kam ein Wort zu mir, das ich bis dahin nicht selbst in der Bibel gelesen zu haben glaubte. Nicht, daß ich eine Stimme gehört hätte. Und doch wurde es eindeutig in meinem Herzen laut:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“

Zum ersten Mal drang ein Wort der Bibel in das Innere meines Herzens mit wirksamer Kraft. Gewiß hatte ich in den letzten Jahren oft in der Bibel gelesen. Ich war auch nicht von einem Skeptizismus der Jugend befallen und wehrte mich gegen allen flachen Liberalismus. Aber alles, was ich bisher gelesen hatte, blieb an der Oberfläche. Ich nahm es zur Kenntnis, ohne daß ich eine Wirkung erkennen konnte. Jetzt war es anders. Ich stand erleichtert von den Knien auf. Eine eigenartige Freude war über mich gekommen. Für den Augenblick war mein beunruhigtes Herz zur Ruhe gekommen. Gott war mir begegnet.

Aber wird es so bleiben? Wird nicht morgen wieder alles verflogen sein? Nun, es war nicht verflogen. Voll Staunen merkte ich am nächsten Morgen, daß das Wort, das ich mir oft wiederholte, seine Kraft behielt. Ich hatte es offenbar an einem der letzten Sonnabende in der Wochenschlußandacht Lahusens in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Er las in jener Zeit das Trostbuch des Jesaja, Kapitel 40 und folgendes, an den Sonnabenden der Gemeinde vor.

Bisher hatte ich im Blick auf den Christenglauben, den ich ja

selbst erstrebte, heimlich den Verdacht, daß alle Gewißheit und Geborgenheit nichts als Autosuggestion sei. Zu meiner großen Überraschung war ich aber nun selber beschenkt. Es ist kein Zweifel, daß das Wort aus Jesaja 43,1 gerade darum seine glaubenbegründende Kraft hat, weil es nicht von religiösen Pflichten spricht oder auch nur zur Entscheidung aufruft. Es war ein machtvoller Zuspruch Gottes – ohn all mein Verdienst und Würdigkeit!

Hatte ich mich nun bekehrt? Die Sprache des biblischen Pietismus war mir damals völlig fremd. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich bekehrt sei, so hätte ich energisch abgewehrt. Das Wort war mir viel zu hoch. Und doch muß ich rückblickend sagen: Damals geschah der entscheidende Einschnitt in meinem Leben. Ich hatte die Grenzlinie zwischen Tod und Leben überschritten. Oder besser: Ich war hinübergetragen worden. Ich erfuhr zum ersten Mal, daß im Glauben alles auf der Gnadentat Gottes ruht. Sie hatte das Übergewicht in meinem Leben bekommen. Ich konnte jetzt glauben, „daß ich sein eigen sei“.

Was noch folgte, das Gespräch mit Flemming, war nötig und richtig, aber es ruhte schon auf dem, was Gott mir zugesagt und an mir getan hatte. Gewiß fuhr ich mit Herzklopfen in die Kieffholzstraße in Treptow, wo Flemming mich zum Kaffee erwartete. Aber von Flucht war nun nicht mehr die Rede.

Ich war und blieb Flemming dankbar, daß er mein Anliegen einer Aussprache ernst nahm, nicht hinausshob und sofort nach dem Kaffee Gelegenheit dazu gab. Die Absolution, die er mir gab, war frei von allem Formelhaften, ohne Bedingung und völlig. Als wir zusammen niederknieten, war mein Gebet nicht nur ein Dank, sondern eine volle Übergabe meines Lebens mit allem, was ich bin und habe, an Gott. Sein voller Anspruch an mich ist mir nie mehr fraglich geworden. Ich weiß aber seitdem, daß wir nicht berechtigt sind, an Gott Ansprüche zu stellen.

Ich bin später in theologischen Fragen nicht immer mit Flemming einig gewesen. Und doch blieb ich ihm bis zu seinem Tode zu großem Dank verpflichtet. Er hatte die Gabe, den lebendigen Jesus in seinem Zuspruch und Anspruch eindeutig zu verkünden und verstand es, den Erweckten zu ganzer Entschlossenheit zu führen. Dabei war er gar nicht eng. Er konnte übermütig sein wie ein großer Junge. Als wir hernach spazieren gingen, sagte er beiläufig: „Es ist dem Christen nichts so gesund wie eine tüchtige Blamage.“ Und im übrigen gab er mir den Rat: „Alles, was Sie jetzt erleben, lesen und sehen, stellen Sie in den Dienst Jesu.“ Das habe ich auch eifrig zu befolgen gesucht.

Er ließ mich nun nicht mehr aus den Augen. Aber auch ohne sei-

ne Seelsorge galt für mich in den folgenden Wochen das Wort der Katherine Booth: „Ich ging wie auf Luft!“ Es war tatsächlich so etwas wie eine vierte Dimension in mein Leben gekommen. Fleming brauchte mich nicht erst an die Bibel zu erinnern. Jetzt wurde ja alles darin aktuell. Jede freie Minute wurde für das Neue Testament benutzt. Ich sehe mich auf der Plattform der Straßenbahn: mit der einen Hand halte ich die Strippe, in der andern dies erstaunliche Buch, das erst jetzt ungehindert zu mir redete und dauernd auf mich einwirkte.

Bei Fleming lernte ich, was nachgehende Seelsorge ist. Es konnte vorkommen, daß er mir auf einer offenen Karte schrieb: „Kommen Sie morgen abend zum Wochengottesdienst ins Diakonissenhaus Bethanien, wo ich die Predigt halte. Ich werde für Sie predigen und die neulich angeschnittene Frage behandeln.“ Da saß ich dann still in einer Ecke und hörte gespannt „meine“ Predigt an. Oder er schrieb: „Morgen halte ich eine Trauerfeier für einen Gefallenen in einem Privathause. Ich habe schon gesagt, daß ich einen jungen Freund mitbringe. Sie müssen hören, wie wir Christen zum Sterben stehen. Kommen Sie bitte hin!“

### 3. IM DIENST DER STADTMISSION

*Berlin bei Nacht – Die Jungen im Berliner Osten – Wir werden Hofsänger – Ein Jubiläum im Siechenhaus – Ich bekomme Pflegeeltern – Bei Professor von Harnack – Erste Wortverkündigung – An der Universität – DCSV – In Wernigerode – Abschied von Berlin*

Daß die Nachtmissionsarbeit jetzt anders wurde, ist nicht nötig zu sagen. Zwar blieb die Spannung und eine gewisse Furcht. Aber alles wurde überdeckt von der Dankbarkeit. Wenn ich um ein Uhr nachts mit dem letzten Zug in Lankwitz eintraf, war mein Herz so voll Freude, daß ich laut hätte singen mögen. Mir erschien diese Form der nächtlichen Straßenmission wie eine Arbeit nach apostolischem Vorbild. Hatte nicht der Apostel Paulus die Leute auf dem Markt und auch am Hafen angeredet? Sollte man erst warten, bis jemand die Kirchentür durchschreitet? Ist denn die Botschaft Christi nur für die paar Frommen da? Wie leer waren doch die vielen Berliner Kirchen, die ich nun oft besuchte! An manchem Sonntag war ich vormittags und nachmittags in einer Kirche. Und für die Woche suchte ich im Kirchenzettel, ob etwa irgendwo eine „Kriegs-betstunde“ an einem meiner freien Abende war. Es kam vor, daß

ich von Lankwitz im äußersten Süden nach Gesundbrunnen im Norden Berlins fuhr, um noch irgendwo ein Gotteswort zu hören. Es war gewiß oft schmale Kost, die ich erhielt. Aber ich freute mich an den Liedern, an der stillen Sammlung und am Gebet. Ist erst der rechte Hunger da, so findet ein Huhn überall ein Korn.

Obwohl ich kein Freund von Tagebüchern war, weil sich diese meist zu viel mit uns selbst beschäftigen, habe ich aus jener Zeit doch Niederschriften, die helfen, mir die Ereignisse zu vergegenwärtigen. Ich kam bald auch in andere Arbeitszweige der Stadtmission hinein, aber die Nachtmission blieb mir fünfviertel Jahre hindurch das Liebste und Wichtigste. Nachträglich sehe ich darin eine besondere Erziehungsgnade Gottes. Hier wurde ich sehr gründlich aus meiner Zurückhaltung und Schüchternheit, mit der ich einst viel zu kämpfen hatte, herausgeführt. Ich lernte, den Menschen in seiner Lage zu sehen und anzureden. Ich erkannte, daß ein Christentum, das nicht angreift, zum mindesten fragwürdig ist. Ich sah ja nicht nur die sittliche Not auf der Straße, sondern auch weithin die Einsamkeit und Ratlosigkeit des Großstädtlers. Nirgends ist der Mensch so einsam wie dort, wo er in Massen zusammengedrückt ist. Meine Missionsgemeinde waren nicht nur die jungen Pflastertreter zwischen dem Moritzplatz im Südosten und der Tauentzienstraße im Westen Berlins. Es waren auch Taxichauffeure, Schutzleute, Zeitungsfrauen, heimkehrende Kellner usw.

Ich sehe mich auf einer kleinen Verkehrsinsel des Potsdamer Platzes vor einer blassen Zeitungsfrau stehen. Sie zeigt mir die Fotos ihres im Kriege gefallenen Mannes. Und ich sage ihr Worte des Trostes und der Hoffnung aus der Bibel, während Autos und Straßenbahnen um uns her fahren. Ganz in der Nähe sitzen ein paar jüngere Frauen – es sind Gasthausangestellte vom nächsten Aschingerpalast. Sie sehen, wie ich den Droschkenkutschern Blätter verteile. „Männeken“, rufen sie, „jeben Se uns man ooch 'n Blatt!“ Bald sind sie alle versorgt. Einige sehen mit Interesse den neuen Volkskalender der Stadtmission an und bestellen einige Exemplare. Die eine fragt nach dem „Sonntagsfreund“ der Stadtmission, dem Sonntagsblatt, das sie in ihrer Posener Heimat gelesen hat. Ich sorgte später dafür, daß diese Kellnerinnen, die eine gemeinsame Wohnung hatten, von einer Stadtmissionarin besucht wurden.

Ein Knabe, der als Page in Café „Vaterland“ bis spät in der Nacht die Garderobe abnimmt, wird von seiner Mutter abgeholt. Ich gebe ihm das Kinderblatt „Wehr und Waffe“. Ich bin schon unterwegs zu meinem Zug nach Lankwitz. Plötzlich höre ich hinter mir Laufen und Rufen. Der Junge, und bald auch seine Mutter, fragen nach dem regelmäßigen Bezug des Blattes. Es sind Au-

straliendeutsche. Bei Kriegsbeginn wurden sie dort ausgewiesen, nun hier ganz einsam, aber für das Evangelium wach. Es war der erste Anruf, der sie in Berlin traf. Auch hier sorgte ich für Verbindung mit der Stadtmission.

Ich sehe mich abends auf einer Bank in der Nähe des Halleschen Tores. Ich suche ein Gespräch mit einem jungen Mann, der auf dieser Bank sitzt. An solche war ich ja vor allem gewiesen. Wiederholt gelang es, einen anhanglosen, einsamen jungen Menschen mit einem CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) in Verbindung zu bringen, etwa mit der Wilhelmstraße oder der Freien Jugend.

Ungezählt sind die nächtlichen Erlebnisse, die mir aus jener Zeit im Gedächtnis blieben. Was mag aus jenem Kellner geworden sein, der mir in der Potsdamer Straße ausführlich über sein Schicksal und seine inneren Kämpfe erzählte? Man merkte es ihm an, wie er froh darüber war, über all dieses mit einem Unbekannten sprechen zu können. Nach Monaten traf ich ihn am andern Ende der Millionenstadt. Wir erkannten uns sofort. Ich hatte es leicht, ihm zu zeigen, daß hinter dieser unerwarteten Begegnung die Hand Gottes ist, die ihn sucht. Flemming sagte oft, wir seien wie die Wandermönche des Mittelalters, zu denen die Frommen am liebsten zur Beichte gingen, weil sie weiterzogen und man sie nie mehr zu Gesicht bekam.

In meiner Mappe hatte ich nicht nur Flugblätter, die vor der Prostitution warnten und die ich im Vorbeigehen den jungen Männern in die Hand drückte, sondern auch stets einige Neue Testamente, um sie gewonnenen Interessenten gleich unentgeltlich mitzugeben. Ich denke an jenen Studenten auf dem Leipziger Platz, der auf meine Anrede hin stehen blieb, sich von mir ein paar warnende Worte von der ihm drohenden Gefahr sagen ließ, sich in ein längeres Gespräch mit mir einließ und dann beim Abschiedshändedruck sagte: „Ich glaube, Sie kamen bei mir zur rechten Zeit! Ich danke Ihnen!“ – Ernsthafte Anrempelien, wie ich sie eigentlich erwartet hätte, erlebte ich kaum. Als ich vor der Tür eines zweifelhaften Lokals ein paar Soldaten aus einem Lazarett vor dem Eintritt zurückhielt und zum Weitergehen veranlaßte, bekam ich von einer Straßendirne einen kräftigen Stoß mit der Faust, der mich wenig rührte. Ich hatte von der Stadtmission die richtige Anweisung erhalten, mich in kein Gespräch mit den Mädchen der Straße einzulassen, für die eine Anzahl Nachtmissionarinnen unterwegs waren. Mein Arbeitsfeld waren die bummelnden Männer, meist jüngeren Datums. Während in Berlin tags alles im Eilen ist, als wenn man den Zug verpassen könnte, wird mit Geschäftsschluß das Tempo plötzlich langsam. Die unzureichenden Wohnungsverhältnisse, besonders für die jungen Burschen, die oft nur ein Wohn-

loch oder nur eine Schlafstelle hatten, führten dazu, daß besonders in warmen Sommermonaten sich alles auf der Straße umhertrieb. Der Großstädter aber ist neugierig. Meine Blätter wurden von den jungen Männern gerne genommen und im Scheine der nächsten Laterne gelesen. Die Überschriften reizten zum Weiterlesen: „Sie sind in Gefahr!“ „Sind Sie ihr eigener Herr?“ „Wohin gehen Sie heute abend?“ „Denken Sie an Ihre Mutter“. Gewöhnlich trat ich dann noch einmal auf den Lesenden zu und fragte ihn: „Können Sie all dem zustimmen?“ Oder: „Ich habe Sie doch nicht beleidigt?“ Waren mehrere beieinander, so versuchten sie, ein paar alberne Witze zu machen. Dann sagte ich gewöhnlich: „Halten Sie die angeschnittenen Fragen wirklich für so lächerlich?“ Damit kam ich gewöhnlich in ein ganz ernsthaftes Gespräch. Daß ich dabei nicht in einen billigen moralisierenden Ton fallen durfte, war ja klar.

Nur ein einziges Mal hätte die Sache peinlich für mich enden können. Es war wiederum am Moritzplatz. Hier hatte schon einmal eine Prostituierte gedroht, den „Louis“ (Zuhälter) zu rufen, weil ich ihre „Tour“ verdarb. Vor einem üblen Nachtcafé standen zwei „feinere“ Herren, deren einer im Begriff war, Anschluß an eines der promenierenden Mädchen zu suchen. Es war während der „Grünen Woche“, der Tagung der Landwirte, und leicht zu erkennen, daß der Herr vom Lande war. Der andere, ein Berliner, wollte ihm wohl „Berlin bei Nacht“ zeigen. Ich trat vor den Herrn vom Lande und sagte ihm: „Denken Sie doch bitte jetzt an Ihre Frau daheim!“ Er war so überrascht, daß er zuerst keine Worte fand, um seinen Ärger Ausdruck zu geben. Ich fügte daher hinzu: „Ich weiß, daß es sehr dreist von mir ist. Aber Sie sehen, ich bin hier im Dienst.“ Damit wies ich auf die Inschrift auf meiner Nachmissionsmütze. Das nachfolgende Gespräch ist mir wörtlich nicht mehr erinnerlich. Zum Schluß sagte ich zu dem Begleiter: „Haben Sie doch die Freundlichkeit, den Herrn in sein Quartier zu bringen. Sie sehen doch, daß er nicht ganz nüchtern ist.“ Das schlug nun dem Faß den Boden aus. Der Herr entledigte sich seines Mantels, in der Absicht, mich zu verprügeln. Ich wußte, daß ich mich nicht hätte wehren dürfen, da ich hier im Namen Jesu stand. Hier war ein eindeutiger Fall gegeben, wo das Wort aus der Bergpredigt galt, daß man sich nicht einmal der Ohrfeige entziehen kann. Er hat dann doch nicht zugeschlagen, sondern nur hemmungslos geschimpft. Da habe ich mich stumm abgekehrt und bin meinen Weg weitergegangen. Vielleicht hatte ich ihm doch die Laune für seine nächtlichen Abenteuer verdorben. Vielleicht aber blieb ein Stachel im Herzen, der später seine Wirkung gezeigt haben mag.

Hier auf diesen nächtlichen Wegen lernte ich, daß das Gebet der

begleitende Rhythmus des Lebens sein könne und solle. Nicht nur, weil ich mir oft meiner Schutzlosigkeit und Einsamkeit erschreckt bewußt wurde, sondern auch, weil ich merkte, wie sehr ich auf die Führung meines Herrn angewiesen war. Wem von den zahllosen Menschen sollte ich wohl ein Blatt geben? Wie sollte ich das Gespräch anfangen und zu wirklichem Inhalt bringen? Oft begleitete mich das Wort aus dem 139. Psalm: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“ Zwischen all der Lichtreklame und den sich drängenden Menschen schenkte Gott mir oft ein beglückendes Gefühl der Geborgenheit. Und ich ging durch belebte oder einsame Straßen des nächtlichen Berlins so ruhig wie einst als Kind an der Hand der Mutter. In jenen Stunden war mir das Wort des Apostel Paulus: „Betet ohne Unterlaß“ kein Problem.

Flemming hatte mir manche gute Ratschläge gegeben. Das Gespräch könnte gern mit irgendeiner Tagesfrage beginnen, aber dann bald auf das Wichtigste hinlenken. Wenn dann der Angeredete auswich, was ja oft geschah, oder gar ins Lächerliche einbiegen wollte, so sollte ich nicht viel Zeit verlieren und mit einem kräftigen Bibelwort abschließen. Manchmal war es frappierend, wie solch ein Wort einschlagen konnte. – Zwar hatte ich vom Polizeipräsidenten von Jagow einen Ausweis bei mir, der mich zum Blättern verteilen auf den Straßen berechtigte. Dennoch konnte es Konflikte mit der Polizei geben. Leicht bildete sich eine Gruppe um mich. Und dann glich ich fast einem Straßenprediger. Aber im alten kaiserlichen Berlin waren Straßenpredigten nicht geduldet. In der Straßenbahn gab ich gern jedem der Gäste ein Blatt, damit sie auf den meist langen Strecken einen guten Lesestoff hätten. Manchmal war's mir, als müßte ich Spießruten laufen. Hatte der erste abgewinkt, so taten es meist alle, und ich kam mir recht blamiert vor. So war's wieder mal auf einer Strecke nach Halensee. Plötzlich rief mich der Schaffner streng zur Ordnung, was mir einfiel, hier Blätter zu verteilen. Ich zeigte ihm meinen Polizeiausweis. Nun wurde die Sache interessant, und der erste Fahrgast bat mich um ein Blättchen. In wenigen Augenblicken hatten alle eins. Heimlich lächelte ich über die Herdennatur des Menschen, aber bald betete ich wieder, daß Gott den ausgestreuten Samen ankommen lassen möchte.

Unzählig waren die Gespräche: bald mit klassenbewußten Sozialdemokraten, dann wieder mit solchen, die mit ihrer Bildung prunken wollten. Hie und da konnte ich wirklich einem Verirrten die helfende Hand reichen, erhielt Adressen, an die ich später Briefe schrieb oder schickte passende Schriften, die das Gespräch fortsetzen sollten. In der ersten Zeit gingen wir zu zweien: eine Schwester, die die Mädchen anredete, und ich für die Männer. Aber zu

oft wurde man getrennt durch längere Gespräche, so daß ich später meist allein unterwegs war. Als ich im folgenden Jahr Zugang zur Universität bekam, ging oft ein ungarischer junger Theologe aus Debreczen wie ein getreuer Ekkehart mit mir. Wenngleich er nur gebrochen Deutsch sprach, wirkte seine Nähe seltsam beruhigend. Ich wußte, daß er für mich betete.

Für meine eigene innere Entwicklung war die Nachtmissionsarbeit von ganz großer Bedeutung. Hier schaute ich den Leuten „aufs Maul“, wie Luther sagte. Ich erfuhr ihre Gedanken jenseits aller frommen Schminke, die den Pastor bei seinen Besuchen so oft hindert. Hier fand ich auch im verkommenen Menschen den Bruder. Ich konnte den Verächter und Spötter nicht hassen, weil ich mich immer daran erinnerte, daß Jesus für ihn gestorben ist. Ich lernte das missionarische Gespräch und das Bekenntnis jenseits des Schutzes der Kirchenmauern. Ich lernte im Namen Jesu angreifen und glauben, daß er anwesend ist. Gewiß: ich lernte auch meine eigene Ängstlichkeit und Untreue kennen. Wie oft schielte ich heimlich nach der Uhr, ob es nicht schon Zeit sei zur Heimfahrt. Aber über allem war die Gewißheit: Das Evangelium ist eine Botschaft zur Rettung.

Eines besonderen Originalen muß ich aber hier noch gedenken. Eines Abends erschien im Kreise der Nachtmissionare ein alter weißhaariger Pfarrer aus Thüringen. Er hatte seine Wohnung im sogenannten „quartier latin“ in der Nähe des Stettiner Bahnhofs und bemerkte eines Abends mit Entsetzen das schamlose Treiben auf der Straße. Der alte Herr war nicht nur ein hochgelehrter Theologe, der ein sehr selbständiges Buch über das Johannesevangelium geschrieben hatte, sondern ein vorbildlich tapferer Bekenner. Er stellte sich daher der Stadtmission zur Verfügung und ging in der Nachtmissionsuniform unermüdlich auf nächtliche Missionswege. Mit seiner hageren Gestalt, dem silberweißen Haar und seinem scharfgeschnittenen bartlosen Profil wirkte er wie ein asketischer Bußprediger. Dabei hatte er das Herz eines Kindes und rief mit fröhlicher Einfalt in die Nachfolge seines Heilandes. Die Leute ahnten nicht, daß dieser armselige Zettelverteiler vormittags in Professor Deißmanns Neutestamentlichem Seminar in der Universität saß und nachmittags den verwundeten Offizieren im Lazarett französischen und englischen Unterricht gab. Es konnte aber passieren, daß er einem Schwätzer auf der Straße, der ihm die alte Pilatusfrage „Was ist Wahrheit?“ entgegenhielt, antwortete: „Wünschen Sie die philosophische Definition? Die Wahrheit ist die Übereinstimmung der Idee mit der Wirklichkeit.“ Der Hörer mag etwas erstaunte Augen gemacht haben.

Der prachtvolle Mann hat dadurch einen starken Einfluß auf mich ausgeübt, daß er mir die wissenschaftliche Theologie als einen Dienst Gottes schilderte. Damit schlug er mir die erste Brücke vom Glauben zur akademischen Arbeit, die freilich von der Berliner Theologie, die ich noch kennenlernen sollte, stark belastet wurde. Mich beglückte, daß solch ein Gelehrter gleichzeitig den schweren Frontdienst der Mission tat. Gerne hörte ich ihn aus alten Zeiten erzählen, da er als Kandidat an einem Bibelkreis teilgenommen hatte, der im Palais der Prinzessin Reuß stattfand, der Dichterin des Liedes: „Ich bin durch die Welt gegangen“. Die Stunden hatte der Hofprediger Julius Sturm gehalten, dessen geistliche Lyrik auch heute noch nicht vergessen ist.

Die Nachtmission blieb nicht der einzige Zweig der Stadtmission, in dem ich aktiv tätig wurde. Eines Tages lud mich Missionsinspektor Schlegelmilch ein, im Osten Berlins die Missionslaube im Gelände der Schrebergärten zu besuchen. Stöckers Grundsatz: „Wenn die Leute nicht zur Kirche kommen, muß die Kirche zu den Leuten kommen“, wurde von der Stadtmission eifrig befolgt. Der Berliner Arbeiter liebte die Natur und freute sich an seiner Laube im Schrebergarten. Diese Laubenkolonien ziehen sich um ganz Berlin. Hier wird Gemüse gezogen, und sonntags quietscht hier das Grammophon. Auf dem eisernen Ofen wird Kaffee gekocht. Diese Kolonisten hatten ihre Vereine und feierten ihre Feste. Von der Kirche hielten sie meist nicht viel. Nun hatte die Adventskapelle aus der großen Frankfurter Straße hier ihre „Advents-laube“ – „mittenmang“, wie der Berliner sagt. Hier wurde sogar ein Glöcklein geläutet, und wenn die Fahne hochgezogen war, strömten Kinder her zu Spiel und Kindergottesdienst. Eine kleine Baracke gab Unterkunft bei Regenwetter und enthielt die Kaffeeküche.

Es war nicht leicht, das Ziel zu finden. Endlich stand ich vor dem Gartentor und sah fünfzig bis sechzig blasse Proletarierkinder aus den Mietskasernen des Ostens vor ihren Kakaokrügen an langen Tischen sitzen. Sie sangen ein Lied, das mir noch unbekannt war. Ich verstand nur den Satz: „Ich bin ein königlich Kind, in Jesus dem Heiland ein königlich Kind.“ Mir kamen fast die Tränen, als ich den fröhlichen Gesang hörte. Nun aber hatte mich Schlegelmilch erblickt. „Kinder“, rief er laut, „ein neuer Onkel ist da! Der wird euch gleich eine herrliche, interessante Geschichte erzählen!“ Ich hatte alle Mühe, dem guten Pastor klarzumachen, daß er sich irre, ich dächte gar nicht daran, eine Geschichte zu erzählen, wüßte auch gar keine und könnte es nicht. Aber da kannte ich diesen alten Gottesmann schlecht. Er war zwar klein von Wuchs und

– man darf es ruhig sagen – häßlich wie die Nacht: ein zu großer Kopf, riesige Ohren, eine erhebliche Nase, die eine goldene Brille trug. Aber diese Gestalt vergaß man völlig, wenn man mit dem Mann zu tun hatte. Er war der geborene Armeleutepastor, tapfer, unermüdlich fleißig und von einer unbesiegbaren Liebe. Was diese Liebe für eine Energie entwickelte, sollte ich jetzt gleich erfahren.

Alle meine Einwände fruchteten gar nichts. „Aber ich bitte Sie, Herr Studiosus, Sie werden doch eine Geschichte für diese Kinder wissen! Erzählen Sie, was Sie wollen! Sie werden es schon interessant machen. Sehen Sie, hier ist ein Stübchen, da können Sie sich etwas sammeln und überlegen. In fünf Minuten hole ich Sie, der Herr wird Ihnen helfen.“ Und schon saß ich im kleinen Kämmerlein und hatte das Gefühl eines Gefangenen. Ich erwog ernsthaft Fluchtgedanken. Aber dann schämte ich mich. Darf man Nein sagen, wenn man Jesus dienen will?

Und siehe da! Es ging. Ich erzählte meine erste Geschichte vor Kindern. Erzählte von Riga, von den Ordensbrüdern, die im Namen Jesu ins Land kamen, und von dem, was sie erlebten. Ganz schlimm kann's nicht gewesen sein, denn aus dieser ersten Geschichte erwuchs mir eine neue Missionsarbeit, die mich über ein Jahr stark ausfüllte. Kaum hatte auch ich meinen Kakaotopf ausgetrunken, da kamen auch schon einige anwesende Mütter zu mir und fragten, ob ich nicht die eingeschlafene Jungschar in der Adventskapelle wieder ins Leben rufen könne.

Ach, ich Ahnungsloser! Ich wußte überhaupt nicht, was eine Jungschar ist und wie und was da gemacht wird. Aber die Mütter ließen nicht locker. Einige Buben kamen hinzu, und schließlich sagte ich zu. Hat die Nachtmission mich innerlich geformt, so hat mir diese Jungschararbeit eine Fülle von praktischen Erfahrungen eingebracht, die ich später als CVJM-Sekretär, als Lehrvikar und erst recht als Gemeindepastor nur zu gut gebrauchen konnte. Zur Anleitung war niemand da. Ich wurde ins Wasser geworfen und mußte schwimmen. Die Arbeit wurde hochinteressant. Ich bummelte durch die Straßen des Berliner Ostens etwa von der Koppenstraße bis zur Warschauer Brücke und von der Friedensstraße bis zum Küstriner Platz. Wo ich ein paar Jungen auf der Straße spielen sah, fragte ich sie, ob sie nicht Lust hätten, ins Stadtmissionshaus zu kommen, wo wir singen, spielen und Geschichten hören wollten. Waren sie nicht abgeneigt, so fragte ich nach ihrer Adresse, besuchte die Mütter und holte ihr Einverständnis. Dabei machte ich die ersten beglückenden Erfahrungen mit dem Urberliner. Hier lernte ich den Arbeiter kennen und lieben. Seitdem war es mir nie schwer, auf seiner Seite zu stehen. In der Regel fand ich blitzsaubere kleine

Wohnungen. Meist spielte sich der Besuch in der kleinen Wohnküche ab. Während die Mutter sich nicht stören ließ, weiter die Kartoffeln zu schälen, saß ich dabei und erzählte von der Stadtmission. In den Berliner Arbeiterfamilien ist die Liebe zu den Kindern groß. Und weil ich ihre Buben von der Straße wegholen wollte und die Väter meist im Kriege waren, waren die Mütter dankbar, selbst wenn ich ihnen das eigentliche Anliegen nicht verschwieg. Oft lag ihnen am Evangelium wenig, aber dann hieß es wenigstens: „Sie lernen da nichts Schlechtes.“ Andererseits war ich erstaunt, wie oft mein doch noch recht ungeschicktes Christuszeugnis dankbar gehört wurde. Hier in den Arbeiterfamilien sah es weit anders aus, als man in dieser Hinsicht in der roten Presse las. Diese Hausbesuche machten mir mit der Zeit riesige Freude, und wie sehr kam mir das später im Gemeindedienst zugute! Ich habe meine Amtsbrüder oft bedauert, wenn sie zu Hausbesuchen keine Zeit hatten oder sich sonst hemmen ließen. Schlegelmilch, dem ich von allem berichtete, lehrte mich, bei solchen Besuchen stets ein gedrucktes Wort zurückzulassen, wie sie in der Druckerei der Stadtmission in großer Zahl gedruckt wurden. „Was Sie sagen, verfliegt und wird bald vergessen. Das gedruckte Wort bleibt und erreicht gewöhnlich auch solche Hausgenossen, die den Besuch nicht selbst erlebten. Und ob Sie das rechte Wort fanden, ist auch noch fraglich.“ Das leuchtete mir ein. Seitdem bin ich bis heute ein fröhlicher Schriftenmissionar und habe immer ein paar gute Blätter in der Tasche.

Gewiß fand ich auch manche Not und manches Leid. Dafür wurde nun auch mein Auge geschärft. Meine pädagogischen Kenntnisse waren allerdings noch gleich Null. Ich hatte weder praktische Erfahrung noch irgendeine Vorschulung. Wenn ich an die vielen Böcke denke, die ich damals schoß, so könnte ich schamrot werden. Ob ich die biblischen Geschichten recht erzählte? Wohl besorgte ich mir Bücher von Zauleck, Vorwerk und anderen, die damals gelesen wurden. Aber das meiste mußte die Übung und die enge Verbundenheit mit der Welt dieser Jungen bringen. Es war nicht leicht, fünfzig bis sechzig Berliner Jungen im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren in Disziplin zu halten. Manchmal mag ich sie mit meinen Vorträgen gelangweilt haben. An Spielen wußte ich selber nicht arg viele, zumal wir keinen Spielplatz hatten. Zweierlei half mir. Erstens: ich wollte ihnen Jesus bringen und habe darum viel und treu für die Bande gebetet. Und zweitens: ich nahm den Jungen in seinem Alter ernst. Der Berner Pädagoge Buchmüller mit seinem Büchlein „Der Knabe als religiöse Persönlichkeit“ hat mir damals recht geholfen. Ich war ja selbst als Knabe nie in einer solchen Gruppe gewesen. Aber nun entdeckte ich an mir zu meiner

eigenen Überraschung eine gewisse „Führerbegabung“. Ich hätte es damals beileibe nicht so genannt. Aber es wurde mir leicht, die Jungen bei der Hand zu nehmen, und sie schenkten mir Vertrauen.

Der Schule, in die ich durch diese Arbeit geriet, verdanke ich es wohl, daß ich späterhin nie von einer Arbeit sagte: Das kannst du nicht! Wenn etwas geschehen mußte, und es war keiner da, der es tat, so wußte ich mich gerufen. Daß manches schief lief, ist ganz gewiß. Ganz schlecht wurde wenig, vieles aber mittelmäßig. Nun, es geschah wenigstens! Ich habe mich später ganz bewußt gegen den falschen Satz gewendet, der so oft ausgesprochen wird: „Wenn ich's nicht gut machen kann, will ich's lieber gar nicht machen.“ Dahinter steckt ein böser Hochmut, und dieser hatte mich lange genug gefesselt.

Bald hatte ich für meine Jungen auch einen Kindergottesdienst eingerichtet, den ich ihnen am Sonntagvormittag hielt. Das war erst recht ein Wagnis. Ich habe den lieben alten Pastor oft um Rat fragen müssen. Eine Antwort von ihm habe ich behalten: „Machen Sie es, wie Sie wollen, aber bloß nicht langweilig!“ Auch dies Wort hat mich mein Leben lang begleitet – in den Unterricht, auf die Kanzel, in die Bibelstunde, in die Evangelisation.

Wer wie ich lauter freie Zeit hatte und dazu ein Herz, das gerade eben zum Glauben entzündet war, dem fehlte es an Arbeit in der Stadtmission nicht. So begannen wir mit einigen Mädchen des Kirchenchores eine Hofmission. Am Sonntag versammelten wir uns kurz vor acht Uhr zur Andacht im Hauptquartier der Stadtmission. Dann gingen wir in die Höfe der großen Mietskasernen, jener vier- bis fünfstöckigen „Zinshäuser“, die eine nur nach Geld fragende Zeit an den oft engen Straßen mit noch engeren Höfen als Wohnstätten für Menschen mit Familien und oft noch Untermietern gebaut hatte. Es gab Häuser, die vier, fünf und mehr Höfe hintereinander hatten und in denen einige tausend Menschen lebten. Einen Vorzug hatten diese engen Höfe: sie hatten eine sehr gute Akustik. Diese nutzten wir aus. Der Mädchenchor stellte sich in der Mitte des Hofes auf und sang ein geistliches Lied. War das erste Lied erklingen, so begann meine Arbeit als „Treppenterrier“, wie man später zu sagen pflegte. Mit einem Stoß Pfennigpredigten, die von Samuel Keller oder anderen geschrieben und mit Spruch, Liedvers und Gebet versehen waren, lief ich die drei bis fünf Treppen hoch, klopfte oder läutete an den Türen und übergab mein Blättchen mit einem Grußwort der Stadtmission. Meist wurde ich freundlich behandelt. Der Berliner liebt Musik. Das Lied, das viele aus dem Bett weckte, hatte die Herzen zugänglich gemacht. Manchmal gab es Widerspruch, ein ärgerliches Türeinzuklappen

oder ein grobes Wort. Aber nur selten wurde ich bedroht. Ein alter Stadtmissionar hatte mir geraten: „Fangen Sie immer ganz oben an! Werden Sie dann rausgeschmissen, so brauchen Sie nicht noch mal an der Tür vorbei.“ Das bewährte sich. In der Erinnerung sind mir nur freundliche Bilder geblieben. „Woher wußten Sie denn Bescheid?“ fragte mich eine vergrämt ausschauende Frau. Sie meinte, wir kämen, ihr ein Trostlied zu singen, da sie erst in der vergangenen Woche ihre einzige Tochter zu Grabe getragen hatte. Ähnliche Erlebnisse hatten wir oft und stärkten uns in der Gewißheit, daß Gott unsern Dienst wolle.

Wenn beim Singen sich ein Fenster nach dem andern öffnete und sich meist unfrisierte Köpfe herausstreckten, so klopfte mir mein Herz vor Freude. Wir wollten den Leuten einen bescheidenen Ersatz für den verschlafenen Gottesdienst bringen. Wenn dann die Kirchenglocken läuteten, so machten wir Schluß, um rechtzeitig in der Kirche zu sein.

An dieser Hofmission beteiligte sich damals eine in Berlin sehr bekannte und beliebte Schauspielerin der Reinhardt Bühnen. Durch den Dienst eines Heilsarmeeoffiziers war sie für Christus wach geworden. Nun hatte sie ihre glänzende Laufbahn auf der Bühne quittiert und half gerne in der Mitternachtsmission und in der Hofmission. Ja, wenn die Leute da oben gewußt hätten, daß hier unten jemand mitsingt, um deretwillen sich noch vor Monaten die Menschen an den Theaterkassen drängten, um sie im Deutschen Theater auftreten zu sehen! Damals erkannte ich, daß im Reiche Gottes das Wichtigste in großer Verborgenheit geschieht. Wer nicht selbst zur lebendigen Gemeinde Jesu Christi gehört, erfährt und merkt wenig von den Wundern, die Gottes Geist vollbringt.

Als ich eines Abends bei Flemmings zu Gast war, sagte Flemming zu mir: „Kommenden Sonntag haben Sie einen wichtigen Dienst. Ich bin leider auf einer Dienstreise. Es ist das fünfundsiebzigjährige Krankheitsjubiläum der alten Minna im Siechenhaus in der Palisadenstraße. Sie leidet schwer an Multiple-Sklerose. Das Jubiläum muß mit Blumen und Lobliedern gefeiert werden!“ Ich protestierte energisch. Ein fünfundsiebzigjähriges Leiden kann man nicht feiern. Aber er sagte:

„Das verstehen Sie nicht! Nehmen Sie ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern mit! Und eine Torte mit fünfundsiebzig Kerzen darf nicht fehlen. Sie werden überrascht sein!“

Ich war allerdings aufs tiefste überrascht und bewegt. Die alte Minna lag inmitten des Elends da – strahlend wie eine Heilige! Sie war der gute Engel dieses Hauses voller Leiden und Gebrechen. Wo sie eine Sterbende wußte – und es mögen wenig Wochen des

Jahres ohne einen Todesfall gewesen sein! – da ließ sie sich auf ihrem Krankenstuhl hinfahren, auf dem sie steif wie ein Brett mehr lag als saß. Und dann wußte sie mit einer von Gottes Geist gelehrten Zunge zu reden mit den Müden. Wie vielen hat sie mit ihrer Liebe und ihrem Zeugnis das Sterben leicht gemacht!

Wir sangen das „Lobe den Herren, den mächtigen König“, und ich las den 103. Psalm. Eine Blumengirlande schmückte das Krankenbett. Fünfundzwanzig Kerzen leuchteten uns. Nächst der Kranken war für mich das Eindrucksvollste, als jene Schauspielerin den 23. Psalm las. Die einzigartige, vom Glauben geheiligte Kunst der Sprecherin bewirkte, daß mir schien, als hörte ich den Hirtenpsalm zum ersten Mal.

Mein Leben war nun ausgefüllt. Manch einen Sonntag war ich von früh bis spät unterwegs. In der Frühe, ehe mein Zug in Lankwitz einlief, versorgte ich die wartenden Fahrgäste mit einer Pfennigpredigt. Auch hier hatte ich mächtige Hemmungen zu überwinden. Gott aber ließ es nicht ohne freundliche Ermutigungen bleiben. Als ich eines Sonntags früh fast meinen Zug versäumt hätte, weil ich zu spät aus den Federn gekrochen war, rief mir ein vornehm aussehender alter Herr auf dem Bahnsteig entgegen:

„Na, wo bleiben Sie denn heute? Wir warten schon alle sehnsüchtig auf unsere Sonntagspredigt.“ Ach, wie gut das tat!

Punkt acht Uhr zur Hofmission. Um zehn Uhr im Gottesdienst in der Stadtmissionskirche, die ich schon früher verließ, um meinen Kindergottesdienst in der Adventskapelle zu halten. Nach einem schnellen Mittagessen in Form von belegten Stullen fuhr ich nach Neukölln, um am Nachmittag im CVJM „Freie Jugend“ am Kottbusser Damm mitzuhelfen.

Hier lernte ich eine lebendige CVJM-Arbeit kennen, ohne zu wissen, daß ich einst die Leitung dieser Arbeit haben würde. Durch die Einberufung vieler junger Männer war allerdings der Betrieb recht eingeschränkt. Aber allsonntäglich ging eine Gruppe auf die Straßen, um junge Männer ins Vereinshaus einzuladen, die an der Tür von der „Empfangskommission“ freundlich begrüßt und in die gemütlichen Vereinsräume geleitet wurden. Hier wurden sie von anderen zum Spiel eingeladen.

Hier war mehr als guter Wille. Hier war schlichter Glaube. Ein junger Munitionsarbeiter war die Seele der Arbeit. Ein Stift von Ullstein – seine rechte Hand. Sie hielten selber die Abendandachten, sie machten die Sonntagsprogramme – und sie beteten für ihren Verein, den sie für einen wichtigen Vorposten im Feindesland ansahen.

Der Leiter der Stadtmission war damals nach dem Rücktritt des

Hofpredigers Ohly Pfarrer David Schwartzkopff. Ihm und seinem Hause bin ich zu großem Dank verpflichtet. Mit den beiden jüngsten Söhnen verband mich bald eine starke Freundschaft. Das kam so. Am Reformationsfest 1915 hatten alle Stadtmissionschöre traditionell ein großes Singen am Lutherdenkmal bei der Marienkirche. Als wir im langen Zuge dorthin gingen, trat Pastor Schwartzkopff auf mich zu und sagte, er hätte es mit seiner Frau besprochen, daß sie mich gerne als heimatlosen Mitarbeiter der Stadtmission ganz in ihre Hausgemeinschaft aufnehmen wollten. Nun fragte er, ob ich bereit wäre, dieser Einladung zu folgen. Mir kam die ganze Sache völlig überraschend. Ich bat um Bedenkzeit, da ich mich so schnell nicht entscheiden konnte. Vielleicht tat ich damit dem väterlichen Freunde weh, aber ich hatte inzwischen gelernt, solche Entscheidungen nicht ohne Gebet und Beratung mit meinem Gott zu fällen. War es recht, daß ich die Wohnung verließ, die mir die Eltern gewählt hatten? Freilich war die Entfernung von den Arbeitsplätzen in Lankwitz groß, und ich verlor viel Zeit mit Fahrten. Außerdem war erkennbar, daß sich der Krieg länger hinzog, als wir erwartet hatten. Das Geld, das mir meine Eltern hinterlassen hatten, schmolz von Monat zu Monat dahin. Schließlich hatte es für mich viel Verlockendes, am reichen Familienleben eines evangelischen Pfarrhauses teilnehmen zu dürfen.

Der Abschied aus Lankwitz war nicht leicht. Ich hatte meiner Pflegemutter viel zu danken. In meiner Einsamkeit hatte ich ihr manchen Einblick in mein inneres Werden gegeben. Und sie hatte redlich versucht, mich zu verstehen. Im November 1915 zog ich nach Schöneberg, wo Schwartzkopffs im dritten Stock eines Hauses nahe dem Viktoria-Luise-Platz ihre Wohnung hatten. Ich teilte das Zimmer mit dem Sohne, der noch zur Schule ging.

Ich wurde von Schwartzkopffs wie der eigene Sohn gehalten, und das Einleben wurde mir leicht gemacht. Des Pastors theologische Bücher standen mir zur Verfügung, ebenso in seiner Abwesenheit sein Arbeitszimmer. Im Hause wurde viel musiziert und gesungen. Der tägliche Gebrauch der Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine, die ausführlichen Morgen- und Abendandachten – alles war mir neu und wurde mir lieb.

Seelsorgerlich blieb ich unter dem Einfluß Flemmings, obwohl Gott mich hinderte, in völlige Abhängigkeit von ihm zu geraten. Er war in jenem Jahr wiederholt krank und mußte längeren Urlaub nehmen. Aber wir blieben in brieflicher Verbindung. Zwei seiner Antworten sind mir noch fast wörtlich im Gedächtnis geblieben. Einmal schrieb ich ihm: Alle meine Freudigkeit sei weg, ich hätte den Eindruck, der Gnade Gottes nicht würdig zu sein, und

sei für die Missionsarbeit ganz ungeeignet. Was ich meinte, gehabt zu haben, sei wie weggeblasen! Flemming antwortete: „Scheinbare Gottesferne ist der Mutterboden der Sehnsucht.“ Diese werde bald zu einem neuen Grund des Glaubens – und dann Kraft und Licht. Im übrigen sei er sehr beruhigt, daß es mir so gehe. Er habe schon große Sorge um mich gehabt, denn es gehe bei mir viel zu schnell in die Höhe. Ein Baum müsse rechtzeitig zurückgeschnitten werden, damit er auch in die Breite wachse. Ein andermal schrieb ich ihm etwas weltschmerzlich, ich hätte bei Paulus im Philipperbrief das Wort gelesen: „Ich habe Lust abzuschneiden und beim Herrn zu sein, welches auch viel besser wäre.“ Auch ich hätte Sehnsucht nach der Ewigkeit, um meinen Herrn zu sehen! Darauf bekam ich von ihm eine wohltuende kalte Dusche: „Das könnte Ihnen so passen, Sie Faulpelz! Was der alte Paulus sich wünschen durfte, der so viel für Jesus gearbeitet hatte, das paßt für Sie noch lange nicht! Erst strengen Sie sich gefälligst an und arbeiten Sie ein Leben lang für Ihren Herrn! Dann dürfen Sie zuletzt auch sagen: Ich habe Lust abzuschneiden.“

Ich habe schon berichtet, daß ich durch einen baltischen Pastor eine Empfehlung an Professor Harnack bekommen hatte. Vor wenigen Monaten hatte ich diese Verbindung einmal ausgenutzt, als ich mich durch das Gerücht bedroht fühlte, daß alle feindlichen Ausländer interniert werden sollten. Ich suchte Harnack in seinem Sprechzimmer in der Königlichen Bibliothek auf und meldete mich durch eine Besuchskarte bei ihm an. Ein Diener in Livree führte mich dann ins Sprechzimmer. Da saß ich nun dem gelehrten und berühmten Landsmann gegenüber, der damals allgemein als „persona grata“ galt. Er fragte nach meinem Begehre, und ich erzählte meine Sorgen. Harnack meinte zwar, er wüßte nicht, ob er mir helfen könne. Einen englischen Mitarbeiter an der Bibliothek hätte er vergeblich zu schützen versucht. Er sei eines Morgens, ehe er, Harnack, im Dienst erschienen sei, von der Polizei abgeholt worden und nicht wieder frei gelassen. Aber vielleicht nütze es mir etwas, wenn er ein paar Worte auf meine Karte schriebe. Und dann schob er seine Brille auf die Stirne – eine typisch Harnacksche Bewegung, wie wir sie im Kolleg so oft sahen – und schrieb mit seiner winzigen und doch so gut leserlichen Gelehrtenhandschrift auf meine Visitenkarte: „Prof. Dr. von Harnack empfiehlt den russischen Staatsangehörigen deutscher Nationalität (Balten) Hans Brandenburg, stud. theol., als einen durchaus zuverlässigen und jedes Wohlwollens würdigen Mann.“ Nun hatte ich von seiten einer ersten wissenschaftlichen Kapazität die Bestätigung meiner Wohlständigkeit!

Im übrigen hatte sich inzwischen ein baltischer Vertrauensrat gebildet aus solchen Balten, die längst die deutsche Staatsangehörigkeit und einen bekannten Namen hatten. Darunter waren Arend Buchholtz, der Direktor der Berliner Stadtbibliothek, Justizrat von Veh, Prof. Reinhold Seeberg u. a. Diese bezeichneten jene Balten, auf deren deutsche Gesinnung gerechnet werden konnte. Wer auf dieser Liste stand, brauchte sich nur einmal im Monat auf der Polizei zu melden, durfte freilich ohne deren Genehmigung keine Reise machen und seine Wohnung nicht wechseln. Für mich war diese Fessel leicht zu tragen. Sie blieb mir bis zur Novemberrevolution 1918. Diese erst „befreite“ mich ganz.

Vielleicht ist hier noch die Frage zu erwähnen, warum ich mich bei meiner national-deutschen Haltung nicht freiwillig zum deutschen Heer meldete. Es gab Augenblicke, wo ich es gern getan hätte. Manchmal war es mir fatal, als einer der wenigen meiner Altersgenossen hinter der Front zu leben. Mein Einsatz bei der Stadtmision war je und dann von dem Gedanken begleitet: Denke daran, wie schwer der Dienst anderer ist! Dennoch trat die Frage einer freiwilligen Meldung darum nicht ernsthaft an mich heran, weil ich meinen Eltern vor ihrer Abreise in die Hand versprochen hatte, es nicht zu tun. Solch ein Schritt von meiner Seite wäre in Rußland nicht unbekannt geblieben und hätte zu schweren Repressalien gegen meine Eltern führen können. Nun, ein Held an Tapferkeit bin ich nie gewesen. Auch als Knabe habe ich mich ungerne geprügelt, und, wo ichs in Reizbarkeit tat, habe ich mich später meines „furor“ geschämt. Denn mein Zorn war in solchen Augenblicken ausgesprochen unedel. Eine soldatische Tradition gab es in meiner Familie ohnehin nicht. Es sollten noch fast dreißig Jahre hingehen, bis auch ich Rekrut wurde.

Wie gut hatte ich's in meinem neuen Zuhause. Unser Zimmer hatte einen Balkon zur Hohenstaufenstraße. An warmen Sommerabenden stellte ich mir auf meinen Tisch draußen eine elektrische Lampe, und während unten der Großstadtverkehr kochte, saß ich oben ungestört und las Johann Arnds „Bücher vom Wahren Christentum“, die ich zufällig auf einem Bücherwagen auf den Straßen Berlins gefunden hatte. Nie hatte ich etwas von diesem weltbekannten Buch des lutherischen Mystikers aus der Zeit um 1600 gehört und war nun gepackt durch seine Sprache und seine tiefen Gedanken. Es ist in meinem Leben eigenartig gegangen. Vom Pietismus und seiner Geschichte hatte ich nur wenig in der Schule gehört. Die neue Gemeinschaftsbewegung war mir völlig fremd geblieben. Wenn ich von ihr hörte, so war es nur Kritik und Ablehnung. Und nun war ich ohne Absicht und ohne Einfluß anderer

doch ein Gemeinschaftsmann, ein Glied des neuen Pietismus geworden. Das erkannte ich allerdings erst viel später. Keller und Flemming waren beide Einzelgänger und standen der Gemeinschaftsbewegung kritisch gegenüber, obwohl sie viel Gemeinsames mit ihr hatten. Wo ich aber später biblischen Glauben und echte Bruderliebe, das Interesse für Mission und Erweckung und echte Bekenntnisfreude fand, da waren die Träger fast stets Glieder der Gemeinschaftsbewegung oder zum mindesten reich von ihr befruchtet. Es ist mir daraus deutlich geworden, daß es sich beim echten biblischen Pietismus nicht um eine Sonderlehre, schon ganz und gar nicht um eine Sektiererei handelt. Ich habe ganz naiv ein urchristliches Christentum gesucht und im Laufe meines Lebens in diesen Kreisen die meiste Ähnlichkeit mit diesem Urbild gefunden. Daß ich auch von Unarten der Bewegung weiß, wird mir jeder meiner Brüder glauben, der diese Erweckungsbewegung von innen her kennt. Wir haben keinen Grund, unsere Frömmigkeit zu rühmen. Aber wir loben den Herrn, der seinen Einfluß auf uns geltend macht.

Noch eines Dienstes innerhalb der Stadtmission muß ich gedenken. Eines Sonntags abends sagte Flemming mir im Kreise seiner Familie: „Morgen habe ich ja Bibelstunde im Kantatekreis und muß doch den ganzen Tag auswärts sein. Nun habe ich vergessen, für eine Vertretung zu sorgen.“ Dann sah er mich an und fügte hinzu: „Das könnten Sie eigentlich übernehmen. Es ist ein so dankbarer kleiner Bibelkreis.“

Ich konnte darüber nur lachen. Ich sollte eine Bibelstunde übernehmen? „Nein, das kann ich gar nicht. So was habe ich in meinem Leben noch nicht getan.“

„Nun, einmal muß es das erste Mal sein! Als Stadtmissionsmensch müssen Sie immer zum Dienst bereit sein.“

Es half nun kein Drehen und Wenden. Ich hätte ja den ganzen Montag Zeit zum Vorbereiten, hieß es. Schließlich sagte ich zu – und erlebte wieder vierundzwanzig Stunden der spannendsten Aufregung. Zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich vor andern das Evangelium verkünden. Ich kaufte mir am nächsten Morgen ein paar große Aktenbogen. Den Text durfte ich mir wählen: „Herr, wohin sollen wir gehen? du hast Worte ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Ich setzte mich hin und schrieb und schrieb. Ich schrieb so ziemlich alles, was ich von Jesus wußte und zu sagen hatte. Nachmittags spazierte ich durch den Stadtpark von Steglitz und memorierte mein Opus. Die Vögel auf den Bäumen waren meine Gemeinde wie einst beim heiligen Franz.

Und dann kam abends die Stunde. Ich hatte starkes Herzklop-

fen. Acht bis zehn Frauen saßen um den Tisch. Ich sprach von Jesus, vom Glauben an ihn, vom Bekenntnis zu ihm. Je länger je mehr erfüllte mich große Freude, und die Bangigkeit wich. Zum ersten Mal erlebte ich, welch ein Geschenk es ist, Jesus der Gemeinde zu bezeugen. Auf dem anschließenden Nachtmissionsgang, der mich allein auf die Tauentzienstraße und den Kurfürstendamm führte, begleitete mich noch die Freude. Heute war ich leicht beflügelt, alle Angst war weg, alle Scheu überwunden. Es gab ausführliche und in die Tiefe gehende Gespräche mit Männern auf der Straße.

Bis in die Gegenwart habe ich vor Ansprachen und besonders vor Predigten mit wirklicher Furcht zu kämpfen. Aber die Gewißheit, daß Gott mich zum Pastor berufen hat, wurde mir in jener Stunde bestätigt. So kümmerlich mein Dienst gewesen sein mag, Jesus stand doch im Mittelpunkt des Wortes.

Bald sollte ich sogar meine erste Predigt halten. Zum Reformationfest mußte ich Flemming in einem Reservelazarett in Mariendorf vertreten. Ich hatte den Mut, über Römer 3,28 zu sprechen: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Ob ich an die Herzen der Verwundeten herankam? Die baptistischen Betheldiakonissen, die hier zu pflegen hatten, sollen zufrieden mit mir gewesen sein. Die Soldaten haben sich später über mein zu langes Gebet beschwert, das ich meinte, frei halten zu müssen.

Im Winter 1915 konnte ich endlich mit einer Hörerkarte, die mir Professor Harnack vermittelte, durch die Tore der Universität einziehen. Mit welch andern Gefühlen betrat ich jetzt den Vorlesungssaal als damals in Dorpat! Nun war ich nicht mehr in der Erwartung, daß mir die Theologie erst das Geheimnis des Glaubens auf tun würde. Das war mir inzwischen geschenkt. Wohl aber erwartete ich eine Vertiefung meines Glaubenslebens durch theologische Erkenntnis. Die zwei Semester an der Berliner Universität haben aufs Ganze gesehen mir diesen Dienst nicht getan. Viele meiner akademischen Lehrer langweilten mich trotz des interessanten Stoffes. Am meisten fesselte mich die Vorlesung Harnacks über Kirchengeschichte im Grundriß. Hier war ein Gelehrter und Forscher, der seine Kenntnisse spannend und im hohen Grade lehrhaft vortrug. Allerdings merkte ich gerade bei ihm, daß ich in einer andern Welt lebte. Die Theologie der Nachtmission war realistischer als der Intellektualismus Harnacks, der seine aristokratische Denkart nicht verbarg und über Dinge überlegen lächelte, die mir ganz unmittelbar gewiß geworden waren. Hier bereitete sich für mich eine ernste theologische Krise vor. Hätte mir keiner geholfen, so hätte ich mich vor eine Entscheidung gestellt gesehen: Entweder ginge

ich den Weg missionarischen Christuszeugnisses – oder den Weg akademischer Theologie. Die Wahl wäre mir nicht schwer gefallen. Für mich allein fand ich keine Brücke zwischen beiden.

Aber vor dieser Verengung und Verarmung wurde ich bewahrt. Wachte auch das frohe Ja zur theologischen Aufgabe in mir erst später in Bethel und besonders in Tübingen bei Adolf Schlatter auf, so blieb ich auch in Berlin nicht ohne Hilfe.

Erstens brachte Professor Reinhold Seeberg einen andern Ton in die Vorlesungen. Ich bin zwar kein Seebergsschüler geworden. Seine „modern-positive“ Theologie war mir doch, wie ich später erkannte, zu sehr mit dem Idealismus verknüpft. Aber in jener Periode meines Studiums hat mir seine warme Diktion zu Herzen gesprochen und mich zum Lernen und Nachdenken ermutigt.

Ja, etwas Mut brauchte ich. Ich will nicht leugnen, daß ich mich vor dem Liberalismus fürchtete. Noch war zu viel in mir, was sich von ihm angelockt wußte. Aber um keinen Preis wollte ich etwas von der Substanz verlieren, die ich im Bibelwort und in dem durch dieses geweckten Glauben gefunden hatte. Ich wollte wahr bleiben. Aber ich merkte instinktiv, daß der reine Intellektualismus weder die Wahrheit erfassen, noch sie verteidigen konnte.

Neben dem schon genannten alten Pastor aus Thüringen, mit dem ich manche theologische Sorge besprach, war doch die entscheidende Hilfe die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung (DCSV). Ihr schloß ich mich an, und sie blieb durch mein ganzes Studium hindurch die mich stützende und immer wieder belebende Bruderschaft, deren ich dringend bedurfte.

Die DCSV war während des Krieges in Berlin nur durch einen kleinen Kreis vertreten. Aber von Anfang an hat sie mich theologisch entscheidend geformt. Hier fand ich einen Lebensstil, wie er mir not tat. Ich kannte von früher ein sogenanntes weltoffenes Christentum, das, liberal oder bürgerlich, nicht im Gegensatz zur Welt des Unglaubens stand. Bei aller ehrlichen Frömmigkeit war hier die biblische Substanz doch weithin verloren. In der Stadtmission dagegen hatte ich Berührung mit Christen gefunden, die sich mit energischem Schnitt von der Welt trennten. Sie hielten die biblische Botschaft in vollem Realismus fest. Aber sie waren in Gefahr, in eine gewisse Enge gegenüber den Fragen und Problemen der Welt zu geraten. In der DCSV fand ich beides: das enge Gewissen und das weite Herz! Hier fürchtete man nicht den Namen des Pietismus. Man wußte von der Macht des Gebetes und betete auch gemeinsam. Man war missionarisch ausgerichtet und hielt sich an das Wort der Bibel. Aber zugleich wurde fleißig wissenschaftlich gearbeitet, keine Frage und kein Problem gefürchtet.

Dankbar hörte ich die Bibelstunden von Dr. Eberhard Arnold, dessen geistvolle Bibelauslegungen mir viel gaben. Sein urchristlicher Radikalismus führte ihn später auf den Weg christlich-kommunistischer Siedlungen. Hier habe ich ihm nicht mehr folgen können, blieb ihm aber für jene Zeit in Berlin dankbar. Bereichernd für mich war auch, daß in jenem Jahr die Studenten des Gnadenfelder Predigerseminars der Herrnhuter Brüdergemeine geschlossen in Berlin studierten. Auch hier knüpften sich Beziehungen an, die mich für mein Leben zum Freunde der Herrnhuter gemacht haben.

Am meisten aber danke ich für jene Zeit jenem ungarischen reformierten Theologen Alexander von Dancshazy, den ich schon als Begleiter in der Nachtmission genannt habe. Er schenkte mir viel Vertrauen, beriet mich in theologischen Fragen und verstand mich am besten in meinem Eifer und der ersten Freude der Nachfolge Jesu. Mit ihm und einem anderen ungarischen Theologen machte ich im Sommer 1916 Rundreisen durch die Innere Mission Berlins. Wir besuchten das Burckhardt-Haus und die evangelische Bahnhofsmision, das Spandauer Johannesstift, die „Schrippenkirche“ der Ackerstraße und andere Anstalten. Für mich war das alles neu und interessant.

Einen besonderen Einschnitt des zweiten Kriegswinters brachte die Weihnachtszeit. Bisher war ich nie zu Weihnachten von den Meinen getrennt gewesen. Mein Heimweh, das mich bis 1918 nie verlassen hat, machte mir viel Not. Um die Weihnachtszeit empfand ich mich – bei aller Freundschaft, die ich empfing – doch wie ein Fremder im Pfarrhaus Schwartzkopff. So war es eine gute Lösung, daß ich bat, während der Bescherung im Familienkreis abwesend sein zu dürfen. Ich wollte zur gleichen Zeit Besuche bei einigen Familien im Berliner Osten machen, wo die Kriegszeit mancherlei Not gebracht hatte. Die Beschäftigung mit dem Leid anderer hilft uns am leichtesten über eigenes Leid hinweg. Und als ich auf der Heimfahrt von den Besuchen in der U-Bahn meine letzten Weihnachtsblätter verteilte, war mein Herz froh und leicht. Das Heimweh war verflogen. Am späteren Abend habe ich noch viel Güte bei Schwartzkopffs erfahren.

Das Sommersemester 1916 brachte mir zu meiner Freude nun doch die Immatrikulation, so daß ich ein vollgültiges Semester studieren konnte. Professor Dr. v. Willamowitz-Möllendorf als Rektor, der Schwiegersohn Mommsens, nahm mich mit Handschlag in die alma mater auf. Nun galt es, ernsthaft mein Studium voranzutreiben. Die zwei Semester in Dorpat waren fruchtlos vorbeigegangen. Inzwischen waren wieder drei Semester vorbei. In normalen Zeiten hätte ich bald mein Examen machen können. Noch hatte ich

nicht einmal mein Hebraicum, das Examen der hebräischen Sprache, gemacht, ohne das mir kein Semester angerechnet wurde. Ich kaufte mir also die hebräische Grammatik von Professor Strack, der der Vorsitzende der Prüfungskommission war. Denn ich sagte mir, daß Strack nicht mehr fragen würde, als in seiner eigenen Grammatik stände. Ich begann eine elende Büffelei und lernte seine Sprachlehre mehr oder weniger auswendig. Dafür hatte ich hernach die Genugtuung, mit einem „gut“ abzuschließen.

Am Ende des Semesters erwartete mich eine große Freude: Ich sollte nach zwei Jahren zum ersten Mal richtige Ferien haben. Die DCSV lud zu ihrer Augustkonferenz nach Wernigerode ein. Zu solchen Reisen besaß ich freilich kein Geld, aber die Berliner Stadtmission, von der ich nur auf energisches Drängen hin für meine Arbeit ein monatliches kleines Taschengeld annahm, schenkte mir einen vierzehntägigen Aufenthalt in ihrem schönen Erholungsheim Harzriede in Wernigerode.

Ich hatte mir in diesen Jahren abgewöhnt, Pläne zu machen. Ich mußte mit meinem Gelde sparen, und außerdem blieb ich ja bei aller Erleichterung unter polizeilicher Aufsicht. So kam alles für mich völlig überraschend. Ich ahnte auch wenig von der Schönheit des Harzes und des lieblichen Wernigerode. Als ich in „Harzriede“ mein Gepäck aufs Zimmer gebracht hatte, lief ich voll Begeisterung ohne Weg und Steg in den Wald hinauf und habe buchstäblich die Bäume voll Dank und Liebe umarmt. Jetzt erst merkte ich, was es heißt, zwei Jahre lang nur in der Großstadt zu leben.

Zuerst kamen die Konferenztage. Trotz mancher Bekanntschaft war ich einsam und schloß mich kaum jemand an. Die andern hatten ja ihre zahllosen Beziehungen. Ich empfand dies Alleinsein nicht als störend. Mich interessierten die Männer, die zu Worte kamen. Heute noch denke ich dankbar an das Referat von Lic. Gottlob Schrenk (Sohn von Elias Schrenk, später Professor in Zürich) über „Stille und Kraft“. Voll Spannung hörte ich zum ersten Mal Karl Heim. Ich hatte bisher nur viel vom „Heimweh“ der DCSV gehört. Graf Lüttichau, damals Botschaftsprediger in Konstantinopel, erzählte von den Türken. Schwester Veronika von Vechmarn, eine Mitarbeiterin Evas von Tiele-Winkler, berichtete, wie sie im Soldatenheim von Jenikhöi die Herzen der Matrosen der „Goeben“ und „Breslau“ mit echten deutschen Kartoffelpuffern gewann. Daß der Unterstaatssekretär Dr. Georg Michaelis, der Vorsitzende, selbst das Wort nahm, machte mir nachhaltigen Eindruck. Ich erzähle das alles so, wie ich's damals in meiner Unreife erlebte. Wieviel Eierschalen des Idealismus und der Menschenverehrung mußte ich als junger Christ noch verlieren!

Und dann folgten noch fast zwei Wochen herrlichen Nichtstuns in Harzfriede. Unvergeßlich ist mir eine einsame Tageswanderung, die ich über den Büchenberg, Elbingerode, Altenbrak, Treseburg nach Thale machte. Nach dem steinernen Häusermeer Berlins waren mir der Wald und die Harzberge, der Hexentanzplatz und das Bodetal die großartige Offenbarung der Schöpfermacht Gottes. Ich bin oft betend und singend meine Straße gezogen und habe auf manch einer Höhe mein Neues Testament aus der Tasche gezogen, um mir einen Psalm zu lesen.

Noch einer kurzen Begegnung dieser Tage muß ich gedenken. In Harzfriede wurden täglich von einem Pastor in den besten Jahren Andachten gehalten. Er trug eine goldene Brille, hatte einen rötlichen Spitzbart und trug eine helle Weste zum schwarzen Rock. „Recht pastoral“, dachte ich. Aber ich horchte auf, wenn dieser Lübecker Hauptpastor seinen Mund aufmachte. Sein Wort bezeugte Jesus, rief zur Entscheidung, zu Buße und Bekehrung, wie ich's bisher nur im Rahmen der Stadtmission gehört hatte. Ich nahm an Ausflügen teil, die er organisierte, kann mich aber keines Gesprächs mit ihm erinnern. Sechs Jahre später sollte ich sein Nachfolger an der Matthäikirche in Lübeck werden. Es war Hauptpastor Alfred Haensel.

Sehr erquickt kam ich nach Berlin zurück. Die leibliche und geistliche Erholung in Wernigerode hatte wohl dazu beigetragen, daß ich anfangs, Zukunftspläne zu machen. Es war mir deutlich, daß auf die Dauer das Nebeneinander von Stadtmissionsarbeit und Studium nicht möglich sein werde. Darum plante ich einen Umzug an eine andere Universität, zumal ich merkte, daß die Berliner Theologie mir nicht voranhalf. Nach längerem Schwanken entschied ich mich für die Theologische Schule in Bethel.

Ohne Wehmut ging der Abschied nicht ab. Zwar war Flemming inzwischen Pastor in Neustrelitz geworden. Aber an das Haus Schwartzkopff hatte ich mich doch recht angeschlossen. Ich freute mich am Familienleben, fand viel persönliches Verstehen und nahm teil an den vielen Beziehungen, die Pastor Schwartzkopff in Berlin hatte. Er war in der preußischen Generalsynode der Vorsitzende der Fraktion der „Lutherisch-Konfessionellen“, also des äußersten rechten Flügels. Er war kirchlicher Mitarbeiter der Kreuzzeitung, kannte die preußische Kirche kreuz und quer, und durch seine Erzählungen wuchs ich schnell in die Fragen der Kirchenpolitik hinein. Als langjähriger Pfarrer an der Versöhnungskirche im Norden Berlins kannte er viele Berliner Originale, deren manches zu uns zu Besuch kam. So zum Beispiel die alte Schwester des bekannten Zeichners Oskar Pletsch, dessen Bilderbücher zu meinen Kindheits-

erinnerungen gehören. An ihrem altmodischen Haarbeutel, Profil und Händen merkte ich, daß sie ihrem Bruder oft zum Modell gedient hatte. Am eindrucksvollsten war mir ein Abendbesuch von Samuel Keller, der mich nach der kurzen Vorstellung gleich in gutem Russisch anredete. Gerade an jenem Abend, wo er zu Tisch geladen war, mußte ich zur Nachtmission fort, was mir ein rechtes Opfer war, da ich dem interessanten Mann gerne länger zugehört hätte.

Des letzten Nachtmissionsganges in Berlin erinnere ich mich noch gut. Ich hatte mir den Moritzplatz und die Prinzenstraße gewählt, damals eine wirklich finstere Ecke. Ich weiß, daß ich Gott gebeten hatte, mir noch in dieser letzten Nacht eine sichtbare Frucht zu schenken. Denn ich wußte, daß nun ein neues Kapitel meiner Wanderjahre beginnen würde. Ich entsinne mich nicht, daß dieser Gang besonders erfolgreich gewesen sei. Der letzte, mit dem ich lange sprach, war ein lungenkranker Kellner. Er wollte vom Glauben und von Christus nichts wissen. Die Zeit drängte. Ich mußte schließen. Da sagte ich ihm: „Ich muß nun fort – und Sie wollen von meiner Botschaft nichts wissen. Aber einmal wird Jesus noch bei Ihnen kräftig anklopfen, dann denken Sie an dieses Gespräch!“ Da antwortete er mir gelangweilt: „Wenn ich man dann nicht schlafe!“ Das war das Abschiedswort der Berliner Straße. Es ist mir noch oft im Ohr geklungen. Was aus dem Unglücksmann geworden ist, weiß ich nicht. Aber mir hat sein Wort geholfen: Wenn ich nur nicht schlafe!

Ich wünschte, diese bedeutungsvollsten Jahre meines Lebens in dem mir lieb gewordenen Berlin mit einem Abendmahlsgang in der Stadtmissionskirche am letzten Sonntag zu beschließen. Ich wußte, daß Keller wieder predigte, und hoffte, daß sich noch mehr Gäste am Altar einfänden, wenn er die Feier abkündigte, denn es war nicht der übliche Abendmahlssonntag. Im Hospiz traf ich ihn nicht an, weil er noch auf Reisen war. So wartete ich in der Sakristei. Aber erst als die Gemeinde schon das Anfangslied sang, stürmte er vom Bahnhof kommend herein. Während ihm der Kirchendiener in den Talar half, brachte ich mein Anliegen vor. In seiner rauhen Art sagte Keller nur:

„Haben Sie es denn so eilig?“

Ich hatte meine gewohnte Scheu schon unter die Füße gekriegt und antwortete:

„Jawohl! Morgen fahre ich schon nach Bethel.“

Keller dachte einen Augenblick nach und sagte: „Nun gut, ich werde Ihnen das Abendmahl allein hier in der Sakristei geben.“

Mir war's recht. Nach dem Gottesdienst wurde ich in die Sa-

kristei gerufen. Es war wieder eine unvergeßliche halbe Stunde. Mag sein, daß Keller sich der flüchtigen Begegnung bei Schwartzkopffs erinnerte. Vielleicht hatte auch Schwartzkopff ein paar freundliche Worte über mich gesagt. Aber das war immerhin schon Monate her. Inzwischen hatte Keller zahllose Menschen gesehen und gesprochen. Um so erstaunlicher war es, wie er meine Lage durchschaute und mir ein Wort zur Stunde sagte. Ich hatte den Eindruck, daß er unter einer besonderen Inspiration stand. Er hielt mir eine ganz persönliche Ansprache und knüpfte an die Geschichte von den Raben des Elia an, die dem müden Mann die Erquickung seines Herrn vermittelten. Ohne daß ich in Gefahr kam, mich mit Elia zu verwechseln, legte er den Ton auf die Stärkung, die der Herr für mich bereit halte, da ich jetzt an einem wichtigen Einschnitt meines Lebens stände.

Nach der Feier hatte er noch einen Rat für mich: „Sie gehen nach Bethel? Sie werden in Bethel Schwierigkeiten haben.“

„Ich? Das glaube ich nicht, Herr Pastor, ich freue mich so, Bethel kennenzulernen!“

„Sie werden Schwierigkeiten haben! Aber wenn Sie dann Rat und Hilfe brauchen, dann gehen Sie nach Bielefeld zu Pastor Michaelis! Das ist ein Mann voll Heiligen Geistes! Gott segne Sie!“

Etwas perplex war ich ja über dies Abschiedswort. Aber wie gut hat es mir später getan! Bethel habe ich hernach sehr lieb gewonnen. Aber freilich war ich zuerst sehr einsam in dieser großen Anstalt. Daß ich dann den Weg zu Pastor Walter Michaelis fand, danke ich Samuel Keller.

Fast vier Jahrzehnte später wagte ich es, dem vor den Toren der Ewigkeit stehenden Pastor Michaelis, der mir längst ein väterlicher Freund geworden war, den Ausspruch Kellers zu erzählen. Die Augen des alten Gottesmannes füllten sich mit Tränen: „Und dabei war Keller mein theologischer Gegner und hat mich oft scharf bekämpft!“ sagte er. Um so mehr bekommt jenes Wort Gewicht. Es spricht für die geistliche Reife Kellers, daß er auch seinem Gegner die Fülle des Geistes nicht absprach. Diese wird ja oft gerade dann offenbar, wenn wir zum Kampf genötigt sind.

#### 4. DAS WESTFÄLISCHE JAHR (1916/17)

*In der Stadt der Barmherzigkeit – Ein bunter Studentenkreis – Begegnung mit den Kranken – Pastor Walter Michaelis – In der Neustädter Gemeinschaft – Der Schüler-BK – Im Dienst „mit der blauen Schürze“ – Ich werde Krankenpfleger und Leichenträger – Zum ersten Mal auf der Kanzel – Weihnachten in Bethel – Jugendsekretär am CVJM – Der Steckerübenwinter – Adolf Schlatter auf der Theologischen Woche – Riga wird deutsch! – In Neustrelitz*

Seltsam unvorbereitet fuhr ich im Oktober 1916 nach Bethel. Wohl wußte ich einiges von Vater Bodelschwingh und seiner Bedeutung. Auch daß die Anstalt für Epileptische und andere Notleidende durch seine Energie und Liebe groß geworden war. Aber weder über Landschaft und Geschichte, noch über Eigenart und Organisation der Arbeit wußte ich mehr als durch gelegentliche Gespräche im Hause Schwartzkopff.

Als ich in Bielefeld aus dem Zuge stieg, merkte ich gleich, daß diese Stadt geistlich einen andern Charakter hatte als das große Berlin. Kaum hatte ich meinen Fuß auf den Bahnsteig gesetzt, als ich mir gegenüber einen kleinen Tisch mit Neuen Testamenten, Evangelien und christlichen Schriften sah. Darüber eine Tafel: „Zum unentgeltlichen Mitnehmen.“ Erst später erfuhr ich, daß ein Glied der Neustädter Kirchengemeinde diesen Schriftenmissionsdienst tat, der beim Auszug der ersten Soldaten begonnen worden war. Es war eine Kunstmalerin, die wie so viele in der Nachfolge Jesu innerlich den Sonderbefehl für einen Missionsdienst bekommen hatte. Mit der Straßenbahn ging es dann bis zur Bethel-Ecke am Fuße des Sparrenberges. Fröhlich erstaunt über das herbstliche Laub und die vielen Gärten marschierte ich zum Direktor der Schule, Pastor Samuel Jäger, und ließ mich bei ihm melden.

Der Empfang war insofern wenig ermutigend, als Pastor Jäger ein wenig gereizt war, „daß die Herren Studenten immer so früh kommen und dadurch unnütze Mühe machten“. Ich flüsterte erschrocken, daß ich mich aus einem besonderen Grunde zu einem früheren Termin angemeldet hätte, da ich meine polizeiliche Anmeldung in Ordnung bringen wollte. Als „feindlicher Ausländer“ hätte ich da mancherlei Umständlichkeiten. Nun, ich wurde dann an „Kollegen Östreicher“ gewiesen, der die Quartierfrage unter sich habe. Diese kalte Dusche war für mich ganz gesund, der ich in Bethel eine Art „Zion auf Erden“ erwartet hatte, wo die Liebe und Sanftmut regiere. Mit Jäger war ich später herzlich verbunden. Bei Östreicher wurde ich dann von Mann und Frau sehr herzlich

begrüßt. Meine Studentenbude erhielt ich gegenüber dem Studentenheim in der Mansarde eines Einfamilienhauses. Nachdem ich nun ein Jahr lang im Schoße einer Familie gelebt hatte, begann für mich wieder eine Zeit der Einsamkeit und vielen Alleinseins. Trotz meiner Veranlagung zur Gemeinschaft habe ich darunter nie gelitten. Ich ging gerne allein spazieren, freute mich der herrlichen Buchenwälder und entdeckte die Schönheit des Teutoburger Waldes, der damals auch in Bielefelds Nähe viel einsame Waldwege hatte. Meine Studentenbuden habe ich eigentlich immer geliebt. Sie brauchten nicht groß zu sein und waren gelegentlich nur Kammern. Aber ich hatte ein Zuhause und habe in ihnen nicht nur gelesen und studiert, sondern auch gesungen und gebetet. Gerade damals in Bethel fiel es mir schmerzlich ein, daß ich kaum ein Lied im Gesangbuch auswendig konnte. Nun legte ich beim An- oder Ausziehen das offene Gesangbuch auf den Tisch und lernte in der oft so unfruchtbaren halben Stunde der Morgen- oder Abendtoilette Choräle.

Der Studentenkreis im Wintersemester 1916/17 war nur sehr klein. Außer mir war da ein Beinamputierter, ein verbitterter und schwer zugänglicher Mann. Dann ein erstes Semester, das bald den Einberufungsbefehl bekam. Ein älterer Japaner, der erst vor Monaten in Bethel getauft worden war, ein guter Theologe und Kenner der theologischen Probleme. Er hat mich oft erfolgreich beraten. Er gehörte zum Kreis um Kanso Utschimura, der bekanntlich viele gebildete Japaner für Jesus gewonnen hatte und in ganz freier, kirchenloser Form sammelte. Ich schätzte Shenshiro Komo-San sehr, obwohl wir manchmal kräftig aneinander gerieten. Dann war da ein junger Österreicher, der sich auf die Mohammedanermision in Albanien vorbereitete. Und bald erschien auch Johannes Achnuch, ein Ägypter, der durch die Sudan-Pionier-Mission gewonnen war. Mit Achnuch befreundete ich mich am engsten. Er litt unter den damals wütenden Armeniergreueln in der Türkei, was ihn begreiflicherweise in scharfen Gegensatz zur deutschen Politik brachte. Deutschland sah keine Möglichkeit, den wildgewordenen Bundesgenossen am Bosphorus zu zügeln. Mit meinem ägyptischen Freunde kam ich wochenlang fast täglich zum Bibellesen in seiner Bude zusammen. Vor ihm lag dann seine arabische Bibel, die er über alles liebte, während ich meine deutsche las. Und schließlich war an der Schule noch ein alter wunderlicher Junggeselle, der sein großes väterliches Erbe auf weiten Weltreisen verzehrte. Dabei zeigte er eine große Sprachbegabung und Sprachinteresse. Es war lustig für mich zu hören, wenn er im Gespräch trocken von seinen Reisen berichtete und zwischendurch sagte: „Ja, damals am Sambesi ließ ich leider meinen Regenschirm stehen!“ Oder: „Einen interessanten

Mann traf ich am Niagara.“ Er trieb nun als Privatgelehrter orientalische Sprachstudien bei Pastor Östreicher.

Das Studium in so kleinem Kreise war eine Wonne. Der Dozentenkreis war fast ebenso groß wie der Studentenkreis. Bei Östreicher nahm ich, obwohl ich eben das Hebraicum mit „Gut“ bestanden hatte, einen hebräischen Sprachkursus für Anfänger. Das hat sich ausgezeichnet bewährt. Ich kann es nur zur Nachahmung empfehlen. Im Neuen Testament las Gottlob Schrenk das Johannes-evangelium. Dr. Johannes Warneck, der spätere Ephorus der Batakirche auf Sumatra, besprach mit uns Missionsprobleme. Von Dr. Jäger sind mir besonders die Morgenandachten aus der Adventszeit über den „Benedictus“ des Zacharias (Luk. 1,68 ff.) in Erinnerung geblieben. Er hat mir das Ohr für die Kraft und Schönheit dieses neutestamentlichen Psalms geöffnet. Das Wintersemester versprach also, fruchtbar zu werden.

Ich besuchte gern die Gottesdienste in Bethel. Nur vor denen in der Zionskirche, wo die kranke Gemeinde anwesend war, hatte ich anfangs ausgesprochene Furcht. Ich war zu Hause in Scheu vor aller Krankheit aufgewachsen. Besonders vor Nerven- und Geisteskranken hatte ich Angst. Das war wohl ein mütterliches Erbe. Unsere Mutter hatte als Kind ein seelisches Trauma empfangen durch solche Kranke. So gelang es ihr auch nicht, uns Kinder zur rechten Einstellung zu den Gemütskranken zu führen. Sie suchte diese ganze düstere Welt vor uns zu verbergen. Auch darin war sie eine Schülerin Goethes, daß sie uns durch das Schöne, Reine, Wahre vor der Schattenseite des Lebens zu schützen suchte. Wir danken ihr sehr großen Reichtum, aber für's Leben war ich doch nicht so gerüstet, wie es hätte sein sollen. Hatte ich das schon in Dorpat gemerkt, so merkte ich's jetzt aufs neue. Die lauten Schreie und Krampfanfälle der Kranken während der Liturgie und Predigt regten mich über das Maß auf. Ich wußte, daß hier etwas nicht stimmte, aber ich konnte nicht dagegen an.

Eine erste Hilfe war es, als eines Sonntags unmittelbar vor mir in der Bank ein junger Mann aufsprang und im Krampf um sich zu schlagen begann. Wohl kam der Diakon ihm gleich zu Hilfe, er brauchte aber Assistenz, um den schweren Mann in eine der Kammern an der Kirche hinauszutragen, die für solche Fälle mit Ruhelagern versehen sind. Ich sprang instinktiv hinzu, half, so geschickt ich es vermochte, und empfand zum ersten Mal herzliches Erbarmen und Liebe zu dem Unglücklichen. Statt der Angst gab Gott mir nun Verstehen und Liebe.

Nach einigen Wochen bekam ich doch rechte Sehnsucht danach, wie in Berlin mit Menschen zusammen zu sein, mit denen man

ohne Scheu über Jesus und ein Leben der Nachfolge reden konnte. An der Theologischen Schule blieben die Gespräche unwillkürlich in einer gewissen wissenschaftlichen Kühle. Ich erinnerte mich nun des Rates Kellers beim Abschied von Berlin und ging eines Tages in die Sprechstunde von Pastor Michaelis mit der Bitte, mich in seine Gemeinschaft aufzunehmen, deren Versammlungen in der Regel nur den Mitgliedern offenstanden.

Wieder gab es eine Stunde, die ich nicht vergessen kann. Bei Michaelis war freundliche Güte mit einer gewissen Sachlichkeit gepaart. Nach kurzem Gespräch überreichte er mir einen kleinen Zettel, auf dem die Bedingungen zur Aufnahme in die Gemeinschaft gedruckt waren. Ich sollte die Sätze zu Hause gesammelt lesen und mich prüfen, ob ich ihnen zustimmen könnte. Die Sätze enthielten ein Bekenntnis, das ich zu dem meinen machen sollte. Der entscheidende Satz lautete: „Ich weiß, daß ich durch Jesus Vergebung meiner Sünden habe, wovon sein Geist mir Zeugnis gibt.“ Das war ein kräftiges, eindeutiges Wort. Man hat Michaelis den Vorwurf gemacht, daß er ein solch zentrales Bekenntnis erwartete. Liegt da nicht die Gefahr der Selbsttäuschung vor? Führt solch Bekenntnis nicht zu pharisäischer Selbstüberhebung? Darauf antwortete Michaelis, daß er vom erwachsenen Menschen nicht mehr verlange, als im sogenannten Konfirmationsgelübde seit langem von noch unmündigen Kindern erwartet wurde. Gegen dieses hatte Michaelis einen heißen Kampf mit dem Königlichen Konsistorium in Münster gekämpft. Er wollte das kirchliche Bekenntnis gewiß nicht antasten. Aber er wollte es nicht als kirchenrechtliche Frage behandelt sehen. Es gehörte für ihn in die Seelsorge. Und so sammelte er in der Neustädtischen Kirchengemeinde eine Gemeinschaft als eine echte Bekenntnisgemeinde. Im Sinne von Luthers bekanntem Wort aus dem Vorwort zur „Deutschen Messe“ wurde in diesem Kreise derer, die „mit Ernst Christen sein wollten“, auch Kirchenzucht geübt. Ausdrücklich galt nach dem letzten Punkt auf meinem Zettel, daß die hundert bis zweihundert Glieder der Gemeinschaft untereinander im Frieden lebten und bei Streitfällen nach Matth. 18,15-17 zu handeln sei.

Ich nahm meinen Zettel mit heim und freute mich, daß ich, ohne meiner Kirche untreu werden zu müssen, einen Kreis gefunden hatte, in dem mit dem Neuen Testament ernst gemacht wurde. Es war mir nun nicht schwer, bei meinem zweiten Besuch meine Zustimmung auszusprechen. So wurde ich in die Gemeinschaft aufgenommen. Das war gewiß ein Schnittpunkt in meinem Leben. Flemming hatte sich nie zu den Gemeinschaftsleuten gezählt. Keller hatte sie oft bekämpft. Für mich war es eigentlich keine Ent-

scheidung. Ich stellte nur fest, daß ich das längst war, was von den Gliedern dieser Gemeinschaft erwartet wurde. Manche meiner Freunde und Verwandten haben sich später gewundert, daß ich ein Gemeinschaftsmann geworden war. Die meisten kannten wohl diese Bewegung nur vom Hörensagen. Wie bei jeder religiösen Bewegung gibt es Außenseiter und wunderliche Heilige. Diese fallen auf, und über sie wird gesprochen. Dann heißt es gewöhnlich: So sind diese Leute! Ich aber bin nachträglich von Herzen dankbar, daß ich durch Michaelis, der jahrelang der theologische Führer der Gemeinschaften innerhalb der Landeskirchen war, eine so gesunde und wohl durchdachte Einrichtung fand. Michaelis hat mir später viel Zeit geopfert, um all die theologischen und kirchlichen Probleme mit mir durchzusprechen, die in dem Fragenkomplex Kirche und Gemeinschaft enthalten sind.

Alle vierzehn Tage sammelten wir uns als Gemeinschaft im kleinen Saal der Volkshalle, dem kirchlichen Vereinshaus neben dem Pfarrhaus. Michaelis – in seiner Vertretung sein Kollege Pastor Wilhelm Kuhlo – hielt eine Bibelbesprechung, der eine lebhaftere Aussprache folgte. Zum Schluß kniete die Versammlung nieder, und in einer lebendigen, zuchtvollen Gebetsgemeinschaft beteten Männer und Frauen. An den Dienstagen zwischen diesen Versammlungen waren wir in häusliche Kleinkreise eingeteilt, die meist Nachbarschaftskreise waren. Der Besuch dieser Kreise war ebenso verbindlich wie der der Gesamtversammlungen. Niemand fehlte ohne begründete Entschuldigung. Ich gehörte zu einem Kreise, deren Glieder meist in Bethel oder in der nächsten Nachbarschaft wohnten. Es waren Kaufleute, Lehrer, Rentner – Ehepaare und Einzelstehende. Die Gespräche im kleinen Kreise waren erfreulich zentral und ungemein lebhaft. Daß zu unserem Kreise Joseph Chambon gehörte, der später durch sein Buch über die französische Reformation bekannt wurde, machte die Gespräche um so interessanter. Er war zu jener Zeit Sprachlehrer an der Oberrealschule. Die übrigen Teilnehmer waren meist aus dem Ravensberger Lande, dessen geistliche Eigenart ich in diesem Jahr schätzen und lieben lernte. Noch gab es Erinnerungen an den geistesmächtigen Pastor Volkening in Jöllenberg, durch den vor Jahrzehnten durch die Bauernschaften des Landes eine große Erweckung gegangen war.

Michaelis erzählte mir, wie er einst als junger Pastor zum ersten Mal auf einer Brüderkonferenz des Ravensberger Landes war, wo amtsbewußte lutherische Pfarrer und schlichte bäuerliche Laienprediger zusammentraten. Für diese waren Bänke im Saal aufgestellt, für die Pfarrer Lehnstühle. Einer der Pfarrer im hochgeknöpften Lutherrock setzte sich ostentativ auf die Bank. Darauf sagte ein

anwesender biederer Schmiedemeister mit verschmitztem Lächeln: „Nun, Herr Pastor, dadurch wird Ihr Hochmut auch nicht kleiner, daß Sie sich auf die Bank setzen.“ Der junge Michaelis bekam nasse Finger vor Schrecken und fürchtete eine peinliche Szene. Zu seiner Überraschung aber stand jener Pastor lächelnd auf und sagte: „Sie haben ganz recht!“ und setzte sich auf einen der Lehnstühle.

Noch ein zweites Band sollte mich mit der Neustädtischen Kirchgemeinde verbinden. Eines Tages sagte Pastor Gottlob Schrenk zu mir, ich hätte ja wohl in Berlin in der Jugendarbeit gestanden. Es seien ein paar Primaner aus Bielefeld bei ihm gewesen, die nach einem Studenten gefragt hätten, der den verwaisten Schülerbibelkreis (BK) in der Neustadt übernehmen könnte. Wenn ich Neigung dazu hätte, so würden die Jungen mich selbst besuchen. Schon am Tage drauf waren die Primaner bei mir. Der eine ist bald darauf als junger Soldat im Felde gefallen, der andere heute ein bekannter Professor der Jurisprudenz. Wir wurden uns bald einig, und ich freute mich, wenn auch nicht ganz ohne Bangen, auf die neue Aufgabe. Das Berliner Erbe: kein Christenstand ohne aktiven Missionsdienst, ließ mich nicht los. Einiges über die BKs hatte ich gelesen. An Erfahrung fehlte es mir völlig, aber auch das hatte ich in Berlin gelernt: Schwimmen lernt man am besten, wenn man ins Wasser geworfen wird. Viel lernte ich bei dieser Arbeit bei Wilhelm Kuhlo, der mit den größeren Jungen den Römerbrief besprach. Gerade dieser BK wurde im folgenden Jahr eine meiner liebsten Arbeiten.

Inzwischen drohte meiner studentischen Existenz in Bethel eine Katastrophe. Eines Tages sagte Dr. Samuel Jäger, daß nach dem neuen Hilfsdienstgesetz der Regierung eine Fortführung des Semesters nicht möglich sei. Alle Dozenten wollten sich der Kirche oder dem Lazarettendienst in Bethel zur Verfügung stellen, er riete uns das gleiche. Das war für mich ein schwerer Schlag. Dazu war ich ja nach Bethel gekommen, um nach zweijähriger Pause endlich mein Studium energisch fortsetzen zu können. Ich war sehr unglücklich. Ich hätte wohl mehr an meine Altersgenossen denken müssen, die im Felde standen und unter sehr viel notvolleren Verhältnissen ihr Studium hatten unterbrechen müssen! Später habe ich noch sehr oft erfahren, wie Gott meine Pläne durchkreuzte und zerschlug. Mit den Jahren lernte ich mich schneller zu fügen, als es mir damals gelang.

Was blieb mir übrig, als mich Bethel zum „Dienst mit der blauen Schürze“ zur Verfügung zu stellen. D. h. zum Dienst an den Kranken. Ich meldete mich pflichtgemäß, aber ohne Freude. Es war mir bange vor der Arbeit. Trotz jenes Erlebnisses in der Kirche hatte ich noch große Scheu vor den Kranken. Aber gerade darum muß

ich Gott dankbar sein, daß ich doch wenigstens für etwa sechs Wochen zum Dienst in eines der Bethelhäuser kam. Mir ist die Kur ausgezeichnet bekommen. Gewiß war manches schwer, oft sogar aufregend. Aber der Ertrag war doch eine echte Liebe zu den Elenden und damit auch zu Bethel.

Ich kam zu Hausvater Eckert nach Arimathia. Er war ein wortkarger Westfale, ein erfahrener und im Dienst bewährter Mann. Man rühmte mir seine praktische Begabung. Sein Haus hatte wie alle anderen Häuser teil an der großen Lebensgemeinschaft Bethels. Neben den landwirtschaftlichen Betrieben der Häuser Enon, Arafna, Quellenhof, die volle Ställe und große Felder hatten, neben der Tischlerei von Nazareth, der Schuhmacherei von Horeb und der Schneiderei von Pniel hatte Arimathia auch seine Aufgabe: den Friedhofsdienst. Die Namen der Häuser sollten ja an ihren Aufgabenkreis erinnern. Zwar hatten wir nicht die Gräber zu bepflanzen oder zu graben, aber wir stellten die Leichenträger. So kam es, daß ich fast täglich neben dem Pfarrer im Trauerzug einherging. Ich tat diesen Friedhofsdienst ganz gern. Etwas schwerer wurde mir eine andere Aufgabe, die mehr im Verborgenen geschah. Täglich vor Sonnenaufgang hatte ich mit einem zweirädrigen Wagen, auf dem ein länglicher Korb mit einer schwarzen Decke stand, die in den letzten vierundzwanzig Stunden Verstorbenen abzuholen, um sie in der Leichenhalle abzulegen. Wohl begleitete mich ein Kranker, aber ich hatte die Pflicht, zu verhindern, daß dieser die Toten zu Gesicht bekam. Ein wenig bänglich machte ich mich eines Morgens zum ersten Mal auf den Weg. Ein Hausvater bettete den Verstorbenen in zarter Weise in den Korb. Als ich selbst zupacken mußte und dem Toten unter seine kalten Achseln griff, da mußte ich an die Bilder der Grablegung Jesu denken, zumal der Tote einen Bart trug, wie die Maler ihn beim Heiland darstellen. Dieser Anblick machte mir den Dienst leicht, der auch in der Folge für mich alle Schrecken verlor.

Viel notvoller war mir der Dienst an den Lebenden. Zwanzig bis dreißig Männer von sechzehn bis fast siebzig Jahren – meist aus den bäuerlichen Häusern Niederdeutschlands – standen unter meiner Pflege. Vielleicht ist dieses Wort zu groß für das, was ich zu tun hatte. Die Männer waren ja meist nicht bettlägerig. Sie brauchten in der Regel meinen Zugriff nur, wenn wieder ein Krampfanfall eintrat. Das war schnell gelernt. Bei dem Mangel an ausgebildeten Diakonen stand mir der 16- bis 17jährige Sohn eines Diakons zur Seite. Er faßte bald Vertrauen zu mir, und ich lernte von ihm die täglichen Pflichten. Abends lasen wir zusammen die Bibel. Er war ein lieber, aufgeschlossener Junge und starb lei-

der wenige Jahre später an Milliartuberkulose, wohl auch ein Opfer der Unterernährung in der Zeit der englischen Blockade Deutschlands während des Krieges.

Ich hatte meine Kammer neben dem Schlafsaal der Kranken, um zu hören, wenn einer einen Anfall bekommen sollte. Die erste Nacht schlief ich vor Aufregung überhaupt nicht und sprang aus dem Bett, sobald ich nur ein Schnarchen hörte. Aber allmählich gewöhnte ich mich an alles und überhörte auch die schwersten Anfälle. Das war schmerzlich. Erst nach meinem Abgang wurde eine Nachtwache eingestellt. Im übrigen hatte ich die Aufgabe, das Leben der Kranken im Alltag zu teilen. Ich aß mit ihnen und arbeitete mit ihnen. Da der böse Steckrübenwinter vor der Tür war, war die Aufgabe der Speisenausteilung bei Tisch, die mir zufiel, nicht leicht. Die armen Kranken haben ohnehin nie das Gefühl der Sättigung und verfügen oft über einen unbegrenzten Appetit. Und nun mußte ich die Kartoffeln abzählen. Manch zorniger Blick von den leicht reizbaren Männern traf mich.

Ich glaube nicht, daß ich einen inneren Zugang zu den Kranken fand, obwohl ich mich darum bemüht habe. Viele waren durch die Krankheit abgestumpft. Ich lernte bald Vater Bodelschwings Arbeitstherapie verstehen. Holzhacken, im Garten graben, die Schweine füttern – das alles ging meist frisch voran. Der Segen einer Pflicht wurde am deutlichsten sichtbar, wenn der einzelne einen Sonderauftrag hatte. So hatte einer meiner Männer die Aufgabe, täglich dreimal das Glöcklein der Zionskirche zu läuten. Er tat es mit großer Treue und Freudigkeit. Als er ein paar Tage grippekrank zu Bett lag, war er zu den Läutezeiten kaum im Bett zu halten. Ihm schien die Welt in ihrem Fortgang gefährdet, wenn er nicht pünktlich den Glockenstrang zog. Durch seine Aufgabe hatte der Leidende nicht nur einen Lebensinhalt, sondern etwas wie eine neue Würde erhalten. – Es hängt mit der Krankheit zusammen, daß n.eine Patienten oft hemmungslos waren, besonders wenn sie ein Zorn packte. Erst nachträglich ist mir klar geworden, in welcher Gefahr ich war, als ich einst einem baumlangen starken Mann in den Weg trat, als er in der Wut einen andern Kranken, der ihn gereizt hatte, verprügeln wollte. Es scheint mir ein Wunder der Bewahrung, daß mein energisches Auftreten den wild Gewordenen beruhigte.

Nicht immer war ich treu in meiner Arbeit. Ich erinnere mich, wie Hausvater Eckert mir eines Abends ernste Vorhaltungen machte. Er sei an mir enttäuscht. Ich konnte nichts antworten und nur um Verzeihung bitten. Ich wußte zu gut, daß er recht hatte. Ich war allein mit den Kranken gewesen und bekam an jenem Tage

ganz überraschend die briefliche Nachricht vom Tode meiner sehr geliebten Großmutter in Riga. Ganz selten war es im Laufe dieser Jahre der Fall, daß ein Brief meiner Mutter mich über Schweden oder die Schweiz erreichte. Der Brief hatte mich tief erschüttert und riß alle Wunden des Heimwehs auf. Ich schrieb gleich einen Brief und wollte ihn sofort zur Post bringen. Wahrscheinlich fürchtete ich vom strengen Hausvater eine Absage für diesen Gang und machte mich heimlich auf den Weg in der Hoffnung, daß mein Fernsein nicht bemerkt würde. Der ganze Vorfall aber war für mich sehr schmerzlich.

Die Beziehungen nach Bielefeld blieben bestehen. Ich konnte weiterhin die Gemeinschaftsstunden besuchen und auch den Schülerbibelkreis weiterführen, soweit die Zeit und Kraft reichte.

Im Jahre 1916 fiel der vierte Advent auf den 24. Dezember. Pastor Michaelis hatte mit Recht angenommen, daß am Vormittagsgottesdienst wenige Besucher teilnehmen würden, da die meisten abends zur Christvesper kämen. Darum schien es ihm kein großes Risiko zu sein, an diesem Morgen den jungen Studenten auf die Kanzel der Neustädter Kirche steigen zu lassen. Als Text war mir die alte schöne Epistel Phil. 4,4-7 gegeben: „Freuet euch in dem Herrn allewege.“ In den Abendstunden, wenn meine Kranken schon schliefen, schrieb ich meine Predigt auf und lernte sie wortwörtlich auswendig. Mein jugendlicher Mitbruder hörte mich ab. Es ging natürlich durch viel Angst. Morgens in der Sakristei las ich den Wandspruch: „Nimm mir, was mich quält! Gib mir, was mir fehlt!“ Das tröstete mich. Und während der Predigt – die erste, die ich in einer Kirche von der Kanzel aus hielt – wuchs mir die Freude, die ich andern zu predigen hatte. Nach der Predigt kam Michaelis in die Sakristei und sagte mit fröhlichem Lächeln: „Wie wird man an seine eigene erste Predigt erinnert!“ Es war nicht Tadel noch Lob, aber ein väterliches Verstehen, das mir wohl tat. – Viel später erfuhr ich, daß ich durch diese Predigt, die ich in Abschrift an Pastor Flemming schickte, die Brücke schlug zu jenem jungen Mädchen, mit der ich vier Jahre später vor dem Traualtar stand.

Der Weihnachtsgottesdienst in der Zionskirche bleibt mir ein Höhepunkt dieses Jahres. Wer eine Weihnachtsvesper mit ihren Chorgesängen und Chorgebeten in Bethel mitmachte, weiß, welch ein Erleben das ist. Dazu kam die Weihnachtsansprache von Pastor Fritz von Bodelschwingh. Dabei las er stets einige Begleitbriefe für die Weihnachtsgaben, die nach Bethel gesandt waren. Er wählte nicht solche von reichen Leuten mit großen Gaben, sondern Grüße von schlichten Menschen, die aus dem wenigen, was sie besaßen,

opferten, oder von Kindern, die ihre Sparbüchsen geleert hatten. Die Kirche war überfüllt. Ich mußte mit einigen unserer Männer stehen. Mitten in der Feier stürzte einer meiner Patienten in Zuckungen vor meine Füße. Wir trugen ihn auf ein Ruhebett in eine der Kammern. Ich mußte bei ihm bleiben und erwischte nur manchmal durch ein Fensterlein zum Kirchenschiff ein paar Sätze von Bodelschwings Ansprache. Dies Erleben war mir heilsam. Alle feierliche Andacht ist eben doch weniger wert als ein einfacher Hilfsdienst. Sehr oft habe ich diese Lektion später wiederholen müssen.

Zu Hause in Arimathia gab es dann noch Bescherung. Wie glücklich trat jeder an seinen Platz an der langen Tafel, wo für jeden ein paar Kleinigkeiten aufgebaut waren, nicht zu vergessen eine mächtige Tüte voll Backwerk und Obst! Damals ein unbezahlbarer Reichtum. Ich sehe noch den alten Hamburger, den wortkargen Mann, der nur „plattdütsch snacken“ konnte und meist eine lange Pfeife mit einem unqualifizierbaren Tabak rauchte. Er machte sich gleich über die Tüte und verzehrte den Gesamtinhalt bis auf den Grund in einer erstaunlich kurzen Zeit, um dann mit einem lauten Dank an den Hausvater sich zurückzuziehen. Wahrscheinlich lockte ihn schon wieder die Pfeife.

Auch ich habe mich nach der Feier verabschieden dürfen und stieg über die beiden Höhenzüge hinunter nach Bielefeld, wo ich den Heiligen Abend bei Chambons verleben durfte. Noch ehe wir uns kannten, war er bei einem Elternabend des BK an mich herangetreten und hatte gesagt: „Sie sind wohl am Heiligabend ganz allein. Meine Frau und ich bitten Sie, doch den Abend bei uns zu verbringen.“

Abends las uns Chambon die Weihnachtsgeschichte nach dem Johannesevangelium: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“ Sogar ein kleiner Gabentisch war für mich aufgestellt, auf dem Andersens Bilderbuch ohne Bilder und eine kleine Dose norwegischer Sardinen lag, für die beginnende Hungerzeit ein köstlicher Schatz. Wir saßen den Abend plaudernd und musizierend beieinander. Ich schlief auf dem Kanapee und schlich mich in aller Herrgottsfrühe fort, um am andern Morgen rechtzeitig meinen Dienst in Arimathia zu beginnen.

Mit dem Beginn des Jahres 1917 sollte meine Tätigkeit in Arimathia aufhören. Ein neues schönes Arbeitsfeld wartete auf mich. Es muß schon vor dem ersten Januar gewesen sein, als mich Pastor Kuhlo von der Neustadt telefonisch zu einer Besprechung zu sich rief. Ich war ihm durch meine BK-Arbeit bekannt, da ihm die Jugendarbeit unterstand. Kaum war ich in seinem Zimmer, als er mich in seiner humorvollen Art feierlich auf seinen Stuhl setzte, damit

ich vor Schreck nicht umfielen. Ich war gespannt. Er eröffnete mir, daß der CVJM durch die Einberufung zum Heeresdienst seine Sekretäre verloren habe und dringend einen Berufsarbeiter brauche. Er hatte den Auftrag, mich zu fragen, ob ich bereit sei, die Arbeit zu übernehmen, falls ein Ruf an mich käme. Allerdings sei der Vorstand des CVJM bedacht auf seine Selbständigkeit und wolle daher „keine Katze im Sack“ kaufen. Daher müßte ich einen Abend mit den Herren zusammensitzen und aus meinem bisherigen Leben erzählen. Daraus wollten sie sich dann ein Urteil über mich bilden. Ich war, wie man sagt, platt. Aber ich meinte, in dieser Wendung Gottes gütige Hand zu erkennen. Wenige Tage später saß ich im Kreise von prächtigen, aufrechten Christen, deren einige ich schon aus der Gemeinschaft kannte. Das Gespräch verlief sehr brüderlich, und ich wurde als Hilfssekretär an den CVJM berufen. Als Entgelt bekam ich eine freie Station, wozu ein kleines Taschengeld kam, für das ich Pastor Michaelis in Predigt und Kindergottesdienst zur Seite stand. Damit hatte ich die übliche Besoldung eines Lehrvikars der preußischen Landeskirche. Ich glaubte mich damit aller materiellen Sorgen ledig und kam gar nicht auf den Gedanken, daß es sich nur um ein Existenzminimum handelte.

Dieses Bielefelder Jahr ist mir trotz mancher Not – es war der Hunger- und Steckrübenwinter! – in leuchtender Erinnerung. Für die Ausbildung für mein kommendes Gemeindeamt hat mir der Dienst am CVJM und die Arbeit in der Bielefelder Neustädtischen Gemeinde neben der Berliner Stadtmission und Bethel einen bedeutsamen Beitrag geleistet. Ohne daß es mir so deutlich zu Bewußtsein kam, nahm Gott meine Ausbildung in seine Hand und rüstete mich besser, als ein ununterbrochenes akademisches Studium es getan hätte, für den praktischen Dienst aus. Da ich tagsüber viel Zeit für mich hatte, blieb ich dauernd an der theologischen Arbeit, kaufte mir monatlich von meinem schmalen Salär ein Buch und las Kommentare zur Bibel, Kirchengeschichte und anderes.

Mit dem Anfang des neuen Jahres siedelte ich in die Volkshalle über. Gemütlich konnte man das Haus wirklich nicht nennen. Einst war es ein übel berüchtigtes Tanzlokal gewesen, das schweren Anstoß gab. Es soll vorgekommen sein, daß sonntags früh, wenn die Kirchgänger auf dem Weg in die gegenüberliegende Neustädtische Kirche waren, hier noch ein wildes Gejohle erklang, ja auch Messerstechereien unter den verspäteten Tanzgästen stattfanden. Die „Volks-Falle“ nannte die Bevölkerung dieses Etablissement mit dem Kaffeegarten davor. Man zeigte noch einen Raum, wo die Mütter ihre Kinderwagen mit den Sprößlingen abstellten, um ungestört tanzen zu können.

Um dieser Schande ein Ende zu bereiten, hatte Pastor Michaelis mit einem Kreis von christlichen Männern das Haus angekauft, den Saal als Gemeindesaal eingerichtet und die Nebenräume für Jugendarbeit zur Verfügung gestellt. Es war aber nicht allen früheren Gästen klar geworden, daß der Zweck dieses Hauses sich geändert hatte. So fanden sich manchmal zweifelhafte Gestalten beiderlei Geschlechtes ein, die man nicht ohne triftigen Grund an die Luft setzen konnte. Im Speisesaal hing daher ein großes Schild mit den Worten: „Jesus ist der Herr dieses Hauses und der Zuhörer jedes Gespräches.“ Das hat dann bald die Luft gereinigt.

Zu meiner Zeit hatten wir im Hause einen öffentlichen Mittagstisch für junge Männer, ein Soldatenheim, das aber wenig Besuch hatte, und einige Untermieter. Da im Winter die große Kohlennot einsetzte, konnte nur mein kleines Arbeitszimmer bescheiden geheizt werden. Hier war dann das sogenannte „Soldatenheim“, hier sammelte ich den Schüler-BK und abends die Männer zur Bibelstunde, hier spielten auch am Sonntagnachmittag ein paar Lehrlinge. Einige Wochen lang mußte auch hier der Mittagstisch der Dauergäste sein. Einer von diesen machte dann nach dem Essen gleich sein Mittagsschläfchen auf meinem Sofa. Außer diesem Zimmer hatte ich noch ein Schlafzimmer, das unheizbar war, zwei Außenwände hatte und an den andern Seiten an ungeheizte Räume stieß. Der Winter war ausnehmend kalt. Wenn ich aufwachte, glänzte die Wand am Bett von Eiskristallen, und an meinem Schnurrbart, den ich damals trug, hingen Eiszapfen. Das Wasser in meiner Waschschißel bestand nur noch aus Eis, das ich herausnahm und auf dem Boden schlittern ließ. Ich wusch mich mit einem schneeigen Eisbrei. Die Hausmutter, eine prächtige Kriegerwitwe, tat alles, um mich satt zu machen. Aber ohne Mehl, Kartoffeln und Fett war das schwer zu erreichen. Der Kaffee war aus Ersatzstoff, die Marmelade war aus Ersatzstoff. Steckrüben gab es in rauhen Mengen, aber sie machten nicht satt. Das Essen war das allgemeine Gesprächsthema. Aber den Hunger teilte ich mit der Jugend, der ich dienen sollte, und er ist mir nicht schlecht bekommen.

Was mich in diesem knappen Bielefelder Jahr reich machte, war das Leben in einer lebendigen Gemeinde. Fast täglich machte ich in der ganzen Stadt Hausbesuche, da die Vereinsmitglieder oder ihre Eltern überall verstreut wohnten. Es war ja böse Zeit: Krieg, Hunger und bald auch die Grippe-Epidemie. Da hatte ich Gelegenheit zu sehen und zu hören, wie die Menschen mit all den Nöten fertig wurden. Unvergeßlich ist mir das Gespräch mit einem Schuhmachermeister, der mir aus dem Brief seines Sohnes von der Front vorlas und in seiner westfälischen Aussprache mit Tränen

in den Augen sagte: „Und wenn er auch nicht wiederkommen sollte – wenn nur seine Seele gerettet wird!“

Am meisten Eingang fand ich unter Tertianern und Sekundarnern der Oberschulen. Es schien, als wollte hier ein geistlicher Wind wehen. Der Kreis erweiterte sich schnell. Wir machten viel Bibelarbeit, wanderten durch die schönen Buchenwälder des Teutoburger Waldes und taten mancherlei Dienst. Einige Jungen gingen sonntags in die Kaserne und verteilten Blätter unter die Soldaten. Eine wüste Rumpelkammer in der Volkshalle reinigten wir selbst mit viel Scheuerfesten und richteten es als BK-Zimmer ein. Eine kleine Jugendbibliothek entstand.

Mit einer kleinen Summe, die mir zum Ankauf der Bücher anvertraut war, hatte ich ein besonderes Erlebnis. Es waren vierzig Mark, die ich in meinem Zimmer aufbewahrte. Eines Tages war das Geld weg. Ich suchte erschrocken und aufgeregt, denn bei meinem schmalen Portemonnaie war es eine unersetzbar große Summe. In meiner Verlegenheit und Sorge kniete ich nieder und bat Gott sehr, mir das Geld zurückzugeben, das mir zu treuen Händen anvertraut war. Da in meinem Zimmer viel Fremde aus und ein gingen, war die Vermutung, das Geld sei gestohlen, nicht abwegig. Kaum hatte ich mein Amen gesagt, so stand ich auf, ging an meinen Schreibtisch, öffnete eine Schranktür, nahm ein Buch heraus und schlug es auf: die beiden Zwanzigmarkscheine lagen vor mir. Ich wußte damals und weiß auch heute nicht, wie das Geld hierher gekommen war.

Ich konnte die Probleme der Arbeit mit Pastor Kuhlo besprechen. Er war ein Schüler Hermann Cremers, des bekannten Greifswalder Theologen, und das gab seinem Zeugnis eine große reformatorische Klarheit. Ich lernte bei ihm aufs neue, daß ich kein Gesetz und keine Moral zu verkündigen hätte, sondern den biblischen Jesus Christus. Weil ich viel mit den Jungen umging, kannte ich ihre Sprache und ihr Interesse. Und weil ich selbst nicht theoretisierte, sondern gelernt hatte, praktisch aus der Bibel zu schöpfen, so hörten sie die Bibelarbeit gerne an. Der Kreis vergrößerte sich bald. Aus der Obertertia des Gymnasiums fehlten bald nur wenige. Wer heute noch spottete über unsern „frommen Verein“, war morgen auch dabei. Gewiß gab es viel, was jedem frischen Jungen Freude machte. Wir sind auch im Winter viel gewandert, zumal es ein paar Wochen Kohlenferien gab. Ehe wir losmarschierten, wurde ein geistliches Lied gesungen, und ich betete kurz um Gottes Bewahrung. Auch außerhalb unserer Jungenstunden trafen wir uns oft. Ich wurde der Berater und Seelsorger von 50 bis 100 Jungen. Dem einen gab ich lateinische Nachhilfestunden, den andern besuchte

ich am Krankenbett, dem dritten stand ich zur Seite nach dem plötzlichen Tode seines Vaters.

Weniger Geschick hatte ich bei den jungen Lehrlingen und Jungmännern des CVJM, die mehr Freude an Sport und Spiel hatten als am biblischen Wort. Aber hier hatten wir einen prächtigen Turnwart, der aus seinem Glauben kein Geheimnis machte. Wenn ich an seinen Turnstunden teilnahm, freute ich mich an seinen handfesten Schlußbandachten.

Persönlich bedeuteten mir die wöchentlichen Männerstunden viel. Ich hielt eine kurze Einleitung und wurde dann in eine lebendige Aussprache hineingezogen. Das Soldatenheim stand eigentlich nur auf Papier, immerhin habe ich aber mit zwei Soldaten durch längere Zeit hindurch ein seelsorgerlich-kameradschaftliches Verhältnis gehabt. Der eine, ein Junge vom Niederrhein, kam aus dem Lazarett. Er rang ganz bewußt um den Frieden seines Herzens und um Heilsgewißheit und blieb doch immer wieder diesseits der Schwelle stehen. Ich höre noch, wie er eines Tages seufzte: „Manchmal denke ich: wäre ich doch katholisch! Dann wäre alles einfacher.“ Ich verstand ihn zuerst nicht. Ist denn die katholische Bußdisziplin nicht viel umständlicher als das lutherische „sola fide“? Aber dann ging es mir auf, wie das ungebrochene Menschenherz doch lieber mit seiner eigenen Leistung paradiert. Schließlich ist es auch weit bequemer, die Sorge um die eigene Seele einem „geistlichen Kommissionär“ anzuvertrauen, als selbst im Gehorsam den Schritt der Beugung und des Glaubens zu gehen.

Ganz unfruchtbar blieb dieses Dreivierteljahr in Bielefeld auch nicht für meine Theologie. Auch abgesehen von den praktischen theologischen Übungen, in denen ich ja dauernd stand, suchte ich durch Selbststudium die Verbindung mit der theologischen Wissenschaft zu halten. Gewiß habe ich dabei viel gute Zeit mit Nebensachen verloren. Andererseits nötigte mich diese Selbständigkeit auch zu eigenem Denken, und meine Theologie bekam weniger den Charakter des Schulmäßigen. Ich predigte fast jeden Monat einmal. Von homiletischen Regeln hatte ich keine Ahnung. Die Pastoren hatten nicht Zeit, mit mir die Predigten durchzusprechen. Aber wenn ich die Predigten von damals, die noch in wörtlicher Niederschrift in meinem Besitz sind, durchsehe, so komme ich zu dem Urteil: Viel schlechter als heute habe ich damals nicht gepredigt. Meine Bindung ans Bibelwort schützte mich vor Irrwegen, auch wenn meine Exegesen nicht immer professörlischen Ansprüchen genügt haben mögen.

Viel gefährlicher war etwas anderes. Genährt durch gedankenloses und schädliches Loben einer Anzahl älterer Zuhörerinnen, be-

gann sich meine Eitelkeit wieder kräftig zu regen. Es ist nicht zu sagen, wieviel Unheil mit solch ungeistlichem Lob angerichtet wird. Man könnte nachträglich vor Angst nasse Finger bekommen, wenn nicht auch in dieser Zeit Jesus Mittel genug gehabt hätte, mich gründlich zu demütigen.

Noch immer stand ich unter polizeilicher Aufsicht und durfte daher den Radius meiner Ausflüge nicht zu groß werden lassen. Mein Drang in die Ferne bekam eine bescheidene Erfüllung, als ich aus dem benachbarten Bad Salzufflen gebeten wurde, auch dort einmal wöchentlich ein Schüler-BK zu halten. Das waren schöne Sommertage, wo ich mit der Bahn nach Herford fuhr, um dann durchs schöne Lipper Land in das Salzstädtchen zu wandern. Wir sammelten uns im Hause des Sup. Peters. An ihn denken viele Kurgäste dankbar zurück wegen seiner klaren und zentralen Predigten. Unter den Jungen war auch der Sohn eines benachbarten Rittergutsbesitzers. Es war wohl seine Großmutter gewesen, von der folgende Anekdote erzählt wurde. Sie war eine erweckte Frau und unterhielt sich gern mit ihrem Schäfermeister, einem Stillen im Lande, der eine Frucht der tiefgehenden Bauernerweckung im Lipper Lande des vergangenen Jahrhunderts war. Sie schätzte seine reifen geistlichen Urteile und scheute sich nicht, ihn je und dann um Rat zu fragen. So sprach sie einst mit ihm über ihr Kaffeekränzchen mit den benachbarten Damen: Ob es wohl gegen den Willen Gottes sei, dieses Kränzchen zu halten. Die Antwort lautete: „Aber warum sollte es denn unrecht sein, wenn Frau Baronin mit ihren Nachbarinnen Kaffee trinkt?“ – „Nun, ja – es wird doch oft über Abwesende gesprochen, und ich bin dann in Sorge, daß wir zu Klatschgeschichten kommen.“ – „Nun, da wüßte ich wohl Rat. Wie wäre es, wenn Frau Baronin nach dem Kaffeetrinken Bibeln austeilte und sie miteinander aus dem lieben Gotteswort läsen?“ – Die alte Dame lächelte: „Ach, mein teurer Bruder – ich fürchte, das hieße wirklich, die Perlen vor die Säue geworfen.“ Nun aber lächelte der treue Schäfermeister: „Unser lieber Herrgott bewahre unsere Frau Baronin davor, daß sie mit den Säuen zusammen Kaffee trinkt.“

Mit den Wanderungen mit dem BK und dem CVJM holte ich ein, was ich durch die besonderen Umstände meiner Kinderzeit versäumt hatte. Winters und sommers, tags und auch nachts sind wir über die Berge des Teutoburger Waldes gewandert, der damals noch in unberührter Einsamkeit lag. Im Stroh wurde übernachtet und draußen abgekocht. Die Wandervogelromantik habe ich auf diese Weise auch kosten dürfen.

Im September 1917 erlebte ich das fünfzigjährige Jubelfest der Betheler Anstalten. Draußen unter dem freien Himmel in der so-

genannten Waldkirche hinter der Zionskirche hielt Pastor Fritz von Bodelschwingh die Festansprache. Rund um die Kanzel standen in weitem Halbkreis die Bänke, auf denen wohl über tausend Menschen ihm zuhörten. Darunter viele Bauersfrauen in den schmucken, bunten Lipper Bauerntrachten. Ich selbst hatte mich auf den Waldboden in der Nähe der Kanzel gesetzt. Ich höre es noch, wie „Pastor Fritz“ – wie er in Bethel stets genannt wurde – laut in die Versammlung hineinrief: „Solch eine Anstalt gründen ist schwer, aber sie im gleichen Geist zu erhalten, ist viel, viel schwerer!“

Der gleiche Herbst brachte die Theologische Woche von Bethel, die durch lange Jahre hindurch in zweijährigem Turnus stattfand. Sie war eine Schöpfung Pastor Fritz von Bodelschwinghs und Professor Schlatters, der ein warmer Freund Bethels war. Schlatter kämpfte seit langem darum, die akademische Theologie aus ihrem Intellektualismus zu befreien. Es war kennzeichnend für ihn, daß er die Reihe seiner „Beiträge zur Förderung einer christlichen Theologie“ mit dem Heft begann: „Der Dienst des Christen“. Für ihn gab es keine Abstraktion. Theologische Denkarbeit war für ihn der gleiche Dienst des Glaubens wie die Diakonie Bethels. Auch litt er an der Entfernung der Theologie von der Gemeinde. Er hat uns später oft gesagt, wie er bedaure, daß die Kirche den Dienst des theologischen Lehrers nur auf seine Arbeit an den Studenten beschränke. Darum hatte er an diesen Theologischen Wochen sichtbare Freude – nicht nur, weil sie im Rahmen einer dienenden Gemeinde stattfanden, sondern auch Begegnung und Aussprache mit vielen reifen Christen ermöglichten. In Pastor Fritz von Bodelschwingh war die einzigartige diakonische Begabung des Praktikers verbunden mit einer scharfen theologischen Denkkraft.

Die Versammlungen zu den theologischen Vorträgen, die im großen Asapheum, dem Vortragssaal Bethels, stattfanden, standen jedermann offen. Pfarrer, Lehrer und Lehrerinnen, viele Nichttheologen, die kirchlich interessiert waren, Gemeindeglieder und Gemeinschaftsleute hörten den Vorträgen zu. Vor der Diskussion, die sich stets den Vorträgen anschloß, war eine kleine Pause. In dieser mußten alle Nichttheologen verschwinden. Das ging auf einen Wunsch Schlatters zurück. Es war berechtigt, daß die „Spezialisten“ über die sie bewegenden Probleme offenherzig miteinander reden konnten, ohne von solchen mißverstanden zu werden, denen die Problemstellung ungeläufig war. Man mußte einmal auch ungeschützt etwas sagen können, ohne daß man in Gefahr war, daß Worte aus der Debatte verzerrt in die Öffentlichkeit kamen. Die öffentliche theologische Polemik setzt große Sachkenntnis voraus und zugleich die Bereitschaft, zwischen Glaube und theologischer

Erkenntnis zu unterscheiden. Dagegen ist oft gesündigt worden. Man diskriminiert leicht einen theologischen Lehrer als „ungläubig“, weil er theologisch einen andern Weg geht als der Kritiker.

Diese Theologischen Wochen waren stets ein Ereignis und ein Verjüngungsbad für alte Theologen. Für junge aber, wie ich, ein starker Antrieb zu eigener Arbeit. Schlatter sprach in seinen Referaten über den Heiligen Geist. So eindeutig und klar hatte ich noch nie über die Realität und Wirksamkeit des Geistes sprechen gehört. Hier ging mir auf, daß die Frage nach dem Heiligen Geist die zentrale Frage des Neuen Testaments ist. Ich war froh, daß mich der Schweizer Dialekt Schlatters beim Zuhören kaum behinderte. Ich war in Riga auf der Sprachgrenze aufgewachsen. Von klein auf mußte mein Ohr neben dem baltischen Dialekt des Deutschen auch die russische und lettische Sprache hören. Das kam mir jetzt zugut. Ich verstand Schlatter besser als viele meiner Kommilitonen aus dem Reich. Unter seinen Vorträgen erwachte in mir neu stürmisch das Verlangen, mein Studium an der Universität fortsetzen zu können. Zu Füßen dieses Mannes sitzen zu dürfen – sollte mich das nicht auch zu einem wirklichen Theologen machen? Ich wagte, ihn anzureden, und erzählte ihm von meiner politischen Lage als russischer Staatsangehöriger unter Polizeiaufsicht, drückte dabei auch meine Sorge aus, daß dadurch eine Immatrikulation in Tübingen schwierig sein würde. Schlatter sprach gleich in sichtbarem Interesse für meinen Weg mit mir. Er versprach, alle äußeren Hindernisse zu beseitigen, und riet mir dringend, zum Wintersemester 1917/18 nach Tübingen zu kommen. Ein paar Zeugnisse auch aus Berlin würden dabei nicht schaden. Ich war überglücklich. Zugleich aber war ich gespannt, wie alle Hindernisse und Hemmungen überwunden würden. Noch hatte ich kein Geld. Ob die Polizei mein Gesuch bewilligen würde, war auch nicht gewiß. Ich fing gleich den nötigen Papierkrieg an, erbat mir von Professor Seeberg in Berlin und von Pastor Schwartzkopff die nötigen Empfehlungsschreiben. Letzterer hatte mir beim Abschied vor einem Jahr so herzlich angeboten, mir in dringendem Fall mit Geld auszuhelfen, daß ich ihn nun um seine Hilfe bat. Diese Bitte war nicht vergeblich. Aber ehe es zu einem Umzug nach Tübingen kam, trat noch ein entscheidendes Ereignis ein.

Am 2. September 1917 überschritten die deutschen Truppen unter Führung des Generals Hutier die Düna oberhalb Rigas und besetzten meine Heimatstadt. Was meine Eltern und Geschwister in jenen entscheidungsvollen und aufregenden Tagen erlebten, davon hörte ich erst später. Die Zeitungsnachrichten regten mich begreiflicherweise sehr auf, denn seit zweieinhalb Jahren hatte ich von den

Meinigen nicht mehr als gelegentliche kurze Lebenszeichen ohne viel konkreten Inhalt bekommen. Nun schien die Zeit gekommen, wo wir wieder in Austausch und Gemeinschaft treten konnten.

Dieser Augenblick kam schneller, als ich erwartet hatte. Einer der Soldaten, die durch Rigas Straßen marschierten, war mit mir im Kirchenchor der Berliner Stadtmission zusammen gewesen. Jetzt fiel ihm plötzlich ein, daß ich Rigenser war. Er erkundigte sich nach der Wohnung meiner Eltern, besuchte sie und erzählte von der Begegnung mit mir. Und eines Morgens bringt mir die Post ein Feldpostbrieflein – mit der Handschrift meiner lieben Mutter! Damit hatte ich die Gewißheit, daß die Meinen die kritischen Tage gut überstanden hatten und die Frontgrenze zwischen uns gefallen war. Nach aller Spannung war meine Freude überwältigend. Ich lief mit dem Brief in der Hand ins benachbarte Pfarrhaus zu Pastor Kuhlo, der gerade auf einer hohen Leiter am Birnbaum stand, um die Früchte zu ernten. Er freute sich herzlich mit mir und übergab mir gleich die schönste und größte Birne als Freudengabe. In der späteren Zeit haben wir beide oft an diese fröhliche Szene gedacht.

Bei aller Freude war ich doch nicht ohne Bangigkeit. Als ich die Eltern verlassen hatte, war ich noch wie ein unreifes Kind. Die wenigen Jahre hatten mich gereift und selbständig gemacht. Unter dem starken Einfluß der Mutter wäre vielleicht mein innerer Weg anders gegangen. Sie hatte stets meinen Geschmack und meine Geistesrichtung bestimmt. Ich hatte das nicht als Zwang empfunden, denn unsere Mutter war fröhlich, lebensbejahend und wußte uns mit ihren vielseitigen Interessen das Leben reich genug zu gestalten. Wir hatten es gut zu Hause, sehr gut. Aber unsere Mutter hatte durch Eindrücke, die mir unbekannt geblieben sind, eine starke Abneigung gegen alles Gemeinschaftswesen und den Pietismus. Es würde für mich nicht ohne Konflikte abgehen. Das wußte ich. Daß ich meinen Glauben nicht verleugnen durfte, war mir deutlich. Aber ein Widerspruch gegen die Mutter ohne Verletzung der Liebe würde nicht leicht sein. Aber ich fürchtete mich auch vor mir selber. Das alte Kinderglück im Schoß des väterlichen Hauses lockte mich mächtig. Würde dann alles wieder werden wie einst? Würde ich wieder in das harmlos genießende Leben zurücksinken? Wie wird es mit meinem Dienst für Jesus? Ich hatte Angst, daß ich in den Sog des beschaulichen Lebens meiner Kindheit zurückfallen könnte. In dieser Not ging ich zu Pastor Michaelis. Er verstand mich gut. Sein Rat war kurz und klar: „Schreiben Sie einen Brief und brennen Sie sich die Rückzugsbrücken ab!“ Ja, das war das Rechte. Ich schrieb einen langen Brief. Ich habe um die rechten Worte gerungen. Ich erzählte alles: vom Alleinsein in Berlin, von meinem inneren Erle-

ben im Sommer 1915, von der Stadtmission und meinem Dienst, vom Studium, von Bethel und Bielefeld. Vor allem davon, daß ich ein neues Verhältnis zu Gott gefunden hätte und daß ich bäte und hoffte, Verständnis dafür zu Hause zu finden.

Als mir meine Mutter nach Jahren den Brief zum Lesen überließ, hatte ich den Eindruck: der Brief war recht. Ich hatte nichts übertrieben. Ich hatte versucht, in der nüchternen Sprache zu schreiben, die bei uns zu Hause gesprochen wurde. Wenn ich auch keine ausführliche Antwort bekam, so wurde das Geschriebene gelten gelassen. Erst beim persönlichen Treffen, das Monate später stattfand, gab es die nötigen Aussprachen, die Brücken schufen, aber auch Grenzen setzten. Nur wer das sehr enge und glückliche Familienleben unserer Kindheit kannte, versteht die Not, die ich damals durchmachte.

Wenn ich unabhängig von dieser neuen Verbindung nach Hause zur Fortsetzung meines Studiums drängte, so wird mich noch eine andere Begegnung dazu angetrieben haben, obwohl mir dieses Motiv damals noch nicht bewußt war.

Pastor Flemming, der mir in Berlin ein väterlicher Freund geworden war, hatte mich zu Pfingsten 1917 nach Neustrelitz eingeladen, wo er seit einem Jahr Pastor war. Neustrelitz? Wo liegt denn das? Kommt das Städtchen nicht bei Fritz Reuter vor? Ach ja, vor drei Jahren waren wir auf dem Weg nach Kopenhagen an Neustrelitz vorbeigefahren und freuten uns des seen- und waldreichen Landes. Nun sollte ich dort Pfingstferien machen. Das lockte. Die Tage wurden dann wundervoll. Flemming war von einem fröhlichen Optimismus. Viel Jugend strömte seiner Verkündigung zu. Es war wie eine kleine Erweckung. Ich wohnte bei Flemmings, ging viel spazieren durch den Schloßpark, den Tiergarten, die Fasanerie. Trotz Krieg und Not schien alles wie im Frieden zu schlummern. Gern hätte ich all das Schöne in diesem kleinen Residenzstädtchen mit den Meinen erleben mögen! Hier im Hause Flemming lernte ich ein junges Mädchen kennen, die durch völlig mißglückten Religionsunterricht am Gymnasium in Dresden ihren Kinderglauben verloren hatte und durch eine Predigt Flemmings in die Nachfolge Christi gerufen war. Jesu Frage aus Johannes 5: „Willst du gesund werden?“ wurde für sie entscheidend. Bei einem gemeinsamen Spaziergang mit Flemmings tauschten wir die Erfahrungen über unsere inneren Führungen aus.

Als ich nach Bielefeld heimkehrte, war ich für mich selbst unbegreiflicherweise in Unruhe darüber, daß der Abschluß meines Studiums noch in so weiter Ferne lag und ich für Zukunftspläne keine Möglichkeit sah.

## 5. TÜBINGEN (1917/18)

*In der alten Neckarstadt – Meine Studentenbude – In der Gemeinschaft am „Faulen Eck“ – Die DCSV – Professor Adolf Schlatter – Professor Paul Wurster – Weihnachten in Tübingen – Die Reise nach Riga – Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern – Verlobt!*

Tübingen! Gewiß hatte ich mir in jenen Jahren die romantische Veranlagung des jungen Balten erhalten. Es wäre sehr begreiflich gewesen, wenn ich nach der Enttäuschung in Dorpat und den wiederholten Unterbrechungen meines Studiums nun ein fröhliches Semester mit „freiem Burschenleben“ und ähnlichen Dingen gewünscht hätte. Aber davon konnte keine Rede sein. Es war noch immer Kriegszeit. Die Zukunft meiner Angehörigen und der baltischen Heimat war noch ungewiß. Die letzten Wochen in Bielefeld waren erfüllt mit Abschiedsbesuchen und mit Gängen zu Behörden, so daß ich gar keine Zeit hatte, mir ein Bild davon zu machen, was meiner wartete. Ich wollte studieren. Ich wollte mit meiner Ausbildung vorankommen und nicht mehr so viel Zeit verlieren. Nachträglich sehe ich allerdings immer nur staunend, wie all die sogenannten Zeitverluste in Gottes Hand zu sehr gewinnreicher Vorbereitung auf meinen kommenden Dienst wurden. Daß ich mich in Tübingen der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV) anschließen wollte, stand bei mir fest. Im übrigen machte ich keine konkreten Pläne.

Und doch sollte das Jahr 1918, das den Untergang des alten Kaiserreichs herbeiführte und auch so viele meiner menschlichen Ideale begrub, mir viel neuen Reichtum bringen, daß ich nur immer neu überrascht war über die wunderbaren Führungen meines Gottes.

An die Reise nach Tübingen erinnere ich mich noch gut. Durch die noch bestehende Polizeiaufsicht, aber auch genötigt durch mein arg schmales Portemonnaie, war ich von Bielefeld aus kaum über Gütersloh, Herford und Detmold hinausgekommen. Von den Höhen des Teutoburger Waldes sah ich aus der Ferne die Schlote von Hamm rauchen. Oder auf der anderen Seite den blauen Kamm der Weserberge. Trotz der Schönheit Bielefelds und seiner Umgebung hatte mich oft das Fernweh gepackt. Durch die früheren Sommerreisen mit den Eltern wußte ich von Deutschlands Schönheit. Als ich nun im Zug nach dem Süden saß und aller Abschied hinter mir lag, erwachte in mir die Vorfreude auf neue Entdeckungen. Als wir bei der Abendsonne durch das herbstliche Rheintal fuhren, leuchteten die Rebberge im Goldlaub. Ich stand am Fenster des letzten

Wagens und schaute hinaus. Der Rhein! Von klein auf hatten mir die Eltern in ihren Berichten den deutschen Rhein lieb gemacht. In meinen Jugendbüchern las ich viel von seiner Geschichte und Sage. Vor neun Jahren hatte ich hier unvergeßliche Wochen verlebt. Die Wehmut der Erinnerung mischte sich mit der Spannung auf das Kommende.

Als ich am nächsten Morgen fröstelnd aus meinem tiefen Schlaf auf der Holzbank erwachte, war es draußen neblig. Ich sah Obstbäume und sanfte Höhenzüge. Der Zug stieg hinter Bruchsal langsam aus dem Rheintal in die Höhe. Über Stuttgart und Cannstatt ging mein Bähnle das Neckartal hinauf, Tübingen entgegen. Zum ersten Mal sah ich die charakteristischen Abhänge der Schwäbischen Alb, die aussehen, als hätte man Badewannen umgestülpt.

Und dann kam Tübingen. Bei strahlender Oktobersonne ging ich mit meinem Kofferchen über die Neckarbrücke. Die alte Universitätsstadt zeigte ihre ganze Schönheit. Ich blieb staunend stehen. Über die schmalen Ufergärten am Neckar mit den sich ins Wasser neigenden Weiden schoben sich die bunten hochgiebeligen Häuser hinauf auf den Burgberg, gekrönt vom hohen Dach der Stiftskirche. Wie eine Mutter thront sie inmitten ihrer Kinder. Selbst die alte Aula und die Burg, die immerhin auch Jahrhunderte zählen, ducken sich unter ihre Flügel. Und auf der Neckarinsel leuchtete das bunte Laub. Das also war Tübingen!

Ich fragte mich nach dem Oesterberg durch und ging in das DCSV-Haus. Hier traf ich zum Mittagstisch eine kleine Studentengruppe, zum Teil Schweizer, zum Teil Verwundete oder Leidende, die für den Krieg nicht mehr in Frage kamen. Was mir äußerlich gleich auffiel, war das nahrhafte mehrlreiche Essen, das mich nach meiner Bielefelder Hungerkur in den nächsten Monaten zum ersten Mal in meinem Leben fast korpulent machte. Ein lungenkranker Theologe in Landseruniform empfahl mir auf meine Frage nach einer geeigneten Studentenbude, in die Rappstraße zu gehen, wo bei Frau Stadtpfarrer Schweitzer immer CSVer gewohnt hätten. Ich machte mich also ins Ammertal auf. Als ich das weißhaarige, mütterlich-gütige Gesicht der Pfarrerswitwe sah und ihren herzlichen schwäbischen Dialekt hörte, war ich schon entschlossen, ehe ich das gemütliche Eckzimmer gesehen hatte. Wiederholt sagte Frau Schweitzer: „Vielleicht schauen Sie sich doch erst ein paar andere Zimmer an, ehe Sie es mieten.“ Aber ich habe meinen schnellen Entschluß nie bereut. Bis zu ihrem Tode blieb sie mir eine liebe mütterliche Freundin. Sie hatte in jenem Krieg den Sohn, der um seiner Glaubenshaltung willen ihrem Herzen besonders nahe stand, in Serbien verloren. Einst berichtete sie mir, daß sie auf einem

Gang durch die Stadt eine Jugendfreundin getroffen hätte, die durch die Nachricht vom Soldatentod ihres Sohnes ganz fassungslos war. Aus ihrem eigenen Mutterschmerz heraus konnte sie jene mit den Worten trösten: „Wenn ich nicht wüßte, daß Gott mir das angetan hat, so könnte ich es auch nicht tragen.“

Meine Studentenbude gewann ich bald lieb und denke gern an die Monate zurück, während deren ich sie bewohnte. Ein gemütliches kleines Sofa stand in der Ecke mit einem Tisch, an dem ich öfters Kommilitonen zu Besuch hatte. Verließen sie mich, so mußten sie unten an meinem Fenster vorübergehen, um auf die Straße zu kommen. Dann waren sie nicht sicher, ob ich über ihren Häuptern nicht ein Glas Wasser auskippte. Einer von ihnen ließ sich vorsorglich von mir ein Buch und hielt es über seinem Kopf in der Überzeugung, daß ich mein Eigentum nicht durch einen Wasserguß beschädigen würde. Neben dem Sofa stand ein Bücherregal, das wohl gefüllt war. Da aber die meisten Bücher aus der Betheler Brocken-sammlung stammten, wurde ich von meinen Kommilitonen schwer verspottet. Zum Schreiben hatte ich ein Stehpult, das mir lieb war. Oft stand ich schon um fünf Uhr morgens auf, um die Frühe zum Studium zu benutzen. Damit störte ich meine Wirtin nicht. Dagegen beklagte sie sich, daß ich auch im kältesten Winter stets bei offenem Fenster schlief, so daß die Kälte in die übrige Wohnung drang. Manchmal lag in der Frühe frischgefallener Schnee im Zimmer, ohne zu tauen.

Im Sommer 1914 war ich vom Krieg überrascht worden, darum besaß ich nur einen leichten Sommermantel. Zu einem warmen Mantel langte es bei weitem nicht. Und da der Sommermantel ohnehin die Kälte nicht abhielt, verzichtete ich ganz auf ihn. Wurde mir kalt – und der Winter 1917/18 war zeitweise sehr kalt und schneereich – so fing ich an zu laufen. Auf diese Weise gewann ich Zeit und bekam es warm.

In der DCSV war ich zuerst nicht recht zu Hause. Ich merkte es den Gesprächen derer an, mit denen ich Mittag aß, daß sie mehr die gute leibliche Nahrung als die Christusbotschaft suchten. Öfters wurde mit leichtem Spott über die „christlichen“ Studenten gesprochen. Ich fühlte mich einsam und suchte Gemeinschaft. Am „Faulen Eck“ gegenüber dem Evangelischen Stift, wo die württembergischen Theologen ihr Internat hatten, war das evangelische Vereinshaus. So oft ich aufs Schloß Hohentübingen hinaufwanderte, um die herrliche Aussicht auf die Alb von der Achalm bis zur Hohenzollernburg zu genießen, kam ich an diesem Hause vorbei und bemerkte, daß sich dort zweimal wöchentlich eine landeskirchliche Gemeinschaft versammelte. Was das bedeutet, wußte ich seit Biele-

feld. Ich begann, die Stunden regelmäßig zu besuchen. Wie in den meisten württembergischen Gemeinschaften dienten auch hier keine besoldeten Prediger, sondern Brüder aus dem eigenen Kreise oder aus der Nachbarschaft. Von der Vielgestaltigkeit des schwäbischen Gemeinschaftslebens hatte ich damals noch keine Ahnung. Ich wußte nichts von Hahnischen und altpietistischen Stunden, von der Süddeutschen Vereinigung und von Liebenzell. Ich war, ohne es zu wissen, in eine Stunde des Württembergischen Brüderbundes geraten. Erst vierzig Jahre später, als ich von Korntal aus Vorsitzender dieses Bundes wurde, erinnerte ich mich meiner einstigen Mitgliedschaft in Tübingen.

Die Leitung des Kreises lag in den Händen zweier Brüder, deren alter Vater ein Korntaler war. „Korntal! Das wäre etwas für Sie! Da würden Sie sich wohl fühlen. Sie sollten es kennenlernen“, sagte meine Zimmerwirtin einst prophetisch zu mir. Wie hat sie doch recht behalten! Zum leitenden Bruderrat gehörte auch der Polizeimeister vom Rathaus. Nachdem ich monatelang regelmäßig die Stunden im Vereinshaus besucht hatte, sollte ich als Mitglied aufgenommen werden. Es war Sitte, daß die männlichen Mitglieder mit dem Bruderkuß begrüßt wurden. Und so kam es, daß mir, dem „feindlichen Ausländer“, der Tübinger Polizeimeister einen Bruderkuß gab. Das wäre in Preußen gewiß nicht passiert.

Alle Monate mußte ich auch weiterhin auf dem Rathaus erscheinen und mir durch einen Beamten bescheinigen lassen, daß ich noch da sei. Das war eine fröhliche Angelegenheit. Das schöne Rathaus am Marktplatz ist mir dadurch noch lieber geworden, daß ich es allmonatlich verlassen konnte mit dem wohligen Gefühl meiner vollberechtigten Existenz. Einmal hatte ich allerdings einen nicht geringen Schrecken. Auch hier in Tübingen hatte ich die Auflage erhalten, den Polizeibezirk nicht zu verlassen. Dennoch hatte ich ein unbeschwertes Gewissen, wenn ich auf den Roßberg stieg oder die Salmendinger Kapelle besuchte oder gar die Hohenzollernburg, den romantischen Ritterbau König Friedrich Wilhelms IV., besichtigte. Denn ich wußte, daß der Krieg dadurch nicht verlorengehe, daß Hans Brandenburg sich der Schwäbischen Alb freute. Als ich aber einst von solch einer Wanderung heimkehrte, sagte meine Wirtin zu mir: „Herr Brandenburg, zweimal ist ein Beamter von der Polizei dagewesen, Sie möchten so bald als möglich zur Wache aufs Rathaus kommen.“ Ein Schreck durchfuhr meine Glieder. Zwar fürchtete ich nicht, gleich verhaftet zu werden, aber schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Tübingen hatte ich beim Oberamt ein Gesuch eingereicht, in das von den deutschen Truppen besetzte Gebiet reisen zu dürfen, um zu Weihnachten mei-

ne Eltern in Riga zu besuchen. Fast täglich ging ich auf dem Weg zur Universität ins Oberamt und fragte, ob die Antwort vom Oberkommando-Ost schon vorliege. Stets sah ich geschüttelte Köpfe. Und ich wollte doch so gerne zu Weihnachten nach drei langen Jahren zum ersten Mal zu Hause sein! Nun schien mein Plan aufs höchste gefährdet: Ein Minuspunkt in meinen Papieren hätte zu einem dicken Strich durch meine rosaroten Hoffnungen werden können. Mit einem Stoßseufzer nach oben machte ich mich auf den Weg zum Rathaus. Die Beamten schienen mich besonders ernst zu begrüßen und sagten nur: „Gehen Sie nur hinein, der Alte wartet schon auf Sie!“ Ich rückte meinen Schlips zurecht und ging dann mutig hinein in die Höhle des Löwen. Der Polizeimeister schloß feierlich die Tür hinter mir, und ich versuchte, die Miene des armen Sünders aufzusetzen. Dann begann er: „Lieber Bruder, könnten Sie wohl am kommenden Sonntag den Kindergottesdienst übernehmen?“ Ein Stein polterte von meinem Herzen: Darum also suchte mich die Polizei!

Im Laufe der nächsten Wochen stießen noch eine ganze Anzahl Kommilitonen zu unserem DCSV-Kreis. Ohne besondere Planung ergab es sich, daß wir auf der Bude eines kriegsbeschädigten Kommilitonen mit einem Bibelkreis begannen. Dieser Kreis, wo wir abwechselnd die Einleitung hielten, wurde eigentlich die Urzelle einer Erneuerung der DCSV nach Schluß des Krieges. Es blieb zwar zuerst nicht aus, daß wir von den andern ein wenig als fromme Eigenbrötler angesehen wurden, aber am Ende des Wintersemesters war ich völlig überrascht, als ich einstimmig für den Sommer zum neuen Senior gewählt wurde. Ich hatte nicht entfernt daran gedacht, daß man mir diese Verantwortung zumuten würde. Seit Dorpat litt ich unter einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl, das ich auch durch meine Hinkehr zu Jesus nicht verloren hatte. War ich als Gymnasiast oft sehr selbstbewußt gewesen, so war in Dorpat dieses Selbstvertrauen gründlich zerbrochen. Sollte ich dennoch die Gabe der Leitung haben und die Verantwortung für den ganzen Kreis übernehmen können? Daß ich mich dann dieser Aufgabe nicht entzog, verdanke ich einem engeren Kreis von Kommilitonen, die mich ermutigten und zur Mitarbeit jederzeit bereit waren.

Adolf Schlatter beherrschte mit seiner Persönlichkeit und seiner Theologie die Fakultät. War sein Hörerkreis vor dem ersten Weltkrieg relativ klein, so langte hernach das auditorium maximum kaum aus. Meine Erwartungen, mit denen ich im Blick auf ihn nach Tübingen kam, wurden weit übertroffen. Zwar habe ich Schlatter damals in seinen Gedanken bei weitem noch nicht verstanden. Aber

er stellte mir die Weiche und brachte mich auf die Spur. In diesem ersten Semester hörte ich bei ihm das Lukasevangelium und die Korintherbriefe und konzentrierte auf diese beiden Kollegs die meiste Zeit und Kraft. Ich schrieb fleißig nach, arbeitete die Nachschrift der Vorlesung am gleichen Tage aus und übertrug ihren Inhalt in Stichworten auf den breiten Rand meines griechischen Nestle-Testaments. Hätte ich nur immer so fleißig gearbeitet! Aber manchmal packte mich das Fernweh. Als ich eines Tages im Winter auf die Burg hinaufstieg und die schneebedeckte Alb vor meinen Augen lag, ließ ich alles liegen und stehen und zog, weil ich keinen Reisegefährten fand, allein auf die Alb, übernachtete in Hechingen im Gasthof und wanderte am nächsten Tag über Höhen und Täler. Fast wäre ich im Schnee steckengeblieben. Zuletzt landete ich übermüdet und mit nassen Füßen in einem „Goldenen Lamm“, ließ mir ein paar Eierkuchen gut schmecken, um dann ernüchert und kleinlaut heimzufahren.

Schlatter kümmerte sich um unsern DCSV-Kreis wie ein Vater. Er war jederzeit zu einer Bibelstunde bereit, die wir von ihm erbaten. Selbstverständlich bestand auch in der Kriegszeit montags der sogenannte „Offene Abend“, wo wir Studenten uns unangemeldet um ein halb neun bei ihm einfinden durften. Ein paar Flaschen Bier und einige Flaschen Sprudel für die Abstinente standen auf dem Tisch. Pünktlich ein halb neun Uhr erschien der Professor mit brennender Zigarre. Punkt ein halb elf stand er auf und entließ uns. Das Thema des Gesprächs überließ er uns. Es brauchten keine theologischen Probleme zu sein. Wir Studenten staunten über die Vielseitigkeit seiner Interessen. Eines Abends erzählte er, er hätte soeben die Erinnerungen des Anarchisten Kropotkin gelesen und sei sehr angetan von ihnen: „Ein Tropfen Religion, und der Mann wäre hinreißend gewesen!“ Da ich im gleichen Semester auch Vorlesungen über die prähistorische Anthropologie bei Professor R. R. Schmidt hörte, brachte ich einmal das Gespräch auch auf dieses Thema. Dieser Professor machte aus seinem Unglauben kein Geheimnis. Aber die Vorlesung packte mich ungemein. Und so wagte ich im Offenen Abend zu Schlatter zu sagen, ich käme aus diesen Vorlesungen erbauter heraus als aus mancher Predigt in der Kirche. Ich erwartete eine Zurechtweisung, die bei Schlatter recht deutlich werden konnte. Stattdessen sagte er zustimmend: „Verstehe ich gut! Ich sagte Ihnen ja schon öfters: Wir haben viel zu viel Buchreligion!“ Bekanntlich betonte er auch in seiner Theologie immer wieder den „Sehakt“. Richtig sehen und beobachten ist eine bessere Grundlage zu urteilsfähigem Denken als die reine Abstraktion. Es war bekannt, daß unser Professor in den Ferien botanisie-

rend durch seine Schweizer Heimat wanderte und eine beachtliche Pflanzenkenntnis besaß. Auch das gehörte zu seiner Theologie. Trotz seinem Wort gegen die Buchreligion stärkte er in der Vorlesung und in der Bibelstunde unser Vertrauen zum Bibelwort. Im Gespräch sagte er einmal etwa: Bei aller denkenden Bemühung und Forschung sei er von sich aus überzeugt, daß das Bibelwort zuletzt seine volle Bestätigung finden werde. Bei einer der ersten Bibelstunden empfahl er uns, als eines der wichtigsten theologischen Bücher Martin Käblers „Dogmatische Zeitfragen“. Schon am nächsten Tage kaufte ich mir die drei Bände bei Heckenhauer.

Ein andermal sagte ein junger Theologe, der frisch aus Marburg kam und von der dortigen Theologie sehr angetan war: „Nun, Herr Professor, wir können doch heutzutage nicht mehr an Engel glauben!“ Schlatters Antwort war für ihn typisch. Er sah den Sprecher fröhlich mit einem Seitenblick an, stieß einige seiner charakteristischen Lachtöne hervor und sagte dann nur: „Wir? Wir? Ich bitte, mich von diesem Wir auszuschließen.“ Damit war für ihn das Thema erledigt. – Wir Studenten waren mit den Antworten unseres Professors keineswegs immer zufrieden. Aber es gehörte zu seiner „sokratischen Methode“, daß Adolf Schlatter nie runde Antworten auf Fragen gab. Wir sollten selbst lernen, nachzudenken. Er wollte keine Beugung unter seine Autorität. Seine Antworten halfen uns zu den richtigen Prämissen. Die Folgerungen sollten wir selber ziehen. So blieb oft vieles offen. Wir waren aber kaum der Schule entwachsen und waren gewöhnt, fertige Resultate mitzunehmen. Jede Form von Orthodoxie lehnte Schlatter ab. Für ihn gehörte die Denkarbeit auch zu unserem Gottesdienst. Aber wie alle Nachfolge Jesu ihre Knechtsgestalt hatte und die Gnade brauchte, so war auch das theologische Denken ohne die Gnade nicht möglich. Der Glaube war ihm die Voraussetzung eines christlichen Denkens. „Gottgemäß denken“ mußte die Aufgabe lauten.

Aber darum litt Schlatter an unserem Denkunvermögen ebenso sehr wie an unserer Sünde. Einmal fragte ich ihn im Offenen Abend, ob unser Christenglaube auch echt sei, da wir für ihn nicht zu leiden brauchten, während doch die Bibel das Leiden als Kennzeichen des Glaubens bezeichnete. Schlatter antwortete zuerst mit einem Seufzer: „Herr Brandenburg, ist das etwa kein Leiden für uns Professoren, wenn die Studenten immer wieder dieselben dummen Fragen stellen?“ Nun, wir waren seine ironischen Antworten gewöhnt, von Übelnehmen durfte keine Rede sein. Im Ernstfall war Schlatter zart und liebevoll wie ein Vater. Auch das habe ich erfahren. Hier kam die eigentliche Antwort hernach: „Es ist ja nicht gleich nötig, daß wir um unseres Glaubens willen gequält

oder geschlagen werden. Als Christen leiden wir darunter, daß Gottes Gebot um uns her verachtet und übertreten wird. Wenn wir unter der Verunehrung Gottes nicht leiden, so sollten wir allerdings die Echtheit unseres Glaubens in Frage stellen.“

In nahe Verbindung trat ich auch mit dem Stadtpfarrer Theo Schlatter, dem Sohn des Professors, dem späteren Prälaten. Er war öfters in unserem DCSV-Kreis, berichtete interessant von seiner Palästina-reise und zog mich in die Arbeit der Schülerbibelkreise hinein, was mir besonders in den Semesterferien Freude machte. Einmal lud er mich nach Stuttgart ein, wo ich vor einem geladenen Kreise im „Herzog Christoph“ Gelegenheit hatte, über die Geschichte des Baltenlandes zu berichten, das damals durch die Kriegslage in besonderer Weise das Interesse weckte. Hier lernte ich auch kurz den Rektor Dietrich kennen, einen charaktvollen Vertreter der alten Generation unserer Gemeinschaftsbewegung.

Neben Schlatter danke ich Professor Wurster, dem Ordinarius für praktische Theologie, für viel Anregung und Rüstung für das kommende Amt. Wurster war ein Beispiel dafür, daß man in Württemberg auch als Schüler Ritschls ein Freund des alten Pietismus bleiben konnte. Er war als junger Pfarrer unter dem Einfluß Gustav Werners gewesen. Dieser originelle Mann ist bei uns im Norden viel zu unbekannt geblieben. Er war nicht nur ein Träger der Erweckung und einer der Väter der Inneren Mission, sondern auch einer der wenigen Männer jener Generation, die die entstehende Industrialisierung Deutschlands als ein soziales Problem erster Ordnung ansahen. Die Fabrik als Verwirklichung christlicher Gedanken – das war sein Ideal. Mit ungeheurem Opfermut und wagem Glauben versuchte er, Fabriken auf genossenschaftlicher Grundlage, fast möchte man sagen: auf dem Boden eines christlichen Kommunismus, zu gründen. Seine entschlossene soziale Gesinnung war es besonders, was Wurster an ihm bewunderte. Wir machten mit ihm eine Exkursion nach Reutlingen, um das dortige Brüderhaus und seine industriellen Werkstätten kennenzulernen.

Wurster wirkte weniger durch eine originelle Theologie als durch seine praktische Schulung, was ja seiner Disziplin entsprach. Sein homiletisches und katechetisches Seminar brachte mir mehr als seine Vorlesung über Sozialethik.

Seine Kritik war mit Recht gefürchtet. Unvergeßlich ist mir seine Zensur, als ich ihm eine meiner Bielefelder Predigten, die ich für besonders gut hielt, brachte. Seine Kritik war vernichtend. „Meinen Sie doch nicht, daß Ihre geistreichen Randbemerkungen zum Bibelwort schon eine Predigt seien!“ Nachträglich bin ich ihm für seine Zurechtweisung sehr dankbar. Er hat mich von einer falschen Rhe-

torik heilen wollen, jedenfalls mir ihre Gefahr gezeigt. Damals traf mich der Schlag allerdings hart. Nach unserer Unterredung wanderte ich stundenlang allein durch den Schönbuch und erwog das einzige Mal während meiner Studienzeit ernsthaft, ob ich nicht doch umsatteln sollte, etwa zur Naturwissenschaft oder zur Geschichte, zwei Fächer, die mich immer angezogen hatten. Ob ich je würde predigen können, war mir fraglich geworden. Wurster hatte seiner Kritik noch einen Rat hinzugefügt, für den ich ihm zeitlebens besonders dankbar blieb. Er sagte: „Gehen Sie mal gelegentlich auf die Alb und hören Sie zu, wie unsere Albbauern in der Stunde die Schrift auslegen. Bei denen könnten Sie noch etwas lernen.“ Diesen Rat habe ich mit viel Gewinn befolgt. Professor Wurster hat mir später im homiletischen Seminar wiederholt Predigtaufgaben gestellt, bei denen seine Kritik milder ausfiel. Besonders denke ich mit Herzklopfen an die Predigt auf der Kanzel von Lustnau. Wurster verbot uns, irgendeinen Merktzettel, geschweige denn das Manuskript der Predigt, auf die Kanzel mitzunehmen. Wäre das doch allezeit Tübinger Grundsatz geblieben! Wie leicht schiebt sich das Blatt Papier wie eine Schranke zwischen Redner und Hörer! Ich selbst bin allerdings meinem Professor auch nicht ganz treu geblieben: Ein kleiner Merktzettel liegt stets in meiner Bibel beim Predigen. Aber bis dahin hatte ich meine Predigten wortwörtlich auswendig gelernt. Das war eine qualvolle Arbeit, aber recht heilsam. Wurster machte mich von diesem Zwang frei: Der Gedankengang müsse freilich so klar sein, daß der Predigende die Reihenfolge der Sätze im Kopfe habe, die Wahl der Worte aber sollte dem Augenblick überlassen sein. Wenn wir Studenten auch kein Papier auf die Kanzel nehmen durften, wirkte das Notizbuch in der Hand des gestrengen Professors, das während der Predigt eifrig beschrieben wurde, um so peinlicher. In den Ferien lud mich Wurster zu sich in sein Haus und zeigte warmes Interesse für meinen Weg.

In eine nähere Bekanntschaft kam ich auch zu Professor R. R. Schmidt, dem Dozenten für prähistorische Anthropologie. Er gab sich große Mühe, uns für sein Fach zu interessieren, und machte mit uns Exkursionen, z. B. zum Sirgenstein bei Schelklingen, wo er selbst eine Mammutjäger-Station der Eiszeit ausgegraben hatte. Für mich war dieses Gebiet auf der Grenze von Geschichte und Naturwissenschaft von besonderem Interesse. Der Konflikt zwischen biblischer Offenbarung und Naturwissenschaft hat mich nie ernsthaft beunruhigt. Bei der Betrachtung der Natur war mir immer gewiß, daß wir das Werk der Schöpfung mit der gleichen Ehrfurcht und dem gleichen Gehorsam zu sehen haben wie das Wort schriftlicher Offenbarung. Wenn mir gewiß ist, daß der Gott

der Bibel auch der Schöpfer ist, so kann ich das eine gegen das andere nicht ausspielen. Eine etwaige Diskrepanz kann nur an meinem Auge liegen, nicht am Objekt, das ich betrachte. Gewiß bleiben mir ungelöste Fragen. Aber der Glaubende kann sie ertragen, weil sein Glaube nicht von apologetischen Beweisen, sondern vom Zeugnis des Heiligen Geistes lebt.

Meine Hoffnung, Weihnachten 1917 nach vier Jahren in der Fremde wieder zu Hause in Riga feiern zu dürfen, erfüllte sich nicht. Da schließlich die Einreiseerlaubnis in das besetzte Gebiet erst spät eintraf, so entschloß ich mich, erst nach Schluß des Semesters im Februar nach Riga zu fahren. Das bedeutete, daß ich Weihnachten in Tübingen feierte.

Der Winter 1917/18 war kalt und schneereich. Die Kälte tat mir nichts, und am Schnee freute ich mich. Tübingen war damals arm an Studenten, mit der heute aus allen Nähten platzenden Stadt nicht zu vergleichen. Vieles war idyllisch. Eine Gruppe kleiner Buben, die auf der Straße spielten, gewöhnte sich, bei meinem Nahen „Haltung“ anzunehmen und militärisch zu grüßen. Ich legte dann im Vorübergehen die Finger an die Mütze und rief: „Sdo-rówo, rebjáta!“ („Wohlsein, Kinder“ – der russische Gruß des militärischen Vorgesetzten.) Einmal hörte ich, wie ein Junge dem andern mit dem Ton des Wissenden zuflüsterte: „Nu hat er franzesch'sch geschwätzt!“ Man spürte im übrigen in Tübingen wenig von dem über drei Jahre andauernden Kriege. Zwar gab es in der ersten Nacht nach meiner Ankunft Fliegeralarm. Es sind sogar zwei französische Bomben kleinsten Kalibers gefallen. Die eine bohrte sich ohne zu krepieren zwei Handbreit in die chaussierte Straße vor dem „Deutschen Institut für ärztliche Mission“, wo ich sie am Tage darauf besichtigte. Ein alter Landstürmer langweilte sich als Posten, bis sie von Feuerwerkern ausgegraben und entfernt wurde. Die zweite Bombe – so wurde erzählt – sei im Schönbuch durch das Dach eines Bauernhauses gefallen, durchschlug den Fußboden eines Schlafzimmers und landete im Mostfaß im Keller. Die Richtigkeit dieser Einzelheiten kann ich nicht verbürgen. Im Jahre vorher war eine Bombe in die Altstadt Tübingens gefallen, und es hatte im „Goldenen Hirsch“ einige Tote gegeben. Aber solche Bedrohungen wiederholten sich nicht mehr. Bei einem falschen Alarm sind wir mit Professor Wurster in den Keller der neuen Aula gelaufen und mußten das Kolleg unterbrechen.

Vom Mangel an Lebensmitteln war auch wenig zu spüren. Annoncierte Frau Schwägerle in der Stiftsgasse frischen Zwiebelkuchen, so war ich einer der ersten, der sich ein großes Stück holte.

Unvergeßlich ist mir ein mondklarer Abend geblieben. Ich hatte

einen Kameraden zum Frondsberg begleitet. Als wir uns verabschiedet hatten, spürte ich gar keine Lust heimzugehen und mich ins Bett zu strecken. Ich wanderte das Ammertal hinauf auf den Steinberg, wo damals ein etwas baufälliger hölzerner Aussichtsturm stand. Den bestieg ich und konnte mich von der unwahrscheinlichen Stille dieser mond hellen Winternacht nicht trennen. Es fror erheblich. Neuschnee bedeckte Bäume und Felder. Wundervoll war der Blick auf die verschneite alte liebe Stadt im Tale, in der nur wenige Fenster erleuchtet waren. Im Mittelpunkt wieder die alte Stiftskirche mit dem Licht in der Wohnung des Türmers. Es war so still, daß ich nur den Pulsschlag des eigenen Herzens hörte. Ein Bild tiefen Friedens in der Kriegezeit.

Und dann kam Weihnachten. Die Kommilitonen verreisten alle. Die liebe Frau Stadtpfarrer zog mich ganz in ihre Familie. Wir besuchten die Christvesper in der abendlichen Stiftskirche, sangen zu Hause die alten Weihnachtslieder und aßen Schnitzbrot und schwäbische Gutsle, deren Qualität zu rühmen überflüssig ist. Statt eines Kirchganges am Morgen des ersten Weihnachtstages machte ich einen einsamen Waldgang nach dem Schwärzloch zu. Wieder hatte es geschneit. Es war so beglückend einsam. Nur ein Reh kreuzte meinen Weg. Ich war in Gedanken bei den Meinen in Riga.

Dorthin durfte ich also nach Schluß des Semesters fahren. Der Tag, nach dem ich mich seit fast dreieinhalb Jahren gesehnt hatte, sollte nun kommen. Bei aller unbeschreiblichen Vorfreude kam doch auch eine Bangigkeit über mich. Nicht nur die Furcht, die wir vor ganz großer Freude haben – etwa in der Sorge, es könnte im letzten Augenblick etwas dazwischen kommen. Es war auch das mich peinigende Gefühl, daß ich nicht als das Kind von 1914 wiederkam, daß ich eben nicht ganz „der alte“ geblieben war. Und doch wollte ich um keinen Preis verleugnen, was durch den Glauben in mein Leben neu getreten war. Das alles erhöhte meine Aufregung, wußte ich doch, wie schwach ich in mir selber war.

Im Januar 1918 hatte es in Berlin Streiks der Munitionsarbeiter gegeben. Es kam zu stürmischen Straßendemonstrationen, umgeworfenen Straßenbahnwagen und ähnlichen Dingen. Das Wetterleuchten des kommenden Umsturzes. Vor diesen Kräften hatte ich allen Respekt, fragte aber nicht so sehr nach dem Woher und Wohin dieser Vorgänge, sondern fürchtete ganz bürgerlich und individualistisch um meine Reise. Um in Berlin nicht durch solche Überraschungen festgehalten zu werden, stieg ich in Halle aus und fuhr nach Cottbus und von hier nach einer Stunde nach Bentschen in der Provinz Posen. Ich erinnere mich noch des mit Polen und Ostdeutschen gefüllten Wartesaales und an meine freudige Berausung,

als ich in einen Wagen stieg mit der Aufschrift: „Berlin – Riga.“ Das war mir noch nie im Leben geschehen, da sonst Eydtkuhnen die letzte Station auf deutschem Boden war. Nun aber ging die Strecke über Tilsit, Laugshargen, Schaulen und Mitau. Der Zug war fast leer. Unterwegs erfuhr ich, daß Urlaubssperre war. Zivilisten bekamen kaum Reiseerlaubnis. Erst später merkte ich, daß der Vormarsch über Wenden hinaus zur Besetzung ganz Livlands und Estlands von den deutschen Truppen in Vorbereitung war.

In Laugshargen hatte ich eine interessante Begegnung. Hier war nördlich von Tilsit die Grenze des besetzten litauischen Gebietes. Wir wenigen Fahrgäste mußten uns einer Leibesvisitation unterziehen. In einer kleinen Baracke kramte ich vor einem diensttuenden Landser meine Taschen aus. Er tastete die leeren Taschen nach einer Waffe ab und nahm alles Gedruckte außer meiner Bibel aus meinem Gepäck. Es können nur ein paar alte Zeitungen gewesen sein, die ich zum Einpacken meiner Schuhe benutzt hatte, da ich schon vorher orientiert war. Nach dieser harmlosen Prozedur durfte ich den Raum verlassen und wurde draußen Zeuge einer welt-historischen Situation, an die ich in späteren Jahren oft zurück-dachte.

In meiner nächsten Nähe standen drei Männer in lebhaft erregtem Gespräch. Der junge Leutnant hatte ein vor Aufregung gerötetes Gesicht und unterbrach den andern immer wieder mit den Worten: „Ich habe meine strikten Befehle, denen ich gehorchen muß. Ich kann Sie auf keinen Fall durchlassen.“ Der andere, ein hoher breitschultriger Zivilist mit einem Hindenburg-Schnurrbart, sprach Deutsch mit fremdländischem Akzent. Ich höre noch die Worte: „Herr Leutnant, es geht um eine hochpolitische Angelegenheit. Ich bitte Sie, telegrafieren Sie an Seine Majestät ins Hauptquartier!“ Neben ihm stand schweigend ein zweiter Zivilist, wenn ich nicht irre, mit einem Spitzbart und einem Kneifer. So sehr mich diese Szene interessierte, so konnte ich leider nicht lauschend stehenbleiben. Erst viele Jahre später stellte ich nach einer Lektüre über die Entstehung des modernen finnischen Staates fest, daß ich den finnischen Staatsmann Svinhufvud gesehen hatte. Dieser politische Führer des nationalen Finnland war auf eine sehr abenteuerliche Weise hier an die Grenze des Deutschen Reiches gekommen. In Helsinki herrschte der Bolschewismus, Svinhufvud und sein Stab hielten sich verborgen, da sie auf der schwarzen Liste standen. Es gelang seinen Anhängern, ihn und seinen Begleiter auf einen von den Roten besetzten Eisbrecher zu bringen und ihn dort mit einer kleinen Leibwache zu verstecken. Auf hoher See zwangen die nationalen Aktivisten den Kapitän mit vorgehaltenem Revolver, den

Kurs auf Reval zu nehmen. Von dort gelang es beiden Staatsmännern, durch die deutsche Front zu kommen. Es war sehr begreiflich, daß ihnen eine Behinderung so nahe am Ziel höchst ärgerlich war. Svinhufvud hat aber durch seine ruhige Bestimmtheit doch erreicht, daß er ins Hauptquartier des Kaisers fahren durfte. Wenige Wochen später landete von der Goltz mit dem deutschen Korps in Finnland und half dem Organisator der finnischen nationalen Truppen, General Mannerheim, Finnland von den roten Truppen zu befreien.

Etwa um neun Uhr abends trafen wir in Riga ein. Weil vor einigen Tagen ein Attentat gegen deutsche Soldaten gemacht worden war, war abends absolute Ausgangssperre. Die Straßen waren völlig leer. Nur je und dann sah man Patrouillen marschieren. Wir wenigen Ankömmlinge bekamen das Recht, auf kürzestem Wege unser Ziel zu erreichen. Ich freute mich, einen „Fuhrmann“ (d. h. eine Droschke) zu gewinnen, der mich in die Andreasstraße fuhr. Ich erinnere mich, daß ich mit dem lettischen Droschkenkutscher in ein freundliches Gespräch kam. Ohne mein Zutun kam er immer wieder auf unsere Stellung zu Gott zu sprechen. Je und dann beugte er sich von seinem Bock zurück zu mir und sagte, es sei doch sehr traurig, daß die Menschen in so ernsten Zeiten meinten, ohne Gott auskommen zu können. Es war wie eine freundliche Hand, die mir die alte Heimat durch diesen alten lettischen Kutscher entgestreckte.

Und dann stand ich vor dem großen Mietshaus in der Andreasstraße. Hinter den verdunkelten Fenstern meines ehemaligen Zimmers bemerkte ich Licht. In meiner Abwesenheit hatten sich die Eltern hier ein gemütliches Wohnzimmer mit altem Mahagonimöbel eingerichtet. Da saßen sie nun und ahnten nicht, wer vor der Tür des Hauses stand. Da die Post bis zu vier Wochen und mehr Zeit brauchte, hatte ich den Termin meiner Ankunft gar nicht mitteilen können. Die Eltern wußten durch befreundete Offiziere, daß Urlaubssperre war. Mit der Reise eines Zivilisten war erst recht nicht zu rechnen. Mir klopfte das Herz vor Spannung bis zum Halse. Ich meinte, mich ins Ohrläppchen kneifen zu müssen, um festzustellen, ob ich nicht etwa träumte wie zahllose Male in den vergangenen Jahren. Nach meinem Läuten öffnete die alte Portiersfrau. Sie schrie fast auf, als sie mich erkannte. Ich bat sie, sie möchte mich mit dem Fahrstuhl zum dritten Stock hinauffahren und selber an der Wohnungstür läuten, damit die Eltern nicht allzu unvorbereitet auf mein Kommen seien.

Durch eine überraschende Assoziation, eine sogenannte Gedankenbrücke, waren die Meinen seltsamerweise vorbereitet worden.

Wie so oft las der Vater abends vor, während unsere Mutter strickte. Nach mehrjährigem Entbehren genossen sie es, wieder neue deutsche Bücher aus dem Reich lesen zu können. Eben war Walter Bloems Kriegsbuch „Der Vormarsch“ an der Reihe. Da wird geschildert, wie der Führer einer Radfahrpatrouille, der Unteroffizier Obst, vermißt wird und überraschend wiederkehrt. In ihrer lebhaften Art läßt die Mutter den Strickstrumpf sinken und unterbricht den Vater mit den Worten: „Siehst du, er ist doch da und lebt!“ In diesem Augenblick läutete es an der Tür. „Das ist der Hans!“ sagt die Mutter, und die Eltern eilen zur Tür.

Was folgte, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Die jahrelange Sehnsucht, das quälende Heimweh fand eine erstaunliche Erfüllung. Daß ich die Eltern und Gretel – die inzwischen erwachsen gewordene „kleine“ Schwester – wieder leibhaftig vor mir sah, daß ich wieder in den altgewohnten Räumen war und die Füße unter den Speisetisch meiner Kindheit strecken konnte – es war alles wirklich wahr und kein Traum mehr. Es waren Augenblicke, die nie vergessen werden können.

Gewiß, in späteren Jahrzehnten galt es, schwerere Schicksalswege zu gehen und stärkere Schläge zu ertragen als ein paar Jahre Trennung. Aber inzwischen mögen dann die Schultern auch an Kraft ein wenig gewonnen haben. Damals lebten wir noch in dem Wahn, daß dieser Einbruch in unsere häusliche Friedensinsel seit 1914 bald überwunden sein würde.

Die Wochen des Zuhause-seins waren erfüllt vom ganzen Glück der Heimkehr. Andererseits gab es auch Einsichten und Erkenntnisse, die uns beschwerten. Ich meine hinterher, daß ich in meiner Unreife lange nicht genug mit dem Schmerz der Mutter fühlte, daß ihr Junge nun nicht mehr das Kind von vor drei Jahren war. Wohl sagte sie öfters: „Ach, er ist doch noch ganz der alte!“ Vielleicht hatte sie in ihrer mütterlichen Sorge eine Veränderung gefürchtet, die zur Entfremdung geführt hätte. Das war – gottlob! – nicht der Fall. Die Liebe und die Dankbarkeit schien nur stürmischer geworden zu sein. Und dennoch war meine religiöse Entwicklung der Mutter irgendwie fremd. Sie fürchtete jede Unnüchternheit. Auf diesem Gebiet war ihr Sohn ihrem Einfluß entrückt worden. In meiner Sorge, nicht zu verleugnen, mag ich manche Unbesonnenheit begangen haben. Meine Mutter hatte mit viel Mühe in der Stadt nach einem schlichten Wandspruch gesucht, der meinen Konfirmationsspruch wiedergab (Psalm 119,105), und ihn mir still übers Bett gehängt. Es quält mich heute noch, daß ich für diese Aufmerksamkeit keinen Dank zum Ausdruck gebracht habe. Gerade weil unsere Mutter in allen religiösen Fragen so verschwiegen

und zurückhaltend war. Einen besonderen Schmerz tat ich ihr, als ich ihr eines Tages erklärte, ich wollte das „Blaue Kreuz“ aufsuchen. Es ging hier nicht eigentlich um eine christliche Abstinenzarbeit, sondern um die Form einer Gemeinschaftsarbeit, wie sie im alten russischen Reich nur so allein möglich und erlaubt war. Ich hatte viel scharfe Kritik über Glieder dieses Kreises gehört. Das meiste mag Stadtklatsch gewesen sein. Vielleicht mag auch manches Schwärmerische vorgekommen sein, wie oft dort, wo unsere pietistischen Kreise einer konzentrierten Abwehrfront der Kirche gegenüberstehen. Das war in Riga leider der Fall gewesen. Ich habe dann dort in der Brunnenstraße auch eine Gemeinschaftsstunde über Röm. 14,17 und 18 gehalten. Leider suchte ich nicht die Verbindung zur Rabeschen Gemeinschaft, von der ich wenig wußte. Ihr Wirkungskreis war wesentlich größer als der des Blauen Kreuzes.

Noch wichtiger war mir, daß ich wenige Tage nach meiner Ankunft zu Hause in Gegenwart aller Geschwister und ihrer Ehegefährten über alles Erlebte erzählen durfte: anfangend mit Berlin und der Nachtmission, über Bethel und Bielefeld bis nach Tübingen und über die DCSV. Dieser Bericht sollte ein Zeugnis davon sein, wie Gott mir in diesen Jahren begegnet war. Ich war ja schließlich den Meinen eine Erklärung schuldig, wie alles gekommen war, da sie in den drei Jahren nur inhaltsarme Lebenszeichen von mir bekommen hatten.

Pastor Karl Keller war von meiner Mutter gebeten worden, mir seelsorgerlich und theologisch zu raten und mich vor Einseitigkeiten zu bewahren. Er lud mich eines Abends zu sich ein, wobei ich wegen der Straßensperre gleich zur Nacht bei ihm bleiben mußte. Unser Gespräch wurde dadurch verkürzt, daß unerwartet ein Feldprediger des deutschen Heeres zu Besuch gekommen war. Es war der spätere Bischof Stählin in Oldenburg, damals noch Professor in Münster, bekannt als der Gründer der Berneuchener liturgischen Bewegung. Als er hörte, ich sei Mitglied der DCSV, erzählte er aus der Gründungszeit dieser Studentenbewegung allerlei Einzelheiten, die mich freilich als einen in bedenkliche Umgebung geratenen Schwärmer erscheinen lassen mußten. Ich war bedrückt über dies Zusammentreffen und schwieg zu allem Gesagten. Als Stählin weggegangen war, ging Keller taktvollerweise auf Stählins Erzählungen nicht ein. Unser Gespräch war sehr freundschaftlich. Keller verstand meinen Weg offenbar gut. Dennoch wollte er mir eine andere Meinung über die Gemeinschaftsleute beibringen. Aber ich hatte den Eindruck: Ich kannte sie besser als er! Er hatte etwas verkrampfte gesetzliche Kreise vor Augen, die durch lieblose Kritik in eine gewisse Enge getrieben worden waren. Ich danke Gott

heute noch für jene gesunden Kreise der Berliner Stadtmission, für den lebendigen Gemeinschaftskreis unter Führung von Walter Michaelis und den nüchtern biblischen Pietismus Württembergs. Es wäre in meiner Berliner Zeit durchaus möglich gewesen, daß ich in meinem Eifer in sektiererisch enge Kreise oder auch in eine Schwarmbewegung hätte geraten können. Gott hat es in seiner Freundlichkeit geschenkt, daß ich – ehe ich selbst ein reifes Urteil hätte haben können – in Gemeinschaftskreise geführt wurde, die weder besondere Eigenlehren noch eine Polemik gegen die vorhandenen Kirchen pflegten. Die eigentlichen Reibflächen zwischen Kirche und Gemeinschaft habe ich später als Pastor und Evangelist selber durchleiden und durchkämpfen müssen. Die theologische Aufgabe, die sich aus dieser Spannung ergibt, habe ich dann wohl erkannt und an ihrer Lösung nach Kräften mitgearbeitet. Ich habe mich dann allerdings darüber gewundert, wie oft der Angriff kirchlicher Kreise auf verhältnismäßig kleine Gemeinschaften gerichtet war, denen durch Polemik nicht zu helfen war, wohl aber durch brüderliche Liebe.

Das Gespräch mit Keller hatte insofern ein gutes Ergebnis, als er unsere Mutter beruhigen konnte, daß ich offenbar nicht in gefährlich sektiererische Kreise geraten war. Auch später hat Keller mir oft seine väterliche Freundschaft gezeigt und bei Gelegenheit eindeutig meine Verkündigung verteidigt. Ich bleibe ihm für seine sachliche und vornehme Art dankbar, zumal er wohl wußte, daß ich der Gemeinschaftsmann blieb und auch ihm gegenüber selbständig meinen Weg ging. Als Chef des deutschen Bildungswesens in Lettland hat er der deutschen Minderheit in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg wichtigen Dienst getan.

Ich habe diese Dinge hier zusammengestellt, um diese Seite meines ersten Besuchs in der Heimat zu schildern, wie sie mir im Gedächtnis geblieben ist. Außer unserer Mutter, die sich – von ihrem Standpunkt aus verständliche – Sorgen um mich machte, war ich wohl der einzig leidende Teil. Denn in meiner Brust kämpfte die heiße Liebe zur Heimat und zur Familie mit ihrer Tradition und Lebensform, der ich mich selbst noch so verhaftet fühlte, mit der neuen Glaubenshaltung, deren Eigenständigkeit ich hier zu Hause noch viel stärker spürte als draußen im Reich. Nach meiner Veranlagung hätte ich mich so gern wieder in die alte Bevormundung und Geborgenheit des Elternhauses begeben. Und doch mußte ich ich selbst werden in voller Mündigkeit, zu der mich gerade die persönliche Glaubenserfahrung mit ihrer starken Gewissensbindung nötigte. Es war nicht leicht, nach dreieinhalb Jahren wieder dort zu landen, wo die Entwicklung abgerissen war.

Ich erinnere mich, wie ich vor meinem alten Bücherschrank stand. Außer der großen Konfirmationsbibel, ein paar Heften über den Jatho- und Traub-Streit der preußischen Staatskirche und ein paar Harnackvorträgen war von christlicher Literatur, wie ich sie inzwischen in Deutschland in so reichem Maße gefunden hatte, nichts, aber auch gar nichts da! „Das hat dich früher interessiert?“ fragte ich mich erstaunt. Gewiß, schöne Literatur und Geschichte! Aber wo war das Evangelium in allen seinen Einflüssen und Ausstrahlungen? Die Mission und die Erwegungsgeschichte? Christliche Lebensbilder? Von ihnen hatte ich kaum etwas gewußt. Von einigen Studienbüchern wird noch die Rede sein. Ich trug große Stöße von Karl-May-Bänden und ähnlichem in die Lazarette.

Aber nun darf es nicht so klingen, als ob es doch nicht unsagbar schön gewesen war, wieder in Riga und zu Hause zu sein. Gewiß, es war noch Krieg und die Front nicht fern. Aber die Verhandlungen von Brest-Litowsk ließen auf einen Frieden hoffen. Wohl erschütterte die Nachricht von der Ermordung Traugott Hahns uns bald. Aber für mich war es ein herrliches Atemholen in der so beglückenden Liebe von Vater und Mutter und der ungebrochenen Freundschaft mit den Geschwistern. Als dann die Abschiedsstunde nahte – ich hatte nur für einige Wochen die Einreiseerlaubnis erhalten – war das Herz zwar schwer, aber doch anders als vorher, wo wir uns so lange nicht gesprochen hatten. Einige der aus der Dorpater Zeit noch vorhandenen Bücher wollte ich nach Tübingen mitnehmen. Ich brachte sie auf die deutsche Zensurstelle, wo sie verpackt und versiegelt wurden; so konnte ich sie über die Grenze bringen. Während ich auf die Erledigung meines Anliegens wartete, kam ich ins Gespräch mit dem diensttuenden deutschen Leutnant. Ich war etwas überrascht, als er sagte: „Sie waren auch in Bielefeld und kennen Pastor Michaelis an der Neustädter Kirche?“ – „Ja, aber wie kommen Sie darauf? Woher wissen Sie das?“ fragte ich etwas erstaunt, denn er war mir völlig unbekannt. Er wurde etwas verlegen und sagte: „Ich mußte pflichtgemäß alle Ihre Briefe lesen, die Sie von hier geschrieben haben. Meine Mutter kennt Pastor Michaelis gut. Ich bin Leutnant B. aus Bielefeld.“ Sein Vater war ein bekannter Apotheker in Bielefeld.

Bei aller tiefen Dankbarkeit für das Wiedersehen und all die Liebe, die mich umgeben hatte, konnte ich bei der Heimreise über Berlin ein gewisses Gefühl der Vereinsamung nicht unterdrücken.

Es ist jetzt nach 45 Jahren nicht leicht, mit Worten wiederzugeben, was innerlich in mir vorging. Ich weiß, daß mein Gebet oft lautete: „Ach, Herr, laß mich nicht allein!“ Es kann sein, daß ich von Natur in besonderer Weise auf Gemeinschaft angewiesen bin

und darum stärker empfand, wie schwer es war, im Letzten und Tiefsten doch nicht so verstanden zu sein, daß es zu einer dankbaren Gemeinschaft vor Gott kam. Darum war es nicht überraschend, daß ich gerade jetzt an jene Begegnung erinnert wurde, die ich beim letzten Pfingstfest in Neustrelitz gehabt hatte. Ich entschloß mich zu einem Besuch in der kleinen mecklenburgischen Residenz in der Hoffnung, Gelegenheit zu einer klärenden Aussprache zu finden.

Aber dazu kam es nicht. Als „feindlicher Ausländer“ mußte ich mich genau an die Reiseroute halten. Wollte ich einen Umweg machen, so brauchte ich eine Erlaubnis, die ich bei dem herrschenden Kriegszustand nur bei der Berliner Kommandantur bekommen konnte. Ich wagte hoffnungsvoll einen Versuch und benutzte dazu das einzige Mal jene Karte, die mir vor drei Jahren Professor Adolf Harnack als Empfehlung geschrieben hatte. Seine Unterschrift wirkte wie das Sprüchlein: „Sesam, öffne dich!“ im Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern. Obwohl das Vorzimmer überfüllt war mit allerlei Bittstellern und Besuchern, wurde ich sofort vorgelassen und vom Dezernenten empfangen. Er hielt noch das Kärtchen in der Hand und fragte nach meiner Vorstellung mit einem Unterton der Bewunderung: „Kennen Sie die Exzellenz persönlich?“, worauf ich mit einem sieghaften „Ja, freilich!“ antwortete und den Sieg schon in meiner Tasche glaubte. Ich brachte nun mündlich mein Anliegen vor, über Neustrelitz nach Tübingen fahren zu dürfen, was gewiß nicht die kürzeste Strecke war. Nach dem Grunde dieser Reise gefragt, wurde ich etwas verlegen. Da ich keine direkten Verwandten in Neustrelitz hatte, bekam ich einen abschlägigen Bescheid und wurde mit einem kernigen Händedruck wieder entlassen. Meine Enttäuschung war groß, aber ich übte mich ja längst, solche Entscheidungen von Menschenseite her als von der höchsten Instanz kommend anzusehen.

So war ich etwa Ende Februar wieder in Tübingen, Rappstraße Nr. 3. Die größere Einsamkeit und Ruhe tat mir nach all der freudigen und ernsten Erregung gut. Ich besuchte weiter die Gemeinschaftsstunden am Faulen Eck und fand auch manchen freundlichen privaten Verkehr.

Eines Tages erschien der Stadtvikar von Reutlingen auf dem DCSV-Haus als ein frisch gebackener Doktor des Sanskrit. Er war Missionar in Indien gewesen und ein sehr gelehrter Mann. Da ich ihn als erster „Herr Doktor“ titulierte, lächelte er und sagte: „Wie das klingt!“ Da er einen Helfer für seinen Schülerbibelkreis in Reutlingen suchte, wurden wir uns bald einig. In den langen Ferien hatte ich ja viel Zeit. So war ich jede Woche einmal drüben in

Reutlingen. Die Bibelarbeit des Vikars war seltsam zurückhaltend. Um so lebhafter war das Spiel draußen auf dem „Gütle“. Als die Ostertage herankamen, fuhren wir in großer Zahl zum Landes-BK-Treffen nach Korntal. Hier trafen sich nicht nur Tübinger und Reutlinger, sondern auch Stuttgarter, Ulmer, Heidenheimer, Aale-ner, Heilbronner, Tuttlinger und Schwenninger. Schon auf dem Stuttgarter Bahnhof gab es ein Grüßen. Und dann erst Korntal, über das ich so viel gehört hatte! Vom Bahnhof ging es erst durch Felder, bis man an das interessante Dorf, die Pietistensiedlung aus dem Jahre 1819, kam (hätte ich damals geahnt, was dieser Ort noch einmal in meinem Leben für mich bedeuten würde!). Im Schülerheim hatten wir Quartier. Im damals neuen Festsaal des Gasthauses sammelten wir uns an einer langen Tafel. Direktor Käller vom Korntaler Gymnasium und Evangelist Zimmermann richteten erweckliche Worte an uns. Pfarrer Schlitter von der Karlshöhe hielt uns einen Vortrag. Die einzelnen Schülerbibelkreise berichteten. Mir fiel es peinlich auf, daß der Reutlinger Stadtvikar gegenüber den pietistisch ausgerichteten anderen Kreisen sagte: „Wir in Reutlingen gleichen noch einem Bienenschwarm, der seine Königin sucht.“ Der Vikar hieß Wilhelm Hauer, gründete später den sogenannten „Köngener Bund“ als Sezession von dem Bund der BKs und wurde als Professor für Indologie in Tübingen einer der Führer der „Deutschen Glaubensbewegung“ während der Zeit des Nationalsozialismus. Es war mir leid um ihn. Die Geschichte solch eines Abfalls ist zu kompliziert, als daß wir von außen dazu Stellung nehmen dürften. Im Jahre 1959 sagte Hauer bei einer Versammlung des Köngener Bundes: „Wir haben alle Fehler gemacht.“ Hauer stammte aus der Hahnischen Gemeinschaft in der Nachbarschaft Korntals. Er blieb nicht der einzige Indienmissionar, dem der Geist Indiens zu stark geworden war.

Der nahende Frühling lockte wieder in die Alb. Mit besonderer Freude denke ich an jene zwei Tage, in denen ich von der Hohenzollernburg kommend durch die Alb wanderte. Die einsam liegende Salmendinger Kapelle, die ersten Wiesenblumen – alles machte froh und dankbar. Als ich am zweiten Tag abends wieder in Tübingen war, merkte ich, daß ich unbewußt meinen Geburtstag gefeiert hatte.

Meine verhinderte Neustrelitzreise ließ mir keine Ruhe. Durch einen Brief erfuhr ich, daß Fräulein von der Decken zur Zeit nicht in Neustrelitz sei, sondern im Hause „Eulenlug“ in Malente-Gremsmühlen (in der Holsteinischen Schweiz) eine christliche Hauswirtschaftsschule besuchte. Nun wagte ich einen kurzen Brief, wo ich etwas unvorbereitet mit der Tür ins Haus fiel. Das Jawort er-

hielt ich erst, als Anna-Luise in den Osterferien meine Frage mit ihrer Mutter besprochen hatte und ihre Zustimmung fand. Ich schrieb am selben Tage an meine Eltern in Riga. Der Brief blieb die festgesetzten sechs Wochen in Königsberg auf der Zensur liegen. Da aber Frau von der Decken zu Pfingsten einen Besuch in Neustrelitz nicht ohne vorherige Veröffentlichung der Verlobung zu lassen wollte, um allem Gerede in der Kleinstadt vorzubeugen, so geschah es, daß die Kreuzzeitung mit unserer Verlobungsanzeige gleichzeitig mit meinem Brief an die Eltern in Riga eintraf. Zwar hatte sie wenig Leser in Riga, aber schmerzlich war es mir doch, daß die Eltern schon Gratulationen empfangen, nachdem sie eben erst meinen Brief in die Hände bekommen hatten.

Das Sommersemester 1918 hat unter dieser Veränderung meiner Lage ein wenig gelitten. Zwei Wochen war ich abwesend durch meine Reise nach Neustrelitz. Meine Gedanken waren auch nicht so konzentriert wie sonst, obwohl ich einen neuen Antrieb spürte, mit meinem Studium voranzukommen. Dazu war ich nun Senior des Kreises der DCSV, was mir allerhand neue Pflichten zubrachte.

War es recht, daß ich mich so früh verlobte? Es wäre leicht, Gründe der Vernunft dagegen anzuführen. Gewiß ist der Grundsatz richtig: Nicht vor Abschluß des Studiums! Trotzdem haben Anna-Luise und ich gemeinsam der Gewißheit gelebt, daß unsere Begegnung und unsere Neigung zueinander eine Führung unseres Gottes war. Er ist groß genug, selbst unsere Fehler in seine Leitung hineinzunehmen. Und trotz allem Weh, das neun Jahre später über uns kam, habe ich nie den Gedanken aufkommen lassen: Gott hat Fehler gemacht oder die meinen zugelassen. Im Gegenteil: Der Herr hat alles wohl bedacht und alles, alles recht gemacht. Gebt unserm Gott die Ehre!

## 6. DER REVOLUTIONSWINTER (1918/19)

*Zweite Rigareise – Studium in Rostock – Die Professoren – Wir gründen einen DCSV-Kreis – Hunger und Grippe – Die gestohlene Lokomotive – Die Flucht der Eltern – Berliner Revolutionswochen – „Machen Sie doch Ihr Examen!“ – Neue Heimat in Neustrelitz*

Am Ende des Sommersemesters 1918 stand für mich fest, daß ich das nächste Semester nach Rostock ging. Dort lockte mich als Vertreter der Praktischen Theologie Professor Gerhard Hilbert, der sich als lutherischer Kirchenmann für eine kirchliche Volksmis-

sion einsetzte. Dazu hatte ich die Aussicht, über Sonntag nach Neustrelitz zu fahren.

In die Semesterferien fiel meine zweite Rigareise. Es war nahelegend, daß ich meine Braut gerne den Eltern vorgestellt hätte. Doch die Einreiseerlaubnis für sie ließ so lange auf sich warten, daß es fraglich wurde, ob sie überhaupt käme. So wurde beschlossen, daß ich als „Quartiermacher“ voranführe. Anna-Luise folgte mir dann wenige Wochen später nach. Für meine schüchterne Braut war es nicht einfach, sich in die neue Umgebung hineinzufinden. Da wir hofften, daß ich nach Beendigung des Krieges in den Dienst der Rigaschen Stadtmission treten würde, kauften wir uns hier schon allerhand Möbel zu unserer Aussteuer. Wir haben von ihnen später freilich nichts zu sehen bekommen. Sie haben in den revolutionären Kriegswirren des nächsten Jahres den durchziehenden Truppen als Heizmaterial gedient. Schon auf diesen Wochen lag die bange Sorge, daß Deutschland und damit auch die baltische Heimat einer Katastrophe entgegenging. Die deutschen Balten waren noch von einem rührenden Optimismus in ihrem gewohnten Vertrauen auf die Kraft des Deutschen Reiches. Aber wie sehr die Manneszucht gelockert war, merkten wir auf der Heimreise, wo ich mit meiner Braut allein zwischen den Soldaten war. Wir waren froh, als wir wieder in Neustrelitz waren. Und dennoch war ich dankbar, daß ich meinen Eltern ihre zukünftige Schwiegertochter und dieser meine Heimat – wenn auch im Kriegsgewande – gezeigt hatte.

Das Rostocker Wintersemester ist mir in einer düsteren Erinnerung. Die Herbstmonate bis Weihnachten waren trübe und neblig. Der politische Zusammenbruch Deutschlands und der ausgehende erste Weltkrieg warfen tiefe Schatten auf diese Monate. Ich selbst war naiv genug gewesen, immer noch an eine Wendung zum Guten zu glauben. Vielleicht auch zu sehr mit meinen eigenen Dingen beschäftigt, um ein klares Urteil über die weltbewegenden Ereignisse zu haben. Ich fand eine kleine Studentenbude für monatlich 28 Mark. Sie war eigentlich nur eine Kammer. Aber mir reichte es. Ich hatte es nicht sehr weit zum Gemeinschaftssaal, in dem ich einige Male die unter dem Pseudonym M. v. O. bekannte christliche Schriftstellerin Frau von Oertzen hörte. Innerhalb der zahlenmäßig sehr kleinen Theologenschaft lernte ich bald alle Kommilitonen kennen. In den Novembertagen fand eine sehr stürmische Studentenversammlung statt, auf der einige kommunistische Studenten eine laute Sprache führten. Im Namen der Theologen mußte auch ich ein kurzes Wort sagen. Als ich nach vorne ging, rief mir ein junger Mann im Soldatenrock zu: „Sie dürfen mich mitzählen, ich bin auch bei

der theologischen Fakultät immatrikuliert.“ Der junge Rekrut, später jahrelang Pastor in Rostock, machte mir einen nachhaltigen Eindruck. Als ich ihn einmal fragte, wie er es mache, in dieser fatalen Lage – Rekrut in der Kaserne während der Auflösung aller Bande frommer Scheu – immer so wohlgelaunt zu sein, antwortete er fröhlich: „Als ich im Frühling mein Abitur am Joachimsthäler Gymnasium in Berlin gemacht hatte, sagte mir einer meiner Lehrer zum Abschied: ‚Gerhard, sieh die Menschen mit Jesusaugen an!‘ Das versuche ich nun, und dann geht alles ganz gut.“ Ich merkte, daß das bei ihm echt war.

Außer den akademischen Gottesdiensten besuchte ich am liebsten die Predigten von Pastor Pries an der Heiliggeistkirche, einem dankbaren Schüler Johannes Tobias Becks. Beck war jener biblizistische Professor in Tübingen, dem viele später bekannt gewordene Theologen reiche Anregungen verdankten, zum Beispiel Adolf Schlatter und Oberhofprediger Dryander. Ich lernte keinen kennen, der sich so hundertprozentig auf Beck berief wie Pries. Er hatte die sogenannten Zwischenreden Becks nachstenografiert und hernach herausgegeben. Beck pflegte seine Kollegs wörtlich zu diktieren. Aber je und dann unterbrach er sich und gab kurze praktische Exkurse. Die Zwischenreden sind heute noch lesenswert. Pries' Predigten waren sehr schlicht, frei von allem sonst damals im Norden gehörten Pathos. Auch darin war er ein Schüler des württembergischen Tübingen geblieben.

Ganz anders Professor Hilbert. Er ereiferte sich auf der Kanzel so sehr, daß seine Talarärmel in Serpentina um ihn herumflogen. Viel mehr schätzte ich ihn im Kolleg. Eigentlich hielt er uns Privatissima in seiner Wohnung, da wir kaum mehr als ein halbes Dutzend Theologen waren. Sein homiletisches Seminar wurde mir sehr bedeutsam. Er leitete mich mit aller Energie dazu an, in jeder Predigt das Evangelium der schenkenden Gnade zu Worte kommen zu lassen und mich vor aller moralisierenden Gesetzlichkeit zu hüten. Es ist ja bekannt, wie der Anfänger in der Predigt viel über das menschliche Versagen, aber wenig von der Gotteshilfe zu sagen weiß. Gerne hörte ich auch Hilberts Kolleg „Evangelische Kirchenkunde“, in dem er aus seinen vielfältigen Beziehungen nach Sachsen, Mecklenburg und Pommern die kirchlichen Verhältnisse, die geistliche Struktur der Gemeinden und die mancherlei Typen der Frömmigkeit charakterisierte. Das war für das kommende Amt sehr hilfreich, auch wenn sein Blick im Norden Deutschlands hängen blieb. Sehr gut charakterisierte er die „pietistische Orthodoxie“ in Mecklenburg, die ich später hier und anderswo in konservativen Adelshäusern antraf. Man wollte weithin von der modernen Ge-

meinschaftsbewegung nichts wissen, pflegte aber in täglicher Andacht, Tischgebet und regelmäßigem Kirchenbesuch noch die Formen der alten Erweckungszeit. Zwar war diese leider nie durch die mecklenburgische Kirche gegangen, aber die Beziehungen nach Pommern und Brandenburg hatten gerade in den Gutshäusern nicht geringen Einfluß.

Neben Hilbert lernte ich den Neutestamentler Friedrich Büchsel schätzen. Er verleugnete den Schüler Schlatters nicht, war aber selbständiger Forscher und arbeitete besonders viel über den Johanneischen Schriften. Auch er hielt viel persönliche Fühlung mit uns Studenten. Sein gewaltsames Ende im Frühling 1945 durch den Schuß eines Fremden hat mich tief erschüttert. Auch dem Alttestamentler Johannes Herrmann, einem Leipziger, bin ich zu Dank verpflichtet.

Mit einigen Kommilitonen, Theologen, Medizinern und Philologen, gründeten wir aufs neue die Rostocker DCSV mitten in diesem Revolutionssemester. Wir baten unsern Altfreund Pastor Kleiminger um einen Eröffnungsvortrag, luden unsere Kommilitonen ein, mieteten schließlich eine kleine Wohnung, zu deren Hausputz sich befreundete Studentinnen bereit erklärten, und hielten hier regelmäßig Bibelstunden und kleine Referate. Wir hatten auch allherhand Gäste und riefen eines Tages sogar den Missionsinspektor Beyer von der Berliner Mission zu einem öffentlichen Vortrag. Man wählte mich zum Senior des Kreises, und ich setzte mich mit der Berliner Zentrale der DCSV in Verbindung. Offenbar hat dieser Einsatz dazu beigetragen, daß ich in den Hauptvorstand der DCSV gerufen wurde. Wieviel reiche Begegnungen danke ich dieser Berufung in den folgenden Jahren!

Ich war zu einem Gespräch nach Berlin in DCSV-Angelegenheiten gefahren und hatte mich mit dem studentischen Obmann, dem heutigen Ordinarius für Neues Testament an der Berliner Humboldt-Universität, Johannes Schneider, verabredet. Als ich dort auf ihn wartete, erschien ein junger Theologe, den ich vor zwei Jahren in Berlin kennengelernt hatte, als er gerade sein Studium begann. Seinen Namen hatte ich vergessen. Auch er erkannte mich sofort, wußte aber auch meinen Namen nicht mehr. Wir schwatzten und erzählten, wie Studenten zu erzählen wissen. Ich wunderte mich nur, daß Schneider mich so lange warten ließ. Auch mein Gegenüber guckte manchmal ungeduldig nach der Uhr. „Warten Sie auf jemand?“ fragte ich ihn. „Ja, Brandenburg aus Rostock hatte sich mit mir verabredet.“ – „Ach, sind Sie etwa Johannes Schneider? Der Brandenburg bin ich!“ Es gab zuerst ein tüchtiges Gelächter, aber im übrigen verstanden wir uns wieder ausgezeichnet.

Der eigentliche Grund, warum ich mich für Rostock entschlossen hatte, war ja doch die Nähe von Neustrelitz, wohin ich öfters fuhr. Das hemmte freilich mein Einleben in Rostock. Dazu kam, daß ich schon nach einigen Wochen eine starke Grippe bekam, die damals bedrohlich durch das halb verhungerte Deutschland zog. Die Ernährungsfrage war ja überhaupt schwierig, obwohl ich mehrfach von Neustrelitz unterstützt wurde. Aber auch dort gab es wenig zu essen. Wie war ich stolz, als ich einmal ein paar Würste, beim Roßschlächter gekauft, mitbekam. Ich aß in Rostock zuerst in einer Volksküche. Daß ich mich mit einem Blechnapf anstellen mußte, um eine Kelle dünner Suppe mit ein paar oft schwarzen Kartoffelstückchen darin zu bekommen, machte mir wenig aus. Und zwischen den Proletarierbrüdern zu essen, machte mir – zumal in diesen Revolutionstagen – recht viel Freude. Nach dem Essen machte fast jeder meiner Kumpel sein Mittagsschläfchen gleich am Tisch. Hunger macht müde. Nach meiner Grippe quälte mich trotz Unterernährung eine fatale Appetitlosigkeit. Darum suchte ich mir einen privaten Mittagstisch.

Die wöchentlichen Reisen nach Neustrelitz waren nicht ganz einfach. Erstens war mein Geldbeutel schmal, zweitens waren die Züge trotz eisiger Kälte oft mäßig oder gar nicht geheizt. In diesen Revolutionswochen ging ja ohnehin vieles drunter und drüber. Zu jeder Fahrt brauchte ich die Erlaubnis des Arbeiter- und Soldatenrates, der im Rathaus tagte. Ich habe nur die Erinnerung an einige sich langweilende Feldgraue, die an einer Zigarette sogen und bedenkenlos alles unterschrieben, was ich ihnen hinlegte. In der Regel kam ich abends gegen neun Uhr in Neustrelitz an, blieb über Sonntag und fuhr am Montag in aller Frühe wieder ab, um vormittags die Kollegs nicht zu versäumen. Es war bei den wenigen Theologen Ehrensache, keine Lücken entstehen zu lassen.

Es war schön, wieder so etwas wie ein Zuhause zu haben in meinen langen Wanderjahren. Und meine Schwiegermutter nahm mich stets liebevoll auf. Freilich ein einziges Mal habe ich sie arg verstimmt und fand keinen übermäßig freundlichen Empfang. Aber das war eine abenteuerliche Geschichte. An einem frostharten Winterabend war uns Reisenden in der Nähe von Lalendorf – also etwa auf einem Drittel der Strecke nach Neustrelitz – die Lokomotive gestohlen worden! Es klingt unglaublich, aber es ist buchstäblich wahr: Irgendeine kleine Gruppe Revoluzzers brauchte sie für eine Spritztour oder sonst etwas und koppelte unseren treuen Vorspann ab. Wir Fahrgäste erfuhren diesen Piratenstreich erst, als wir uns wunderten, daß wir über eine Stunde auf freier Strecke hielten, was freilich auch sonst keine Seltenheit war. Es dauerte bis nach

Mitternacht, bis ein freundlicher Ersatz gefunden war. Ich traf etwa um zwei Uhr morgens in Neustrelitz ein, wo man mich begreiflicherweise nicht mehr erwartete. Ja, Studenten sind ein rücksichtsloses Volk, die sich nicht einmal durch einen Lokomotivdiebstahl aufhalten lassen, wenn sie auf dem Wege zu ihrer Braut sind.

Weihnachten durfte ich in Neustrelitz feiern. Von der Revolution merkten wir in der kleinen Residenz wenig. Die alte Großherzogin-Witwe, eine stille Leidensträgerin, wurde durch den Soldatenrat aus dem Palais verwiesen. Sie hatte aber ihre Privatmöbel mitnehmen dürfen. Dadurch bekamen Anna-Luise und ich ein großherzogliches Erbe. Die gütige alte Dame schenkte uns das Wohnzimmer ihrer Töchter, der Prinzessin zur Lippe und der Prinzessin von Montenegro, zum Teil hübsche Rokokostilmöbel. Das war eine Freude, zumal unsere Aussteuermöbel in Riga verloren gingen.

An die Weihnachtstage kann ich mich kaum erinnern. Ich war natürlich in großer Sorge um die Eltern und Geschwister in Riga. Ich weiß nur, daß am Silvesterabend eine Karte von Gretel kam mit viel beruhigenden Worten: Wir sollten uns keine Sorgen um sie machen, sie hätten ein so schönes Weihnachten gehabt wie seit langem nicht! – Aber schon eine Stunde später kam ein Telegramm des Inhalts, die ganze Familie mit Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln sei in Berlin eingetroffen. Es dauerte eine Weile, bis ich das Gewicht dieser Nachricht verstanden hatte. Dann aber rüstete ich mich sofort zur Abreise.

Nun gab es in den ersten Tagen des Januar ein glückliches Wiedersehen in Berlin. Glücklich – weil die Eltern wie die Geschwister strahlend froh waren, allen Bedrohungen entflohen zu sein. Auch wenn sie mehrere Tage im unbeleuchteten Wagen mit ausgeschlagenen Fenstern, durch die es hineinschneite, unterwegs gewesen waren. Der Aufbruch war ganz plötzlich und unvorbereitet geschehen. Nur das Notwendigste war mitgenommen. Darunter auch allerhand Proviant. Als ich einen ganzen geräucherten Schinken fand, wie ich ihn seit Jahren nicht mehr vor Augen gehabt hatte, erfreute ich meine gute Mutter durch einen starken Appetit.

Mein Aufenthalt in Berlin zog sich nun viel länger hin, als beabsichtigt war. Ich wohnte mit den Eltern und Geschwistern wieder wie einst im Hotel „Westfälischer Hof“ in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße. Bald legte sich einer nach dem andern mit Grippe ins Bett. Und auf den Straßen tobte der Bürgerkrieg, der uns neue aufregende Wochen bereitete. Die Eltern waren von einer erstaunlichen Ruhe. Die Mutter pflegte zu sagen: „Ach Kinder, das haben wir ja alles viel schlimmer erlebt.“ Im übrigen war der Kredit des alten Deutschlands auch ohne den Kaiser bei den Eltern noch hoch.

Unvergeßlich ist mir eine Nacht, in der ich bei meinem Vater in seinem kleinen Zimmer zum Hof schlief, wo er als Patient mehr Ruhe hatte. Ich lag auf der Chaiselongue. Mitten in der Nacht – es mag um drei Uhr früh gewesen sein – wurden wir durch Geschützdonner, das Knattern von Maschinengewehren und die Einschläge von Handgranaten erheblich im Schlaf gestört. In der benachbarten Dorotheenstraße versuchten Revolutionäre, das Postschekamt zu stürmen, wohl um das nötige Kleingeld für den Weiterkampf zu gewinnen. Bei jedem Kanonenschlag fuhren wir im Bett auf. Alles klirrte und zitterte. Ich höre noch unsern Vater sagen: „Sie sind ja ganz verrückt geworden. Schießen tut man am Tage. Nachts sollen sie einen schlafen lassen.“ Trotz des Ernstes der Situation mußte ich lachen.

Auf den Straßen war es ungemütlich, obwohl mich die Neugierde immer wieder hinaustrieb. Ich erinnere mich eines langen Umzugs Tausender von Kommunisten „Unter den Linden“, die in tadelloser Disziplin und Ordnung im Viererglied marschierten. Zum Teil waren sie mit Gewehren, Patronengürteln und Handgranaten bewaffnet. Alle paar Minuten wurde im Chor gerufen: „Hoch Lieb knecht und Rosa Luxemburg! Nieder mit Ebert und Scheidemann!“ Die letzteren waren die Vertreter der zur Regierung gekommenen Mehrheitssozialisten. Es scheint mir noch immer ein erstaunliches Wunder, daß Berlin und damit die Reichsregierung damals nicht dem Bolschewismus anheimfiel. Die Kommunisten ließen trotz mancher Straßenkämpfe und Kugelwechsel die Zeit verstreichen, bis die Gardekavalleriedivision von Lichterfelde her das Zentrum der Stadt besetzte. Leider kam es damals im Jahre 1919 zu den Morden an Dr. Karl Lieb knecht und Rosa Luxemburg, was auf die nationalen Kreise dunkle Schatten warf.

Die Straßenkämpfe und Unruhen verhinderten meine baldige Rückkehr nach Neustrelitz. Um so mehr suchte ich die Zeit zu nutzen, um meine nächste Zukunft zu klären. Es war deutlich, daß meine Eltern, die fast all ihr Vermögen verloren hatten, zu meiner Ausbildung nichts mehr beitragen konnten. Ich erklärte mich frohen Herzens bereit, auf den Pastorenberuf zu verzichten. Ich sei bereit, Stadtmissionar, Diakon oder sonst ein Glied des „clerus minor“ zu werden. Aber unsere gute Mutter antwortete temperamentvoll und entschieden: „Und wenn ich hungern muß – du wirst Pastor!“ Das war auch des Vaters Meinung, und ich hatte mich zu fügen.

Nun galt es, einen Weg als Möglichkeit zu suchen. Ich ging ins Berliner Konsistorium, ließ mich beim alten Generalsuperintendent D. Haendler melden und fragte ihn um Rat. Für das Gespräch mit

diesem gütigen und väterlichen Menschen bin ich immer dankbar geblieben. Wie falsch ist jene Meinung, die in den Kirchenbehörden der alten preußischen Staatskirche lauter Bürokraten und kalte Pedanten sieht! Als ich dem alten Herrn meine Sorgen ausgebreitet hatte, nickte er mir freundlich zu und sagte: „Machen Sie doch Ihr Examen!“ Ich fiel fast vom Stuhl. Ich – und Examen! Ich kam mir noch wie ein Abc-Schütze in der Theologie vor. Ich begann, dem Generalsuperintendenten umständlich vorzurechnen, daß ich noch lange nicht die vorgeschriebenen acht Semester Theologiestudium hinter mir habe. Die zwei Dorpater Semester rechneten nicht. Damals hatte ich das Hebraicum noch nicht gemacht. In Berlin hatte ich nach einjähriger Pause nach Kriegsbeginn ein Semester mit einer sogenannten Hörerkarte die Vorlesungen besucht. Das galt erst recht nicht. Erst das Sommersemester 1916, in dem ich immatrikuliert und auch das hebräische Sprachexamen bestanden hatte, konnte als erstes gezählt werden. Es folgte das abgebrochene Semester an der Theologischen Schule in Bethel, die ohnehin vor den kirchlichen Behörden nicht galt. An meine Bielefelder Zeit schlossen sich zwei Tübinger Semester an. Und nun noch das unterbrochene Revolutionssemester in Rostock. Selbst wenn die Zählung nicht streng vorgenommen wurde, konnte man beim besten Willen nicht mehr als vier Semester errechnen. Examen? Ausgeschlossen!! So dachte ich. Anders dachte der alte „General“. Er schaute einen Augenblick aus dem Fenster des alten Barockgebäudes im Schlüterstil auf der Lindenstraße und sagte dann zu mir: „Schauen Sie doch hinaus! Da fahren die Panzerautos. Wer weiß heute, was unser alles noch wartet!“ Seine Rede wurde begleitet von Kanonenschlägen vom Belle-Alliance-Platz her, wo die Kommunisten das Vorwärtsgebäude, das Zeitungshaus der Mehrheitssozialisten, unter Artilleriebeschuß nahmen. „Wir leben ja in völlig unsicheren Zeiten. Versuchen Sie nur ruhig das Examen! Wir können ja mal die andern Semester mitzählen. Wie war das doch gleich? Zwei Semester Dorpat, zwei in Berlin, eines in Bethel, zwei Tübinger, ein Rostocker – sehen Sie, macht acht Semester. Die Erlaubnis des Oberkirchenrats will ich Ihnen schon erwirken!“ Was sollte ich erwidern? Mir schwindelte. Einerseits hätte ich gern weiter studiert. Ich wußte ja, wie wenig ich wußte. Andererseits öffnete sich mir überraschend eine Tür, an der ich nicht ohne triftigen Grund vorübergehen konnte. „Gehen Sie jetzt nach Zimmer Nr. 11 zu Konsistorialrat XI! Lassen Sie sich durch seine etwas kühle Art nicht abschrecken. Ich werde mit ihm telefonieren. Er wird Ihnen die nötigen Wege sagen.“ So etwa sagte Haendler. Und wie er sagte, so geschah es. Der Kirchenjurist machte eine sehr bedenklich kühle Miene, die mich nun aber

nicht mehr erschütterte. Einige Jahre später hat freilich ein Unge-  
witter vom Berliner Horizont her mich und meine Laufbahn be-  
drohen wollen, aber es war nur ein harmloses Wetterleuchten. Das  
geschah, als ich auch mein zweites Examen vorzeitig machen wollte.

Wenn ich jetzt an den alten Haendler denke, dann könnte ich  
mit den Worten unseres Ältesten, Traugott, sprechen, der in einem  
seiner letzten Briefe vor seinem Tode schrieb: „An meinem Lebens-  
wege haben oft Engel gestanden.“ Ein solcher war Haendler in  
Gottes Auftrag für mich gewesen.

Im Hotel gab es ein großes Hallo, als ich den Meinen von dieser  
Unterredung und ihrem Ergebnis erzählte: „Ich melde mich also  
zum nächsten Termin zum ersten theologischen Examen.“ War es  
ein Stück Leichtsinn, daß ich bei meinen bescheidenen Kenntnissen  
die Meldung wagte? Ohne den Anstoß durch Haendler hätte ich  
es ganz gewiß nicht getan. Aber es ging wie oft, wenn eine große  
Aufgabe vor uns liegt, die weit über unsere Kraft geht. Ich wußte:  
es gilt, das Letzte aus mir herauszuholen, und sagte mir: Späte-  
stens sofort muß ich zu arbeiten beginnen! Ich glaubte auch, daß  
Gott mich auf diesen Weg stellte und ich nicht zaudern durfte. Der  
Abreisetermin von Berlin war immer noch ungewiß. Ich hatte keine  
Bücher. Die Bibliotheken waren geschlossen. Was tun? Ich telefo-  
nierte mit Gerhard Jasper – heute Pastor emer. in Bethel – da-  
mals in der Zentrale der DCSV in der Flensburger Straße in dem  
alten Hansaviertel hinter dem Tiergarten. Er war bereit, mir ein  
paar theologische Bücher zu leihen. Nur mußte ich sie selbst ab-  
holen, denn ein Weg durch die Straßen war nicht ungefährlich. Ich  
verabschiedete mich im Hotel, als ginge es an die Front, suchte meine  
Mutter zu beruhigen, ich wußte mich schon zu verhalten, wußte  
alle Straßen dorthin und auch die Nebengäßchen. Im Blick auf die  
Rigaschen Erfahrungen hieß es wieder: „Geh nur! Wir kennen das  
alles!“ Dahinter steckte noch das Vertrauen zum „lieben, alten Ber-  
lin“.

Ich erinnere mich noch meiner Schleichwege über Moabit ins  
Hansaviertel. Am Schiffbauerdamm knatterte irgendwo ein Ma-  
schingengewehr. Wir wenigen Leute auf der Straße fingen an zu lau-  
fen wie Hasen bei der Treibjagd, obwohl man zwischen den Stein-  
wänden der Häuser nie wußte, woher eigentlich geschossen wurde.  
In der Nähe des Lessingtheaters sah ich aus der Ferne eine zahl-  
reiche Menschenmenge mit roten Fahnen heranziehen und schlug  
mich nach links in die Büsche. Autos mit Zivilisten, jeder ein Ge-  
wehr in der Hand, flitzten vorbei. Es wurde erzählt, das Branden-  
burger Tor sei von den Kommunisten besetzt und Liebknecht hätte  
von oben her eine Rede gehalten. Alles klang etwas legendär. In

Alt-Moabit sah ich am Rande der Straße eine bescheidene Baracke mit der Überschrift: „Frische Kartoffelpuffer“. Da die Magenfrage trotz des Rigaschen Schweineschinkens bei mir dauernd noch offen war, so dachte ich gleich: Nicht schlecht! Eine kleine leibliche Erquickung könnte dir jetzt gerade passen! Ich trat ein. Es war ein „Miljöh“ à la Zille, dem Berliner Zeichner. Unvergeßlich! Auf offenem Feuer brutzelten die Puffer. Ein paar grobe Tische, auf deren Platte in die Mitte ein Haufen Salz geschüttet war – zur Selbstbedienung! Ein zersprungener Spiegel an der Wand. Vor allem aber: die stilechten „Bassermannschen“ Gestalten. Einer sagte etwas müde zu seinem Genossen: „Ik bin schon tagelang nich aus die Klamotten gekommen.“ So sah er auch aus, als er sich im Spiegel betrachtete und seine verwilderte Haartolle zu ordnen versuchte. Das waren die Leute, die überall dabei waren, wo's Krach gab. Aber die Kartoffelpuffer schmeckten vorzüglich. Neu gestärkt überwand ich die letzte Etappe meines „Bürgerkriegsmarsches“, bekam die Bücher und saß nachmittags schon büffelnd im Hotelzimmer.

Gegen Ende Januar konnte ich dann mit meinem Bruder und seiner Familie als Quartiermacher nach Neustrelitz vorausfahren. Wir fanden für die Eltern und Gretel in der Pension Stübinger gerade gegenüber dem Deckenschen Hause eine eingerichtete Parterrewohnung zur Straße. Die Familien der Geschwister fanden bei befreundeten Familien in der Nachbarschaft Aufnahme. So war alles gerüstet, als nach einigen Tagen die ganze Karawane einzog. Und ich war glücklich, plötzlich all die Meinen in meiner aller-nächsten Nähe zu wissen. Unsere Mutter wußte bald jene gemütliche Atmosphäre zu schaffen, die sie eigentlich stets umgab. Sie rückte Stühle und Tische im Zimmer nach ihrem Geschmack umher, hatte bald ein Handarbeitsplätzchen am Fenster und empfing Kaffeebesuche. Allerhand baltische Flüchtlinge, alte und neue Bekannte, kamen gerne zu ihr. Als erst der Frühling kam, war die Schloßkoppel, der Park, die Fasanerie den Eltern ein täglich lieber Spazierweg. Ich selbst mußte freilich mit gespannter Energie arbeiten. Ich hatte mir einen eisernen Stundenplan für jeden Tag gemacht, las eifrig Schlatter, übte Hebräisch, lernte Kirchengeschichtszahlen und trieb Bibelkunde. Als Ausländer konnte ich die Kirchenprovinz wählen, in der ich mich zum Examen meldete. Da meine alte Liebe zu Bethel und Bielefeld nicht verlorengegangen war, lag mir Westfalen am nächsten, und ich meldete mich nach Münster. Immerhin merkte ich im Laufe dieser Wintermonate, daß sowohl mein bescheidener Büchervorrat als auch mein Aufenthalt zwischen meinen Nächsten keine rechten Vorbedingungen für eine Examensvorbereitung sein konnten.

Da schenkte Gott wieder eine erstaunliche Wendung. Pfarrer Theo Schlatter aus Tübingen schrieb mir, ob ich bereit sei, für das Sommersemester 1919 als Kreiswart der DCSV nach Tübingen zu kommen. Als erstes volles Nachkriegssemester würde der Sommer besonders bedeutungsvoll sein. Der württembergische Altfreundeverband der DCSV hätte sich zu dieser Hilfe entschlossen, weil unter der großen Zahl der aus dem Felde zurückkehrenden Studenten eine wichtige seelsorgerliche Aufgabe zu erwarten sei. Ich bekäme zwar kein bares Gehalt, aber im Hause der DCSV (heute: Schlatterhaus) sollte ich ein Zimmer und die Verpflegung umsonst haben. Nach kurzem Briefwechsel sagte ich mit großer Freude zu. Ich hoffte, dort auch Zeit für die schriftlichen Examensarbeiten zu finden. Meine Aufgabe sollte in nichts anderem bestehen, als in der Stille Seelsorge unter den Studenten zu treiben. Auf diese Weise sollte der Senior des Kreises, der selbst Student der Rechtswissenschaft war und den guten schwäbischen Namen Friedrich Schiller hatte, entlastet werden. So schenkte Gott mir noch ein letztes Semester an der Universität – und dazu in Tübingen!

## 7. DER TÜBINGER SOMMER 1919 UND DAS ERSTE THEOLOGISCHE EXAMEN

*Die studentische Arbeitskonferenz in Neudietendorf – Kreiswart der DCSV – Ein Werbefeldzug – Ein kommunistischer Bibelkreis – Budenzauber – Kinderglaube? – Ich pauke aufs Examen – In Bielefeld und Bethel – Durch den Engpaß der Prüfung – Hindurch!*

Mit diesem letzten Tübinger Semester fand meine Studentenzeit ein besonders freundliches und froh machendes Ende. Der Krieg war zwar verloren, die deutsche Katastrophe größer, als ich sie je gefürchtet hatte. Aber trotz aller Erschütterung – auch über den Verlust der baltischen Heimat – hatte ich viel zu danken. Vor allem dafür, daß unsere Familie kein Glied verloren und nur materielle Verluste zu beklagen hatte. Und weiter, daß ich nun die Hoffnung haben durfte, mit meinem Studium das Ziel zu erreichen. Das Wetter war so schön, daß ich in Erinnerung nur an Sonnentage denke. Der große Kreis der DCSV brachte mir eine Reihe alter und viele neue Freunde.

Eingeleitet wurde das Semester durch eine Arbeitskonferenz unserer Studentenbewegung in Neudietendorf bei Erfurt. Fast wäre die Konferenz nicht zustande gekommen, denn in München war die Räterepublik erklärt. Studenten aus Tübingen (auch aus der

DCSV) waren gegen München im Kampfeinsatz. Es war fraglich, ob die Bahnverbindungen nach Neudietendorf intakt blieben. Es war vor allen Dingen Johannes Kühne, den ich in der Zentrale in Berlin traf, zu danken, daß die Konferenz dennoch zustandekam. Kühne war Reisesekretär der DCSV geworden, und ich kannte ihn als Schwiegersohn von Pastor Schwartzkopff, bei dem ich damals in Berlin gewesen war. Da Kühne sich der Herrnhuter Brüdergemeine angeschlossen hatte, hatte er nach Neudietendorf, das ein Gemeinort der Brüdergemeine ist, gute Beziehungen. Bei der Überlegung, ob allen Bedenken zum Trotz die Konferenz stattfinden sollte, hatte ich selbst als Vertreter der Studenten kräftig zugeredet. So kam es zu dieser denkwürdigen Arbeitskonferenz, die fast einer Neugründung der DCSV nach dem Kriege gleichkam.

Schon äußerlich war der kleine Gemeinort im Thüringer Lande in seiner stillen Abgeschlossenheit sehr geeignet für solch eine Tagung. Ich freute mich auch darum auf die Konferenz, weil ich noch nie an einem Brüderort gewesen war.

Die Bibelarbeit auf der Konferenz hielt uns Pastor Walter Michaelis, der sich in feiner geistlicher Weise in die nicht leichte Situation der Konferenz, auf der viele Geister aufeinander platzten, hineinfand. Ich erinnere mich, wie er über Nacht den Textplan der Konferenz für seine Andachten über den Haufen warf und sich von Gott einen neuen Bibeltext anweisen ließ. Spannungen entstanden wesentlich dadurch, daß die alten DCSVer der Vorkriegszeit, die noch Erweckungsluft geatmet hatten und durch Männer wie Pückler, Heim, Spemann indirekt stark von der Gemeinschaftsbewegung geprägt waren, sich einer neuen jungen Generation gegenüber sahen, die von der Jugendbewegung, vom Wandervogel und von der freideutschen Jugend her ihren Stil gefunden hatte. Innerhalb des Sekretärkreises hatte sie in Dr. Eberhard Arnold, dem Schriftleiter der „Furche“, ihren Rückhalt. Es waren kluge, dialektisch begabte Männer, die die schwachen Seiten der DCSV erkannten. Aber wie alle Opponenten waren sie in Gefahr, über der Kritik die positive Substanz der biblischen Botschaft geringer zu achten. Sie vertraten eine immanente und subjektive Religiosität, die durchaus eindrucksvoll und für junge Menschen bestechend war.

Mir persönlich wäre nach meiner Veranlagung diese romantische Art sehr naheliegend gewesen. Vielleicht setzte ich mich gerade darum ihr gegenüber zur Wehr. Ich fürchtete die Problematik und brauchte für mich selbst schlichte biblische Kost. Diese wollte ich auch den Kommilitonen bringen. Ein Referat, das mir übertragen gewesen war, klang offenbar recht pietistisch. Ich hatte viel auf die Notwendigkeit des Gebets hingewiesen, bekam hernach auch man-

die freundliche Zustimmung, war aber doch überrascht, als ich bald sozusagen als Exponent des „rechten Flügels“ galt. Im Verlauf der von viel Gegensätzen getragenen Tage fiel das Wort: Wenn wir zusammenbleiben wollten, sollten sich Karl-Udo Iderhoff (der Verfasser des Buches „Jesus in unserem Schülerleben“) und Hans Brandenburg zusammensetzen und sich aussprechen. Dann fänden auch die übrigen zueinander! Nun, auch ohne dieses Religionsgespräch kam es zu einem fruchtbaren Mit- und Zueinander, weil eins vom andern lernen wollte. Gerne erinnere ich mich an die kristallklaren Zeugnisse von stud. phil. Joachim Müller, noch in Uniform eines Leutnants, und an stud. theol. Friedrich Wolf aus Bethel, der das letzte Semester schon in Leipzig verbracht hatte, da er durch eine schwere Verwundung schon 1917 endgültig aus dem Kriege heimgekehrt war. Er sollte in Tübingen im kommenden Sommersemester der „Fuchsmajor“, der Erzieher der jungen Semester, sein. Es war daher sehr förderlich, daß wir uns nicht nur in unserer Abgrenzung gegenüber dem romantischen Subjektivismus fanden, sondern auch in einer Theologie, die sich auf Schlatters Vorlesungen freute.

Sehr förderlich war auch die Teilnahme der Herrnhuter Brüder. Gerne nahmen wir am Gottesdienst Bruder Burkhardts teil. Aber jedesmal freuten wir uns auch, wenn der zwergenhaft kleine Missionar Weber, der jahrelang unter den Tibetern des Himalaja gewirkt hatte, das Wort ergriff. Er redete mit Vollmacht. In seinem kleinen Körper war ein großer Geist. Am stärksten wirkte wohl die Bibelarbeit von Michaelis. Unvergessen bleibt auch eine gemeinsame Wanderung auf die Wachsenburg, eine der „Drei Gleichen“, von der wir einen herrlichen Ausblick ins schöne Thüringer Land hatten.

So hat Neudietendorf für mich einen guten Klang behalten. Ich bin ein Jahr später kurz auf der zweiten Konferenz dort gewesen, die stark durch Paul Humburg geprägt wurde. Das Band mit den Herrnhutern, das ich schon in Berlin geknüpft hatte, wurde noch fester.

Und dann folgte der reiche Sommer in Tübingen. Es mag auch damals manche Nöte und Sorgen gegeben haben, aber ich erinnere mich nur an Sonne und Freude. Ich rieche noch den starken Duft des Holunderbusches unter meinem Fenster und lehne mich im Geist aus diesem hinaus und sehe vom Osterberg auf die liebe alte Neckarstadt. In gleicher Höhe mit meinem Fenster lebte der Türmer im Turm der Stiftskirche, der halbstündlich sein Horn blies. Meine schöne Bude wurde ein- bis zweimal wöchentlich von studentischen Kleinkreisen bevölkert, die mit mir die Bibel lasen.

Aber ehe das Semester losging, mußte eine umfangreiche Werbe-

arbeit geschehen, die ich organisieren sollte. Ein kleiner Stab von Kommilitonen stand mir zur Seite. Täglich in der Frühe brachte der jüngste unter ihnen die Adressen der Neuimmatrikulierten, die in der Aula angeschlagen waren. Wir verteilten die Adressen untereinander und gingen je zwei und zwei, Besuche zu machen. Probenummern der „Furche“ und kurze evangelistische Vorträge aus dem Furcheverlag nahmen wir mit. Unser Ziel war: Jeder neu nach Tübingen kommende Student sollte persönlich zu zwei Veranstaltungen eingeladen werden, zu einem Vortrag oder Bummel und zu einer Bibelstunde. Bei auch nur unverbindlicher Zusage wollten wir ihn abholen. Es war eine Riesearbeit und kostete nicht nur ein Opfer an Zeit. Oft wurden wir recht mitleidig abgefertigt. Alte Offiziere und Frontkämpfer, Korpsstudenten und Burschenschaftler – keiner sollte vergessen werden. Solche Aktionen dürfen nicht nach dem statistisch sichtbaren Erfolg gewertet werden. Das Zeugnis hat auch so seine Kraft, und eine studentische Schrift blieb am Ort liegen. Übrigens war der ganze Feldzug kein Fehlschlag. Unser DCSV-Kreis stieg an Zahl auf 150 bis 200 Glieder. Unsere Bibelstunden oder Vortragsabende waren gut besucht. Wenn ich das alte Bild der Kommilitonen, das im Burghof von Hohentübingen aufgenommen wurde, ansehe, staune ich, wieviele von denen, die sich damals mit uns des Kreuzes Christi nicht schämten, auf verantwortungsvolle Posten geführt wurden. Missionsärzte und Pfarrer, Professoren der Theologie und der Medizin, ein Bundesminister, ein Ministerialdirektor, Studienräte und Studiendirektoren, Naturforscher und hohe Verwaltungsbeamte gingen aus diesem Sommersemester der DCSV hervor.

Viel dankten wir wieder Adolf Schlatter, der uns unermüdlich half und ein rechter Protektor der Arbeit blieb. Seine Bibelstunden waren überfüllt. Freilich erwartete er anschließend eine lebhaftere Aussprache statt einer Verlegenheitspause. Einmal hat er mich tüchtig blamiert. Als wieder die Aussprache auf sich warten ließ, sprang der kleine alte Mann temperamentvoll auf und bohrte seinen Zeigefinger in meine Richtung. Dabei rief er laut: „Herr Brandenburg! Wie heißt's? Ich glaube, darum – schweige ich!“ Ich wurde puterrot und dachte: das soll mir aber nicht ein zweites Mal passieren! Von nun an bereiteten wir die Aussprachen so vor, daß der erste und zweite Diskussionsredner verpflichtet wurden.

Auch im Sprechzimmer war Schlatter immer für uns da, selbst wenn er oft den Federhalter in der Hand behielt. Auch hier ging es manchmal lebhaft zu. So waren Hermann Schlingensiefen und ich inmitten des Semesters nach Marburg abgeordnet, wo Eberhard Arnold eine studentische Tagung abhielt, die die Geburtsstunde des

„Neuwerks“ wurde. Später entstand daraus der Habertshof und die christlich-kommunistische Bewegung der Brüderhöfe. Neben Vorträgen und Rundgesprächen gab es allerhand Volkstänze, an denen wir uns fröhlich beteiligten. Schlatter ahnte einen andern Geist, der seine Ziele mit der DCSV stören wollte. Als ich eine Woche später bei ihm im Zimmer zum Gespräch bin, blitzt es plötzlich in seinen Augen von stechendem Feuer, und er ruft laut: „Und Sie haben auch auf der Wiese in Marburg mitgehopt!“ Schlatter wußte besser als ich, daß es nicht um ein harmloses Blindkuh-Spielen ging, sondern daß der „neue Lebensstil“ auch eine neue Religiosität verkörperte.

Noch einmal erweckte ich den Zorn meines Lehrers, ohne ihn wieder versöhnen zu können. Am Ende dieses Semesters standen wir vor der Frage, ob ein so großer Kreis noch in alter Weise von einem Mittelpunkt aus betreut werden konnte. Bei einer Aussprache im Kreise, an der auch Pfarrer Theo Schlatter teilnahm, setzte ich mich dafür ein, daß wir versuchen sollten, an mehreren Stellen Tübingens DCSV-Kreise zu gründen. Mit Recht befürchtete Professor Schlatter, daß dann die einheitliche Linie gefährdet sei. Er war durch seinen Sohn von meiner Haltung orientiert und sagte mir bei einem Gespräch unter vier Augen sehr energisch: „Legen Sie uns hier kein Kuckucksei ins Nest, das wir später ausbrüten müssen!“ Zu Schlingensiepen hat er später das mich hart treffende Wort gesagt: „Dem Brandenburg steckt der baltische Herrenmensch noch im Nacken!“ War es wirklich Herrschsucht oder nur unreife Rechthaberei, die mich trieb? Ich habe später oft Gelegenheit gehabt, mich darin zu prüfen. Schlatters Kritik wurde mir hilfreich.

Auf meinem Zimmer sammelte ich auch einen kleinen Bibelkreis, zu dem nur vier Studenten kamen, die sich alle zum Kommunismus bekannten. Dieser war damals weltanschaulich noch nicht so verengt durch den sturen Atheismus der Sowjetrussen. Pazifistische, religiös-sozialistische, ja sogar anarchistische Elemente gärten alle in einem Topf. Ich selbst war mit meinem Urteil noch nicht klar. Meine volkswirtschaftlichen und politischen Kenntnisse waren sehr bescheiden. Am Kapitalismus war ich desinteressiert. Ich sah viel echten Idealismus und Opferfreude auf der kommunistischen Seite. Mag sein, daß meine Haltung das Vertrauen jener vier gewann. Sie waren einverstanden, als ich einen kleinen Kreis mit ihnen allen vorschlug, wo wir über „Imperative Jesu“ miteinander sprachen. Einfach war meine Aufgabe nicht. Die vier waren auch untereinander recht verschieden, und es gab unter ihnen mancherlei Gegensätze. Mit einem von ihnen hatte ich eines Abends ein erregendes Erlebnis. Ich weiß nicht, wie es kam, daß bei einem offe-

nen Abend irgend jemand für die Freikorps warb. Am Ausgang verabschiedete ich die Weggehenden. Jener hatte einen roten Kopf und sagte: „Daß die DCSV heute nicht aus Protest geschrien hat, werde ich ihr nie vergessen.“ Ich hielt ihn an und sagte, wir wollten noch gemeinsam einen Nachspaziergang machen. So gingen wir nächtlicherweise durch die Platanenallee der Neckarinsel. Ich suchte das Gespräch vom Politischen zum Religiösen zu wenden und redete von Jesus. Plötzlich blieb er stehen, stampfte mit dem Fuß auf und rief erregt: „Ich weiß, was Sie wollen! Ich *will* aber nicht!“ Ich sagte „Gute Nacht“ und ließ ihn allein.

Als ich Anfang August mein Comitatus feierte, d. h. die feierliche Verabschiedung aus dem Studium, und von vielen Freunden zum Bahnhof begleitet wurde, begegnete mir jener nächtliche Mitwanderer. Er steuerte gleich auf mich los, drückte mir die Hand und sagte laut vor den Anwesenden seinen Dank.

Im übrigen ging es im DCSV-Kreis Tübingen wie stets recht stürmisch und fröhlich zu. Als eines Abends mein Nachbar, der auch zu jenem edelkommunistischen Bibelkreis gehörte, zum Vortrag des altkonservativen Reichstagsabgeordneten Graf Westarp ging, bauten ein paar junge badische Semester ihm heimlich einen Buzzauber. Da sie den Schlüssel zu seinem Zimmer nicht hatten, kletterten sie über das Dach durchs offene Fenster und räumten ihm auf dem gleichen Wege das ganze Zimmer aus. Nur die Bücher galten als tabu. Da der große Tisch sich gegen die kleineren Fenster des Treppenhauses sträubte, mußte er mit Stricken zwei Stockwerke in die Tiefe des Hofes herabgelassen werden. Ich selbst kroch den Weg übers Dach, um mich vom Erfolg dieses „Zaubers“ zu überzeugen. Am Spiegel war ein Zettel befestigt: „Das Privateigentum ist in diesem Zimmer aufgehoben!“ Unter der Tür ein zweiter Zettel: „Heute bitte ein Stockwerk tiefer!“ Mit viel Mühe und Fleiß war das gesamte Zimmer unten in der Kleider-Ablage wieder aufgebaut. Das Bett sauber bezogen. Selbst ein Teller mit frischen Kirschen auf dem Tisch fehlte nicht. Boshafterweise lag daneben die damalige hochkonservative Süddeutsche Zeitung. Alles war liebevoll hergerichtet. Es war ein Hauptgaudi.

Theologisch brachte mir dies letzte Semester leider nicht viel. Ich brauchte täglich ein paar Stunden, um meine schriftlichen Examensarbeiten zu machen. Natürlich hatte ich auch als Kreiswart reichlich Beschäftigung. Aber immerhin habe ich einige Vorlesungen hören können. Nun, wer sieht nicht mit einem gewissen Bedauern auf sein Studium zurück, weil mangelnde Reife und geringes Geschick uns hinderte, alle großen Möglichkeiten solch reicher Zeit auszunutzen. Schlatter sagte wiederholt, daß er bedaure, sei-

ne Arbeit meist an noch recht unreifen Menschen tun zu müssen, da ihm die Kirche keine Gelegenheit gäbe, den schon im Amt Stehenden zu helfen.

Der letzte Abend kam. Der Abschied war für mich recht wehmütig, so fröhlich wir feierten! Im übrigen erinnere ich mich einer kleinen Episode, die mir lange nachging. An jenem fröhlichen Abend saß ein erstes Semester mit einer rechten Leichenbittermiene vor mir. Ich fragte, was in ihn gefahren sei. Da er nicht recht mit der Sprache herauskam, ging ich mit ihm auf mein Zimmer. Ich erschrak, als der junge Student plötzlich zu schluchzen anfangte: Mit seinem Studium sei es jetzt aus! Sein Vater hätte ihn beim Abschied ermahnt, bloß seinen Kinderglauben nicht zu verlieren, sonst lasse er ihn gar nicht erst studieren! Na, und jetzt sei ihm schon im ersten Semester alles in die Brüche gegangen! Wie gut, daß ich ein wenig bei Schlatter in die Lehre gegangen war. Dieser hatte uns eines Abends gesagt: „Ihren Kinderglauben werfen Sie getrost in den Neckar! Sie brauchen einen Mannesglauben.“ Ich konnte ihn trösten und betete mit ihm. Der Student von damals ist seit Jahrzehnten ein von Gott gesegneter Gemeindepfarrer im Schwabenland.

Die nächsten etwa sechs Wochen waren recht unruhig und reich an Arbeit. Es war klar, daß ich in Tübingen nicht entfernt genug Zeit zur Vorbereitung zum Examen erübrigen konnte. Ich war froh, die schriftlichen Arbeiten einigermaßen unter Dach zu bringen. Daneben trieb ich kräftig Bibelkunde, da bekannt war, daß Generalsuperintendent Zöllner hohe Anforderungen in diesem Fach stellte. Ich suchte soweit zu kommen, daß ich im Neuen Testament von jedem Kapitel der Evangelien und Briefe wenigstens den Inhalt hersagen konnte. Aber es gab noch genug Lernstoff. Ich hatte mich deshalb nach Bethel an Pastor Östreicher an der Theologischen Schule gewandt mit der Bitte, mich ein wenig einzupauken. Er war für diese Spezialität bekannt und hatte sein Interesse an mir wiederholt bekundet. Da meine Geldmittel restlos erschöpft waren, wandte ich mich an meine Bielefelder Freunde und bat sie, mich durchzufüttern. Wie herrlich hemmungslos ist doch ein Student! Es klappte dank der Freundschaft von Pastor Michaelis und Pastor Kuhlo vorzüglich. Etwa alle zehn Tage wurde ich weitergereicht.

Pastor Östreicher war ganz großartig. Mit Strenge und Milde übte er mit mir, gab mir Aufgaben, fragte mich ab und und las mit mir kursorisch hebräische Texte. Eines Tages sagte er unvermittelt zu mir: „Ich bin dafür, daß Sie sich nach dem Examen eine Lizentiatenarbeit geben lassen und promovieren.“ Ich fing laut an zu lachen: „Lieber Herr Pastor! Ich werde Gott auf den Knien

danken, wenn ich hindurchkomme. Höher gehen meine Absichten nicht.“ Aber er wurde nun ärgerlich: Ich könne, wenn ich wolle, und ich solle mich gefälligst anstrengen usw. Nun saß mir der Floh im Ohr. In der Stille machte ich mit meinem Gott einen Bund: falls ich unerwartet ein „Gut“ bekäme, so wollte ich es als ein Zeichen ansehen, daß ich promovieren sollte. Ich verriet meinen Gedanken niemand, um mich nicht auslachen zu lassen. Ohnehin haben später meine besten Freunde diesen Schritt einen Husarenritt genannt.

Ich ging aber keineswegs bloß im Lernen auf. Die Wochen bei meinen Bielefelder Freunden machen mich noch nachträglich sehr dankbar. Mit Freuden assistierte ich dem jungen Vikar in seiner BK-Arbeit. Aber je näher das Examen kam, um so bänger wurde mir zumute. Noch heute, wenn ich von Bielefeld her durch Hamm fahre, denke ich an das Herzklopfen, mit dem ich dort in den Zug nach Münster umstieg. Aber schon auf dem Bahnhof in Münster wurden meine Hoffnungssegel geschwellt. Ein junger Theologiestudent, auch sonst ein wenig überschwenglich, holte mich ab und verriet mir, daß ich eine „großartige“ Kirchengeschichtsarbeit abgeliefert hätte. Er hätte es bei einer Gelegenheit vom Professor selbst erfahren. Nun, der junge Kommilitone wird etwas übertrieben haben. Mir aber hat diese Ermunterung gut getan. Ich ging nun immerhin mit einem positiven Vorzeichen in die unmittelbare Gefahrenzone hinein.

Noch sehe ich mich vor dem langen Tisch sitzen, hinter dem die Examinatoren saßen. Es präsierte der „General“ Zöllner, ein profilierter lutherischer Kirchenmann. Schade, daß er durch seine vermittelnde Haltung im Kirchenkampf ein paar Zacken seiner Krone verloren hat. Temperamentvoll, ein wenig kirchenfürstlich, aber doch menschlich sympathisch und als Prüfender angenehm. Es ist die alte Erfahrung: am besten prüft, der selbst viel weiß und kann. Noch angenehmer in seinen Fragen war Konsistorialrat Kähler, der Sohn des alten Professors Martin Kähler. Ich kannte ihn noch als Pastor an der Pauluskirche in Bielefeld. Vorher war er kurze Zeit Dozent für Neues Testament an der Theologischen Schule in Bethel gewesen. Als einziger Universitätsprofessor prüfte der Geheimrat Georg Grützmaker als Kirchenhistoriker. Dazu Konsistorialrat Pröbsting aus Lüdenscheid als Spezialist für Philosophie und Pädagogik. Wir waren etwa ein halb Dutzend Kandidaten. Ich saß zwischen dem früh verstorbenen Florin und Wilhelm Brandt, dem späteren Leiter der Theologischen Schule in Bethel und nachmaligen Rektor des Diakonissenhauses Sarepta in Bethel. Beide Kandidaten glänzten mit ihren Antworten und erhielten in

sämtlichen Fächern ein „Sehr gut“. Damit konnte ich schwer Schritt halten. Sowohl meine Katechese als mein Predigtentwurf wurden von Zöllner nur mit einer „Drei“ bewertet. Im übrigen ging es glatter, als ich befürchtet hatte. Als Schüler Östreichers konnte ich hebräisch gut. Auch sonst war ich um Antworten nicht verlegen. Nur als in einer Pause angekündigt wurde, wir würden nun in Geschichte der Pädagogik geprüft, sah ich schwarz. Damit hatte ich mich zeit meines Lebens nie beschäftigt. Die Beteiligten waren kameradschaftlich genug, mir schnell ein paar Stichworte über den „orbis pictus“ des Amos Comenius und vom Philantropin eines Dr. Basedow zu verraten. Das ließ sich einigermaßen behalten. So gelang es mir, mit ausschmückenden Worten diese wenigen pädagogischen Versatzstücke zu benutzen, damit sie ein ausreichendes Feigenblatt für meine Blöße darstellten.

Ich war aber doch erstaunt, als mir die Gesamtnote „Gut“ verkündet wurde. Kähler, der gute Menschenkenner, sagte allerdings dazu: „Ja, Herr Kandidat, wir haben Ihnen zwar ein Gut zugestimmt, aber ich hatte doch den Eindruck, auf einer sehr dünnen Eisschicht gegangen zu sein.“ Ich dachte heimlich: Sei doch froh, daß du nicht eingebrochen bist! Er fuhr dann fort: „Ich möchte Ihnen daher den Rat geben, sich eine wissenschaftliche Arbeit geben zu lassen, damit Sie Ihre theologischen Gesamtkenntnisse vertiefen.“ Das war eine deutliche Sprache meines Gottes, der mich an unsern Bund erinnerte: bei „Gut“ soll ich promovieren! Als Fach kam für mich nur Kirchengeschichte in Frage. Ich ging daher zu Professor Grützmaker und legte ihm mein Anliegen vor. Er machte zwar zuerst etwas erstaunte Augen, bestellte mich aber zum nächsten Tage wieder und schlug mir dann vor, eine Arbeit über die Galaterbriefvorlesung Luthers vom Jahre 1516/17 zu machen. Die Nachschrift dieser Vorlesung war erst kürzlich durch Professor Schubert-Heidelberg in den Veröffentlichungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Nun galt es, diesen neuen, interessanten Fund für die Geschichte des jungen Luther auszuwerten und in die Entwicklung des Reformators hineinzuzeichnen. Zwar war mir vor dem vielen Latein etwas bange, das ich seit Jahren nicht getrieben hatte. Dennoch sagte ich sofort zu. In Luthers Latein las ich mich schnell ein. Die Arbeit nötigte mich zu gründlichem Lutherstudium. Vor allem mußte ich seine bekannte Römerbriefvorlesung, die er ein Jahr vor der Galatervorlesung gehalten hatte, fleißig lesen und mich auch sonst in der reichen neuen Lutherliteratur umsehen.

Ich fuhr nach Neustrelitz heim. Die Freude am wohl gelungenen Abschluß des Studiums wurde durch den unerwarteten Tod der

Schwester meiner Braut getrübt. Es vergingen einige Wochen, dann kam die Nachricht vom Konsistorium in Münster, daß ich mich in Kürze in Kattenvenne, Kreis Lengerich, bei Pfarrer Lic. Sachsse zur Absolvierung meines Lehrvikariatjahres zu melden hätte. Damit begann mein „ländliches Jahr“.

## 8. DAS LÄNDLICHE JAHR IN KATTENVENNE (1919/20)

*„Pastorlehrling“ – Die Schönheit der Heide – Im Landpfarrhaus – Die Heidebauern – Die Landjugend – Generalstreik! – Zu Fuß nach Bielefeld – Ich promoviere – Das Rigorosum – Hochzeit*

Da Generalsuperintendent Zöllner wußte, daß ich das Jahr des Vikariats für eine wissenschaftliche Arbeit benutzen wollte, hatte er mir ein Vikariat in der Nähe der Universitätsstadt Münster vermittelt. Hier hatte ich die günstige Verbindung zur Fakultät, zur Universitätsbibliothek und vor allem zu Professor Grützmacher. Außerdem war mein Pfarrer und Vikarsvater, Lic. E. Sachsse, nebenamtlich Privatdozent für Altes Testament in Münster. Ich konnte also für diese Entscheidung dankbar sein. Auch wenn Sachsse sich für meine Arbeit wenig interessierte, so war der Umgang mit ihm doch theologisch förderlich. Seine Spezialinteressen (Topographie Jerusalems, Etymologie des Namens Israel u. a.) interessierte mich auch. Außerdem war er voll von Professorenwitzen und Anekdoten. Obwohl wir sehr verschiedene Charaktere waren, habe ich mich in seinem Hause wohlgeföhlt.

Noch in Neustrelitz suchten wir voll Spannung auf der Landkarte, wo der uns bisher unbekannt Ort Kattenvenne läge. Schließlich fanden wir ihn an der D-Zugstrecke von Hamburg ins Ruhrgebiet, und zwar auf halbem Wege zwischen Osnabrück und Münster.

Die Grafschaft Tecklenburg, in der Kattenvenne liegt, hatte früh das reformierte Bekenntnis angenommen. Da die benachbarten Bischöfe, Münster im Westen und Osnabrück im Osten, keine Lust hatten, auf ihren Wegen durch das Ketzlerland zu reisen, so umgingen die alten Straßen dieses ursprünglich unfruchtbare Heideland. Erst die Eisenbahn hat auch hier die geistigen Grenzen niedergelegt. Seitdem geht der Weg von Hamburg und Bremen nach Köln quer durch die Grafschaft. Aber jene jahrhundertelange Abgeschlossenheit hat diesen Heidebauern noch viel Eigentümlichkeiten bewahrt, die um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts noch sehr zu spüren waren. Für mich bedeu-

tete das ländliche Jahr in der Tecklenburgischen Heide eine große Bereicherung. Daß ich ausgerechnet nach Kattenvenne heiratete und den ersten Monat meiner Ehe dort verlebte, hatten Anna-Luise und ich freilich nicht erwartet.

Unser Pastor Keller in Riga sagte wiederholt, daß jeder Städter wenigstens eine Weile auf dem Lande leben sollte. Erst da, wo Menschen an der Scholle wurzeln und dem Mutterboden der Erde die Frucht abgewinnen, lernt man den Menschen recht kennen. Ich möchte das rückblickend unterstreichen. Damals fehlte die moderne Technik noch fast gänzlich in der Landwirtschaft. Der Mensch mußte weithin mit der Kraft seiner Arme der Heide und dem Moor, dem Sand und dem Sumpf das nötige Land abgewinnen und festhalten. Viele Bauernfamilien saßen seit Jahrhunderten auf ihrem Hof. Das ergab eine Art von Bauernaristokratie, die sich ihres Wertes wohl bewußt war. Die großen Bauern hießen die Kolonen. Neben ihnen standen die Kötter, die nur ein kleineres Haus, den Kotten, besaßen. Abhängiger waren die Heuerlinge oder Heuerleute, die bei den Besitzern des Bodens, den sie gepachtet hatten, zur Mitarbeit verpflichtet waren. In jener Zeit der Revolutionierung unseres Volkes spitzten sich auch hier Gegensätze zu, die zu einer gewissen Form des Klassenkampfes führten.

Die Landschaft der Heide hat ihre herbe Schönheit. Oft wurde ich an die Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff erinnert, die aus dem benachbarten Münsterlande stammte. Die Bevölkerung lebte nicht in geschlossenen Dörfern. Auch Kattenvenne war kein Dorf, sondern nur eine Bauernschaft neben den Bauernschaften Meckelwege und Ringel. Aber da die Kirche und das Pfarrhaus in der Nähe des Bahnhofs standen und hier die Molkerei, ein Laden, eine Wirtschaft und einige Häuser der Eisenbahner standen, gab es hier eine gewisse Häufung von Gebäuden in Form einer Streusiedlung. Sonst aber lagen die Höfe bis zu einer Stunde Fußweg weit zerstreut. Nur ein oder zwei Chausseen (natürlich ohne Asphalt) gingen durchs Land. Diese ländliche Abgeschiedenheit – trotz der Nähe des Bahnhofs – die äußerlich so große Stille (nur ganz selten hörte man einen Motor), die reine Heideluft – all das wirkte auf mich naturhungrigen Menschen sehr beglückend. Gewiß konnte es auch hier manchmal sehr laut zugehen. Das merkte ich im Laufe des Jahres, wenn in der benachbarten Wirtschaft Tanz war, wobei es manchmal zu blutigen Raufereien kam. Nicht nur der Alkohol, sondern auch die böse Zeit, die hinter uns lag, hatten verwildernde Einflüsse. Nur wer an den Geschicken der Menschen und ihrer Familien so sehr teilnimmt wie der Pastor einer Gemeinde, weiß, daß das Idyll als Dauerzustand nur in der Dichtung vor-

kommt. Daß die Notzeit unseres Volkes noch nicht zu Ende war, merkten wir an den „Hamstern“, die aus dem Kohlengebiet kamen. Während des Kapp-Putsches im März des neuen Jahres hörten wir aus der Ferne den Kanonendonner bei Wesel. Aber auch ohne dieses gab es Leid und Tragödien hier in der stillen Heide.

Unvergeßlich ist mir die Ankunft. Je näher der Zug Kattenvenne kam, um so gespannter war ich. Erst später erkannte ich, daß auch mein Vikarsvater und seine Frau nicht ohne Spannung ihrem ersten Vikar entgegensahen. Als ich an einem trüben Nachmittag aus dem Zug stieg und mich etwas ratlos umsah, legte ein langer, schlanker Mann seine Hand auf meine Schulter und sagte nicht ohne Pathos: „Kommen Sie!“ Die sonderbare Form dieser Begrüßung habe ich später verstehen gelernt. Sachsse war ein von Herzen guter Mann. Aber er war der ein wenig zerstreute und weltfremde Gelehrte. Hinter einem feierlichen Ton verbirgt sich oft Unsicherheit und Verlegenheit. Trotz eines etwas schütterten Kinnbartes, der nicht so recht gedeihen wollte, sah Sachsse jung aus. Er war damals wohl Mitte Dreißig. Wasserblaue, etwas erstaunt schauende Augen gaben ihm ein kindliches Äußere. Selbst wenn er ein strenges Gesicht machte und die Stirne runzelte, wirkte er nicht so ernsthaft. Eine seiner liebenswürdigsten Gaben war seine Musikalität. Auf dem Klavier entwickelte er eine gute Technik. Er liebte Statistik und Zahlen, obwohl es in seinem Zimmer oft unordentlich aussah. Aber so ist es oft im Amtszimmer eines Landpastors, der von seiner Kirchenbehörde in einen dauernden Papierkrieg verwickelt wird. Allwöchentlich war Pastor Sachsse ein bis zwei Tage in Münster, wo er alttestamentliche Vorlesungen hielt. So kreuzte sich in seinem großen Arbeitszimmer das ländliche Pfarramt mit dem städtischen akademischen Lehramt. Daneben bastelte er an einem großen Modell des antiken Jerusalem, wozu er nicht nur große Kenntnisse, sondern auch praktische Begabung hatte. Mehrmals im Jahr kam es vor, daß er vormittags in mein Zimmer kam, wo ich in meine Lutherstudien vertieft war und er mich sonst nicht zu stören pflegte. Dann sagte er in sachlich anordnendem Ton, dem man anmerkte, daß ihm selbst die Störung peinlich war: „Herr Vikar, es geht nicht anders. Wir müssen wieder mal aufräumen! Ich kann in meinem Zimmer nichts mehr finden.“ Selbstverständlich war ich als schnelle Unfallhilfe bereit. Abgesehen davon, daß mein Pastor mir viel Zeit für meine wissenschaftliche Arbeit ließ, machte es mir riesigen Spaß, in ein bis zwei Stunden mit ihm alle belegten Stühle frei zu machen, Akten zu bündeln, Zeitschriften zu ordnen usw. Es ist immer schön, den Übergang vom Chaos zum Kosmos zu erleben.

War er bei aller Klugheit doch etwas trocken, so hatte seine lebhaftige und anmutige Frau viel Humor und Sinn für komische Situationen. Wir haben zu dritt viel gelacht. Dazu trugen auch die drei vorschulpflichtigen Kinder bei. Das vierte traf im Lauf des Jahres ein.

Meine Pflichten waren nicht allzu umfangreich. Etwa alle vierzehn Tage – eine Predigt. In der Woche eine Stunde Unterricht der Vorkonfirmanden. In der reformierten Kirche Tecklenburgs bestand ein dreijähriger Unterricht. Im letzten Jahr vor der Konfirmation waren die Kinder schon in der Lehre. So bestimmte es die alte Tecklenburgische Kirchenordnung und die Tradition. Kein Lehrherr widerstand dieser Ordnung. Die Kinder waren dadurch bei der Konfirmation aufnahmefähiger und reifer. Ich unterrichtete nun die Jüngsten und hatte große Freude an ihnen. Obwohl in der Gemeinde ein starker Kirchenbesuch Sitte war, konnte man damals nicht von einem ins Auge fallenden Glaubensleben reden. Nach der Kirche verteilte der Landbriefträger die eingetroffene Post. Auch die damals noch geltenden Brotmarken wurden auf dem Kirchplatz zu dieser Stunde verteilt. Schon darum mußte aus jedem Haushalt wenigstens ein Glied zur Kirche kommen.

Dennoch merkte ich bald, daß sich auch in dieser Durchschnittsgemeinde Menschen fanden, die mehr suchten als kirchliche Tradition. Ich denke an den kleinen Fritz H. Im Unterricht hatte ich das Gleichnis vom verlorenen Schaf behandelt und zuletzt gefragt: „Wer ist denn das verlorene Schaf?“ Zuerst kam die gewöhnliche Antwort: „Alle Menschen!“ – „Aber hier steht doch nur von einem einzigen!“ Da hebt Fritz schüchtern den Finger: „Das bin ich.“ Bei einem Besuch in seinem einsam gelegenen Elternhaus in der Heide hörte ich aus der Ferne Fritzens Stimme: „O daß ich tausend Zungen hätte.“ Der Junge drehte gerade die Buttermaschine, sah mich kommen und meinte, dieses kürzlich gelernte Lied sei geeignet für den Empfang des Vikars. Vater H. hatte als Soldat im Soldatenheim zum ersten Mal in seinem Leben eine Bibelbesprechungsstunde erlebt und erzählte mir ganz beglückt davon. Er erzählte mir auch, wie er des Morgens seinen Fritz geweckt habe: „Fritz, stah up!“ Aber Fritz wäre liegen geblieben. Das war dem Vater ungewohnt, und er schalt ihn. Aber Fritz antwortete ruhig: „Vater, ick bete.“ – „Nun laß ich ihn morgens bisken länger liegen!“ Unter den Buben und Mädeln hatte ich eine Anzahl solch ermutigender Gestalten. Ich habe sogar einmal gewagt, mit den Kindern in der Kirche ein Deklamatorium über den König David von Ernst Modersohn aufzuführen. Ich höre noch die einfältig andächtigen Stimmen der Kinder.

Zu Hausbesuchen wurde der Vikar oft hinausgeschickt, und ich machte sie gerne. Da war die alte blinde Minna T. Ich meinte, ihr beim Besuch die Neuigkeiten der Weltgeschichte erzählen zu sollen, an denen im Jahre 1919/20 kein Mangel war. Der Segen des Rundfunks war noch nicht über unser Volk gegossen, und die Zeitung konnte die Blinde nicht lesen. Aber bald unterbrach sie mich: „Nun, Herr Vikar, wir wollen mal keine Zeit verlieren! Lesen Sie mir aus der Bibel!“

Verwandt mit Minna war der alte Suhre, „Uns'-lieb'-Herrgott-Suhre“ genannt. So hieß er, weil er mit überzeugendem Ton oft zu sagen pflegte: „Uns' lieb' Herrgott bewohr uns!“ Zu ihm ging ich am liebsten. Könnte ich doch seinen herrlichen Charakterkopf malen! Der schneeweiße Stoppelbart umrahmte das ausrasierte Kinn. Das wetterbraune Gesicht war beherrscht von freundlichen blauen Augen und durchfurcht von viel Runzeln. Er war Jahrzehnte seines Lebens mit einer Kiepe voll Eiern nach Münster auf den Markt gefahren als sogenannter „Kiepkker“. Die wenigen Pfennige, die er für die Eier bekam, hatten ihn nicht reich gemacht. Aber der Rücken war krumm geworden von all den Lasten. Doch hatte er die Menschen und seinen Gott kennengelernt. Sein Haus stand dem Einfluß des Wortes Gottes weit offen. Eine Tochter war Betheler Diakonisse, sein Sohn eifriges Mitglied des Posaunenchores. Eine Unterhaltung mit dem alten Suhre war immer ein Gewinn. Unge sucht wurden es „sacri conversazioni“, wie der Italiener sagt, „heilige Gespräche“.

Zur Verwandtschaft Suhres gehörte auch jene Kriegerwitwe, deren Sohn bei mir im Unterricht war. Bei einem Besuch sagte sie zu mir: „Man möchte ja seine Kinder für den Herrn erziehen.“ Ich horchte bei diesem Ausdruck auf, denn er war eigentlich nicht die Sprache der Kattenvenner. Die Frau des Lehrers Jasper, die von einem alten Bauernhof stammte, berichtete mir, daß die drei soeben genannten Familien eine gemeinsame Urgroßmutter hätten, von der bekannt war, daß sie die aufgeschlagene Bibel immer vor sich hatte, wenn sie auf ihrem großen Lehnstuhl saß. Hier sah ich etwas von dem Erbsegen, der von solch einer Mutter in Christo ausgeht. Die Häuser und Höfe der Heide liegen weit verstreut. Aber die Gebete einer alten Oma gehen über Hecken und Zäune.

Daß es im übrigen in der Bevölkerung auch wild hergehen konnte, erwähnte ich schon. Ich saß einst am Krankenbett eines Schwerverletzten, dem der eigene Bruder im Rausch, offenbar aus Eifersucht, mit der Schippe den Schädel eingeschlagen hatte. Selten verging eine Vollmondnacht ohne Einbruchsdiebstahl oder Überfall. Die Schuldigen mögen öfters Auswärtige gewesen sein. Oft wurden

mir auch Einheimische genannt, denen so etwas zugetraut wurde. Die Wilddieberei war nicht unbekannt. Ein Jahr später wurde ein Möbeltischler, dessen Haus auch einsam stand, an einem dunklen Winterabend durchs Fenster erschossen. Er hatte als Ortsvorsteher einen Wilddieb anzeigen müssen. Aber nun fand sich kein Zeuge, der den Mörder überführte. Dieser Tischler war mein sonderlicher Freund gewesen. Als christlich-sozialer Kreistagsabgeordneter teilte er mit mir die Verehrung für Adolf Stoecker. Der schöne Bücherschrank, der bis 1945 meine Bücherschätze barg, stammte aus seiner Werkstatt.

Neben diesen Schattenseiten wäre doch auch viel Erfreuliches zu berichten. Über dem gewaltigen Scheunentor, in das der beladene Erntewagen hineinfahren kann, stand außer dem Namen der alten Erbauer oft auch ein gutes Wort. Auf dem Wege nach Lienen, dem Amtsdorf, kam ich an einem solchen großen Deelentor vorbei, über dem mit goldenen Buchstaben zu lesen war: „Wer aus- und ein- geht durch die Tür, der soll bedenken für und für, daß unser Heiland Jesus Christ die einzige Tür zum Himmel ist.“ Zu solch einem Wort stand manch ein Bauer mit treuem Bekenntnis. Auf dem alten Hof von Worpenberg stand noch eine alte Ölmühle, nun freilich nicht mehr im Gebrauch. Wie freute ich mich, ihr Modell später in dem schönen Bauernhausmuseum in der Klosterstraße Berlins zu sehen. Die alte Frau W. hatte aus den Schriften des alten Traugott Hahn ihren Glauben gestärkt und eine Zuversicht auch zum Sterben gefunden. Sie war nicht die einzige von den Kolonenfrauen, mit der es zu guten Gesprächen über den Glauben kam.

Sehr auffallend war mir, wie stark das Nachbarverhältnis gepflegt wurde. Es ist eigentümlich: je mehr Raum der Mensch um sich her hat, um so mehr ist er mit seinem Nachbarn verbunden. Genau umgekehrt ist's in der Großstadt. Als ich später in Neukölln in einem fünfstöckigen Mietshaus wohnte, schienen meine Nachbarn fast unangenehm überrascht, als ich bei ihnen meinen Antrittsbesuch machte. Später erlebte ich, daß Menschen im Hause starben, ohne daß ich davon erfuhr. Hier in der Heide aber, wo von einem Haus zum andern, das hinter Eichen und Hecken verborgen lag, oft ein Fußweg von dreißig bis fünfundvierzig Minuten lag, bestand ein pflichtgemäßes Nachbarverhältnis, dem sich niemand entziehen durfte. Bei einem Todesfall wußte jeder Nachbar, was seine Pflicht war. Der eine besorgte den Sarg. Der andere ging zum Standesamt. Bei Hochzeiten hatte die Brautmutter keine Arbeit in der Küche. Die nächste Nachbarin – und wäre es die reichste Kolonenfrau! – hatte die Küche zu übernehmen, selbst wenn nur eine schlichte Heuerlingstochter heiratete. Die jungen

Mädchen der Nachbarschaft bedienten bei Tisch. Die Hochzeitstafel stand auf der großen Deele, die prächtig geschmückt war. Links und rechts sah das liebe Vieh zu, wenn es sich an seiner Krippe gütlich tat.

Im Hause eines etwas demokratisch gesinnten Heuerlings erlebte ich einst ein aufregendes Religionsgespräch. Der Hausbesitzer war im Hauptamt Fleischbeschauer und Holzschuhmacher. Die praktischen Holzschuhe, die im Winter warm und im Sommer waserdicht waren, wurden hier gerne getragen. Trat man ins Zimmer, ließ man die Holzschuhe an der Schwelle. Ein Bote der sogenannten „Neuapostolischen“ hatte durch seine Besuche hier einigen Einfluß gewonnen. Als ich bei meinem Besuch gegen die Neuapostolischen polemisierte, sagte der Hausherr: „Ich kann Ihnen nicht so antworten. Könnten Sie nicht mal hier in meinem Hause ein Gespräch mit jenem Neuapostolischen haben?“ Mit der Kampfesfreude der Jugend sagte ich zu und hatte bald einen zwar aufregenden, aber interessanten Nachmittag. Jener Bote war Oberschlesier, offenbar polnischer Abstammung. Das gab ihm ein lebhaftes Temperament. Ich war auch kein Eiszapfen. Nur die Zuhörer, drei bis vier westfälische Bauernköpfe, saßen unbeweglich. An den kurzen, schnellen Zügen aus ihren Pfeifen erkannte man allerdings eine gewisse Erregung. Das Gespräch war nicht ohne Erfolg. Das Vertrauen zu jenem Fremden war erschüttert, zumal er seiner Phantasie allzu sehr die Zügel schießen ließ. Ich erinnere mich, wie er mich mit dem Gefühl, einen besonderen Trumpf auszuspielen, fragte, wer mich denn gesandt habe. Ich tat ihm nicht den Gefallen, das evangelische Konsistorium von Münster zu nennen, sondern sagte in ehrlicher Überzeugung: „Der Herr Jesus hat mich gesandt.“ Diese Behauptung verschlug ihm zuerst fast die Stimme, denn nun konnte er nicht mit seiner apostolischen Sendung aufwarten. Seinem Einfluß war bald ein Ziel gesetzt.

Ganz selten hatte ich auch eine Beerdigung zu halten. So die meines jungen halbblinden Freundes, der an Tuberkulose gestorben war. Jede Woche ging ich etwa eine Stunde lang über die Heide, längs Knicks und Feldern, um ein Stündchen an seinem Bett zu sitzen. Es war nicht leicht, den sechzehn- bis siebzehnjährigen Jungen auf die letzte Reise vorzubereiten. Ich habe es wohl auch recht ungeschickt angefangen. Aber mit der Zeit ließ er sich gern ein Wort aus der Bibel vorlesen, wir kamen auf Glaubensfragen zu sprechen, und ich betete mit ihm.

Leichter als solch ein Dienst am Grabe war mir die Pflege des evangelischen Jünglingsvereins, der einmal in der Woche im Vereinszimmer am Pfarrhaus tagte. Bald fand sich ein junger Bäcker-

lehrling aus der Nachbarschaft ein, der sich schon von Gott angere-det wußte. Aus uns zweien, die wir miteinander beten konnten, wurde bald ein halbes Dutzend. Einer von ihnen, der Sohn eines Eisenbahners und höherer Schüler, übernahm nach meinem Weg-gang die Verteilung von zehn bis zwanzig Bibelleseblättern des Gnadauer Verbandes. Zu seinen Lesern gehörte jung und alt, auch eine Anzahl junger Bauernburschen, die im Laufe des Jahres dafür gewonnen wurden.

Hatte von meinen Schülern jemand nicht den aufgegebenen Stoff gelernt, so bestellte ich ihn auf meine Stube, um ihm noch ein per-sönliches Wort zu sagen. Einem solchen habe ich einst eine Bibel geschenkt unter der Bedingung, er solle täglich einen Abschnitt dar-auslesen. Als ich etwa fünfzehn Jahre später zur Evangelisation in Kattenvenne war, begleitete mich ein junger Mann zur Bahn, der die Stütze eines engeren Kreises der bekennenden Gemeinde am Ort war. Ich hatte den Knaben von damals nicht wiedererkannt. Nun bekannte er mir schlicht, daß die tägliche Bibellese ihn in die bewußte Nachfolge Jesu geführt habe.

Wie viele Gestalten treten mir in der Erinnerung vor das Auge, über die zu erzählen der Raum nicht reicht! Es war ein herbes, wortkarges Bauerngeschlecht. Viel Worte wurden nicht gemacht, aber man war offen für die Wahrheit. Bis fast an die Hüften stand jener Kötter im Graben, um das Land mit der Schippe zu rigolen. Während des Krieges hatte seine Frau nicht das ganze Land be-stellen können. Da hatte die Heide einen Teil des Ackers wieder zurückerobert. Es war ein bewegendes Bild, den Mann im Schweiß seines Angesichts im Kampfe um sein Ackerland ringen zu sehen. Es galt, tief zu graben, um das Unterste zuoberst zu kehren. Mit Kunstdünger gelang es aber dann, nicht nur Kartoffeln, sondern auch Kohl und Roggen, Hafer und Gerste in guten Ernten zu be-kommen. Herbheit und Zartgefühl verbanden sich bei diesen Heide-bewohnern. Als ich den grippekranken Fritz eines Kolonen besuche-te, saß der Vater während meines Krankenbesuches auf einer hohen Holztruhe und sagte mit ernster Betonung: „Ja, ja, an der Grippe kann man auch sterben.“ Nun, der Fritz wurde gesund und ist heute Erbe des Hofes.

Gegenüber dem Pfarrgarten war die ländliche Sparkasse. Gegen Abend besucht mich der junge Kassierer. Er möchte mich mal spre-chen. Als ich das Licht anmachen will, sagt er: „Lassen Sie das, es redet sich im Halbdunkel besser.“ Und dann kam es heraus. Ihn hat es gereizt, daß er mich durchs offene Fenster singen und pfei-fen hörte. „Warum kann ich nicht so froh sein wie Sie? Ich bin doch ein ordentlicher, anständiger Mensch!“ Ja, das war er. Aber ich

mußte ihm verraten, daß zur ganzen Lebensfreude ein bißchen Anständigkeit nicht ausreicht. Wir haben uns an jenem Abend verstanden. Es war schon dunkel, als er mich verließ. Als ich ein paar Tage später bei ihm auf der Kasse erschien und ihn nach seinem Ergehen fragte, sagte er: „Schlecht geht's! Jetzt bin ich erschrocken, was ich für einer bin.“ Seltsame Wege geht der Geist Gottes.

Trotz Standesamt und Familienurkunden waren hier die Familiennamen noch fließend. Hieß der Vater Johann auf der Heide, so hieß die Tochter Anna Johannaufderheide. Oder der Nachbar Fritz Gerdvordermark. Als ich einst für den Presbyter Mietenkotte einen Auszug aus dem Kirchenbuch machen sollte, fand ich seinen Namen nicht, bis der Pastor mir sagte: „Ach, der heißt ja Schulte und hat nur die Erbin des Mietenkottenhof geheiratet.“ Der Hofname war bedeutsamer als der standesamtliche Name. Der Holzhändler Meier hieß allgemein nur Holtmeier, als wäre das sein eigentlicher Name.

Ich habe die Menschen und das Land sehr lieb gewonnen. Man sieht in der Heide viel Himmel. Nur am nordöstlichen Horizont zog sich die niedrige Kette des Teutoburger Waldes hin. Oft hatte ich stundenlange Wege zu machen. Im Dunkeln war's dann oft unheimlich. Nicht so sehr um der allgemeinen Unsicherheit willen, wengleich ich vor den Hunden der Höfe allen Respekt hatte, seit mich so ein kleiner Kleffer heimtückisch in die Wade gebissen hatte. Aber ich verstand auch, daß unseren heidnischen Vorfahren ihr Land wie von Geistern belebt schien. Wenn die Novemberstürme von der Nordsee durch die kurzen Kiefern brausten, schien es oft, als ginge die wilde Jagd durch die Lüfte. Oder ich zuckte zusammen, wenn am Weg ein helles Licht aufzuleuchten schien: ein faules Holz phosphoreszierte in der feuchten Luft. Sandflächen und Moorlöcher wechselten sich ab. Im Frühling konnte ich die ganze Nacht die Nachtigallen schlagen hören. Seltener traf ich auf meinen Wegen ein furchtsames Reh.

Daß ich trotz aller Naturschönheit und weiter Wege Zeit und Muße fand, meine Lizentiatenarbeit zu schreiben, wundert mich heute noch. Oft hielt es mich nicht im Zimmer. Dann packte ich meine Bücher in einen Rucksack, hing meine Weckuhr über meinen geschulterten Stock (ich durfte die Mahlzeiten nicht verträumen) und ging an den Worpenbergischen Mühlenbach, nahe einer alten verfallenen Mühle. Da lag ich im Moose und las Luthers Römerbriefvorlesung. Die Bauern gewöhnten sich an den eigenartigen Vikar, ja sie haben mich mit ihrer Freundschaft verwöhnt. Als ich erfuhr, daß unsere in Riga gekauften Aussteuer Möbel verheizt waren, habe ich mir von den zahlreichen Tischlern in der Bauern-

schaft einige nötige Möbel machen lassen. Ein Kolon schenkte mir die trockenen Bretter eines Eichbaumes. Daraus wurde mein Bücherschrank. Unser Besenschrank in der Küche stand einst als Baum im Pfarrgarten. Eines Tages überraschte mich der Wortführer der Handwerker mit der Mitteilung, sie hätten untereinander beschlossen, sich von mir nur die Materialkosten bezahlen zu lassen.

Im März 1920 brach der sogenannte Kapp-Putsch in Berlin aus. Es folgte ein Generalstreik, und wir blieben viele Tage ohne jede Nachricht über die Ereignisse. In jenen Tagen hatte ich zu predigen. Im allgemeinen Fürbittegebet war das Gebet für die Regierung üblich. Wer war nun die Regierung? Regierte noch Ebert? Oder hatte der Generallandschaftsdirektor Kapp die Macht in Händen? Ich war in Verlegenheit. Später soll Pastor Sachsse erzählt haben: „Ich hatte 1920 einen Vikar, der in der Zeit der Unruhen nach dem Kapp-Putsch betete: Segne die Regierung, die die richtige ist!“ Ich erinnere mich zwar nicht genau. Aber so ähnlich mag's gewesen sein.

In jene Tage des Generalstreiks fiel auch mein Geburtstag. Ich hätte diesen gern in Bielefeld verlebt, wo meine Braut bei Pastor Kuhlo, meinem alten Chef aus der Sekretärszeit im CVJM, Haus-tochter war. Ich hatte es mir fein ausgedacht. Um den langen Umweg über Osnabrück, von wo aus die Bahn nach Bielefeld fährt, zu sparen, wollte ich die fünfundzwanzig Kilometer zu Fuß bis Bad Rothenfelde gehen und erst von dort den Zug nach Bielefeld benutzen. Mein Rucksack war beschwert, denn ich hatte unter anderem Handtücher für unsere Aussteuer geschenkt bekommen. Das waren in jenen Jahren große Schätze. Da meine Beine noch stets das Beste an mir gewesen waren, so schritt ich rüstig aus über Lienen und Iburg nach Dissen-Rothenfelde. Mit der aufsteigenden Sonne wurde es mir warm, und in Rothenfelde war ich nach den fünfundzwanzig Kilometern rechtschaffen müde. Aber meine Hoffnung auf die Bahn wurde enttäuscht. Es sei unwahrscheinlich, daß sie heute führe, lautete der Bescheid. Sollte ich umkehren? Aber viel mehr als fünfundzwanzig Kilometer war es nun auch nicht bis Bielefeld, wo ich erwartet wurde. Ich kam aber nach meinen reichlich fünfzig Kilometern doch recht schlapp in Bielefeld an. Dennoch gab es ein paar schöne Tage. Nur hernach wurde die Frage der Rückkehr problematisch. Es wurde immer noch gestreikt. Schließlich meldete ich mich in Bethel zu freiwilligem Dienst an den Kranken, um nicht tatenlos umherzusitzen. Zum Einsatz kam ich dennoch nicht, denn am folgenden Tage gingen die Züge, und ich wurde in Kattenvenne erwartet.

Gegen Ende des Sommers wurde meine Arbeit über Luthers Ga-

laterbriefvorlesung fertig, und ich lieferte sie bei Professor Grütz-  
macher ab. Ich selbst hatte von der Arbeit einen reichen Gewinn ge-  
habt. Ich las alles, was über den jungen Luther damals geschrieben  
war, und zeichnete Luthers Entwicklung von der Römerbriefvorlesung  
über den Galaterbrief zur Hebräerbriefvorlesung in das vor-  
handene Lutherbild. Ich hatte biblischen, sprachlichen und ge-  
schichtlichen Gewinn von der Arbeit. Daß sie wegen der entstehen-  
den Inflationszeit nicht gedruckt wurde, tat mir leid. Einige Ab-  
schriften mußte ich an auswärtige Bibliotheken liefern. Für einen  
Sammelband hatte ich einen kurzen Auszug der Arbeit herzustellen.  
So war dies Werk getan. Aber schon drohte die nächste Hürde.  
Der Promotion ging das sogenannte „Rigorosum“ voraus, eine  
mündliche Prüfung durch jeden der ordentlichen Professoren der  
Theologischen Fakultät. Dabei war für mein Hauptfach, die Kir-  
chengeschichte, dreiviertel Stunde angesetzt, für die übrigen Fächer  
(Altes Testament, Neues Testament, systematische Theologie und  
praktische Theologie) kürzere Zeiten. Meinem Antrag hatte ich ein-  
nen Lebenslauf beizufügen, in dem in besonderer Weise meine theo-  
logische Entwicklung beschrieben sein sollte. Wollte ich diese offen-  
herzig erläutern, so mußte ich erzählen, wie die liberale Theologie,  
unter deren Einfluß ich in Berlin gestanden hatte, mir durch  
meine persönliche Hinwendung zum Auferstandenen sehr fraglich  
geworden war. Ja, daß ich in Gefahr gewesen war, an einer wissen-  
schaftlichen Theologie überhaupt zu verzweifeln. Wenn mir die  
theologische Denkarbeit auch zum Dienst Gottes wurde, der mir  
aufgetragen ist, so dankte ich es nächst der Theologischen Schule  
in Bethel vor allem Adolf Schlatter in Tübingen. Hatte ich die Tiefe  
seiner Theologie damals auch noch nicht entfernt ermessen, so  
danke ich Schlatter vor allem, daß ich mit ganzem Herzen Theologie  
blieb und mich wohl bis zu meinem Ende als ein alter Theologie-  
student fühlen werde.

Der Dekan der Fakultät war damals der Neutestamentler Otto  
Schmitz, der mir als Altfreund der DCSV bekannt war. Als er  
den von mir eingereichten Lebenslauf gelesen hatte, machte er mich  
freundschaftlich darauf aufmerksam, daß ich durch meine Kritik  
des Liberalismus den Vertreter der praktischen Theologie verärgern  
würde. Ob ich einige Sätze nicht ändern könnte. Ich sagte, es könne  
sich nur um die Form handeln, inhaltlich könne ich – ohne unwahr-  
haftig zu sein – nichts ändern. Schmitz war dann auch einver-  
standen. Aber beim nächsten Besuch bekannte er mir, seine Befürch-  
tung sei eingetroffen. Ich müsse mit persönlicher Gegnerschaft  
rechnen.

Nun war es Brauch, daß der Examinand vor dem Rigorosum

bei den einzelnen Professoren eine Antrittsvisite machte und dabei mit ihnen besprach, aus welchem Fragenkomplex sie ihn fragen würden. Der Sinn dieses Examens war ja nicht der, eine theologische Allgemeinbildung zu zeigen, sondern die theologische Urteilskraft und wissenschaftliche Denkweise zu prüfen. In der Kirchengeschichte wurde allerdings ein überdurchschnittliches Wissen erwartet. Als ich meinen Besuch beim „praktischen Theologen“ machte, sagte jener gleich mit voller Offenheit: „Herr Vikar, Sie wollen sich wohl mit mir aussprechen, was ich Sie zum Examen fragen soll.“ Ich wich dieser Frage aus, indem ich sagte, daß ich versucht hätte, das gesamte Gebiet der praktischen Theologie zu bearbeiten. Es handelte sich dabei wesentlich um Homiletik (Predigtkunde), Katechetik (Unterrichtskunde) und vor allem Liturgik (die Lehre vom Gottesdienst). Letzteres war neben der Gesangbuchkunde seine besondere Spezialität. Im Laufe des Gesprächs wagte ich es, zu bekennen, daß ich ein Gebiet überhaupt nicht bearbeitet hätte und darin auch so gut wie nichts wüßte: Hymnologie, die Geschichte des Kirchenliedes. Dieser Stoff sei mir so wichtig, daß ich mir dafür später gründlich Zeit nehmen wolle und darum darauf verzichtete, es jetzt oberflächlich zu durchfliegen. Er schien damit einverstanden zu sein.

Der gefürchtete Tag nahte. Noch am Vorabend benutzte ich das warme Sommerwetter, um auf dem neuen Schlackenweg in der Nähe des Pfarrhauses peripathetisch, d. h. im Spaziergehen, in der Kirchengeschichte Deutschlands von Hauck zu lesen. Denn auf die Kirchengeschichte kam alles an. Ich wollte mich ungern blamieren und wußte doch, von wieviel Zufälligkeit der Erfolg eines Examens abhing. Daß mich die Not ins Gebet trieb, brauche ich nicht zu betonen. Am nächsten Tag fühlte ich mich recht wie ein Lamm unter Wölfen. Es begann mit der Kirchengeschichte. Es ging ganz flott. Professor Grützmacher hatte ein phänomenales Gedächtnis. Wieder zeigte es sich, daß solche Leute, die selbst viel wissen, meist angenehm prüfen. Im Mittelalter aber gerieten wir aneinander, und es gab für mich eine Schrecksekunde. Bei irgendeinem Papst sagte ich: „Der Zehnte.“ Der Professor korrigierte: „Sie meinen wohl den Elften.“ Nun hatte ich just diesen Abschnitt beim Spaziergang auf dem Schlackenweg gelesen. Der Abschnitt stand mir so lebhaft vor Augen, daß ich ihn fast wörtlich ablas. Immerhin stutzte ich und „schaute“ nach: nein, es war doch der Zehnte! Ich blieb also fest. Nun schien mein Professor etwas gereizt – aber schon im nächsten Augenblick korrigierte er sich selbst: „Ja, ja, ja, entschuldigen Sie, Herr Vikar, ich versprach mich, Sie haben natürlich recht!“ Nun wußte der alte Geheimrat zweifellos hundertmal mehr als ich.

Aber um so weniger waren die andern Spezialisten in diesem Stoff zu Hause. Dieser Vorfall hat mich sehr herausgerissen. Manch einer der Zuhörer mochte gedacht haben: Was für ein profundes Wissen muß doch dieser junge Mann haben, wenn er Grützmacher zu widersprechen wagt! Ich selber kannte den Zusammenhang besser. Im Neuen wie im Alten Testament half mir meine relativ gute Bibelkenntnis, zumal der Alttestamentler das neunte Kapitel des Amos fragte, das mich erst kürzlich in meiner Privatlektüre beschäftigt hatte. Ganz böß ging es in der Dogmatik. Der Examinator war erst vor kurzem aus dem Pfarramt gekommen und hatte noch nie geprüft. Statt mit mir, wie verabredet, über Schleiermacher zu sprechen, stellte er so allgemeine Fragen, daß ich nicht einmal seine Zielsetzung erkannte: „Was können Sie mir über das Gottesproblem in der Gegenwart sagen?“ u. ä. Ich stotterte allerlei her, kann aber nur hoffen, daß auch die andern Herren bemerkten, daß hier ungeschickt gefragt wurde. Zuletzt kam die praktische Theologie. Ich wurde nach der preußischen Unionsliturgie gefragt und sollte einen katholischen Katechismus beschreiben. Jedesmal, wenn ich in gutem Fluß war, unterbrach der Professor mich: „Genug, genug, ich sehe, Sie wissen Bescheid.“ Und dann hieß es: „Wir wollen nun zur Hymnologie weitergehen.“ Nun nahm er sich viel Zeit, und bei mir gab's lauter Nietens, bis er zum Schluß sagte: „Nun, Herr Vikar, ich sehe, Sie sind müde. Ich glaube, meine Herren, wir dürfen uns genügen lassen.“ Er hatte erreicht, daß der letzte Eindruck möglichst negativ war.

Ich wurde hinausgeschickt und ging in begreiflicher Erregung auf dem Korridor auf und ab. Nach zirka zehn Minuten kam der Dekan und sagte in schlichter Mitfreude nur: „magna cum!“ Das hieß, daß ich als Gesamturteil „magna cum laude“ (mit großem Lob) bekommen hatte. Das war allerdings ein völlig unerwarteter Erfolg, der mich sehr beschämte und dankbar machte. Es war nicht die höchstmögliche Bewertung („summa cum laude“, d. h. mit höchstem Lob), aber diese hätte ich ja auch keineswegs verdient gehabt. Beim Gesamturteil hatte die schriftliche Arbeit das Entscheidende beigetragen.

Ehe es zur feierlichen Promotion und Verleihung des Lizentiatentitels kam, fuhr ich zur Hochzeit nach Neustrelitz. Daß ich als Vikar heiraten konnte, danke ich meinen treuen Kattenvennern. Mein Pastor Sachsse war mir wohlgesonnen. Er meinte, ich solle getrost als Vikar heiraten. Das komme jetzt nach dem Kriege öfters vor. Der Lehrer Jasper und seine Frau luden mich ein, den letzten Monat meines Vikarjahres mit meiner Frau ihre Gäste zu sein. Somit war auch der finanzielle Engpaß überwunden. Denn als

Vikar erhielt ich neben freier Station eben nur meine dreißig Mark monatlich Taschengeld. Daß ich nach Abschluß meiner Lehrlingszeit – „Pasterlehrling“ sagten meine Bauern – nach Halle/Saale ziehen sollte, um Reisesekretär der DCSV zu werden, war schon ausgemacht. So fuhr ich nach Neustrelitz, wo ja beide Familien wohnten. Pastor Flemming traute uns in der Schloßkirche. Der Trautext lautete: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Joh. 11,40. Damit war das Fundament unserer Ehe ausgesprochen, das trotz schwerster Erschütterungen sich bewährt hat. Die Zeit im Lehrerhaus waren schöne Herbstwochen, ein beglückender Ausklang des ländlichen Jahres in Kattenvenne.

In Münster folgte nun bald die feierliche Promotion. Ich mußte eine Probevorlesung halten und wählte mir als Thema die Einführung der Reformation in meiner Vaterstadt Riga. Inzwischen war jener praktische Theologe Dekan der Fakultät geworden. Ich weiß nicht, ob ich es seiner Freude an liturgischen Formen zu danken hatte, daß die Feier recht farbenreich wurde. Er selbst erschien im violetten Talar und weißen Handschuhen. Die andern Herren – wie auch ich – im schwarzen Gehrock. Da die evangelisch-theologische Fakultät in Münster erst während des ersten Weltkrieges gegründet war, war dieses die erste Promotion der jungen Fakultät. Wir formierten uns zum feierlichen Zug in den Vorlesungsraum. Vor uns marschierten in feuerroten Roben zwei Pedelle, die hohe silberne Kreuze trugen. Einen Augenblick dachte ich an die Auto-dafès der Inquisition, wenn ich auch nicht auf den Scheiterhaufen geführt wurde. Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, als der „Rector magnificus“ der Universität, Professor Meinertz, der katholische Ordinarius für Neues Testament, erschien und mich begrüßte: „Erlauben Sie, Herr Vikar, daß ich an der Feier teilnehme?“ Was blieb mir in meinem Schrecken anderes übrig als zu sagen: „Es wird mir eine große Ehre sein, Magnifizenz!“ Aber zugleich flog es mir durch den Kopf, wie ich meine Reformationsgeschichte Rigas formulieren sollte, ohne diesem gütigen Menschen nicht allzu sehr weh zu tun.

Wenn nicht ein paar meiner Freunde aus der DCSV, meine Frau und ein uns verwandtes älteres Ehepaar, das in Münster ansässig war, zum Vortrag gekommen wären, so hätte ich meine Lektion allein vor den hochwürdigen Professoren halten müssen. Nicht ohne innere Aufregung, aber im übrigen reibungslos, verlief meine Vorlesung. Dann überreichte mir der Dekan mit einer inhaltsvollen Rede die untersiegelte Urkunde.

Meine Zeit in Kattenvenne ging nun zu Ende. Der Abschied von

meinem Vikarsvater war nicht so harmonisch, wie ich gehofft hatte. Ich hatte im Laufe des Jahres eine Selbständigkeit gewonnen, die ihm offenbar ein Dorn im Auge war. Da er mir aber nichts sagte, glaubte ich seiner Zustimmung gewiß zu sein. Er hat mir dann beim letzten Gespräch tüchtig den Kopf gewaschen, aber vorher mir das Versprechen abgenommen, daß ich mich nicht verteidigen und überhaupt keine Antwort geben würde. Das war gewiß ein überraschendes Verfahren. Aber ich lernte, für diese Feuertaufe meinem Gott zu danken und hatte eine Demütigung wohl nötig. Im übrigen hat sich später unser Freundschaftsverhältnis doch als stabil erwiesen. Nach einigen Jahren lud er mich zum Jahresfest des Jünglingsvereins ein, auf dem ich die Ansprache zu halten hatte. Beim Abschied bescheinigte Pastor Sachsse mir, daß ich mich gebessert hätte. Das ländliche Jahr blieb mir in ungetrübter Erinnerung.

## 9. REISESEKRETÄR UND REPETENT (1920–1922)

*Wohnungsnot in Halle/Saale – Die christliche Studentenbewegung – Ihre führenden Männer – Meine Reisetätigkeit – Besuch in Wernigerode – Walter Jack und Jakob Kroeker – Im Dienst an der Theologischen Schule in Bethel – Die Wohnung am Walde – Traugotts Geburt – Sollen wir Kinder taufen? – Das zweite Examen – Der Ruf des Missionsbundes – Auf der Suche nach einem Pfarramt – Der erste Besuch in Lübeck – Ich bin gewählt!*

Die Wohnungsnot in den ersten Jahren nach dem ersten Weltkrieg war groß. Ich sollte in Halle/Saale meinen Standort als Reisesekretär der DCSV haben. Aber es war aussichtslos, eine Wohnung zu finden. Da half mir der Leiter der Halleschen Stadtmission, Pastor Winterberg. Unter seiner Wohnung am Weidenplan stellte er uns zwei große Zimmer zur Verfügung. Allerdings mußten wir unsere Küche, d. h. die Gasflamme, hinter einem Vorhang im Schlafzimmer haben. Trotz der großen Zimmer war es doch oft recht eng. Das hintere Zimmer war praktisch unheizbar. Wir beide bekamen oft Besuch von jungen Studenten. Wollte eine Studentin meine Frau seelsorgerlich sprechen, so ging ich auf die Straße und promenierte drüben auf dem Bürgersteig auf und ab, bis ich durch ein Lichtzeichen erfuhr, daß die Bahn frei war. Aber wir freuten uns doch des eigenen Nestes und der schönen Arbeit. Ich war für meinen Auftrag sehr dankbar. Hatte ich einst in Dorpat im Hause von Professor Hahn zum erstenmal von einer christlichen Studen-

tenbewegung gehört, so hatte ich in Berlin, Tübingen und auch in Rostock mit großer Freude selbst in der Bewegung gestanden. Seit dem Jahre 1918 gehörte ich dem Gesamtvorstand der DCSV an. Die Sitzungen in Berlin unter dem Vorsitz des Altreichskanzlers Dr. Georg Michaelis waren für mich nicht nur interessant, sondern oft voll spannungsreicher Kämpfe. Zum Vorstand gehörten Männer wie Paul Humburg, Karl Heim, Franz Spemann, Hermann Weber, Johannes Kühne, Johannes Weise, Eberhard Arnold u. a., die schon aus der Vorkriegs-DCSV stammten. Während sie mit einigen Ausnahmen zur pietistisch gerichteten Generation gehörten, kamen viele der jüngeren aus der sogenannten freideutschen Richtung. Das gab dann ab und zu scharfe Auseinandersetzungen. Dazu kam die große diakonische Arbeit der Soldatenheime, der Frontbüchereien usw., die im Kriege aufgebaut waren und nun aufgelöst werden mußten.

Unser aller Verehrung und Liebe gehörte dem ehemaligen Vorsitzenden, Graf Eduard Pückler-Schedlau, einem geprägten Original und eigenwilligen Vertreter der alten Gemeinschaftsbewegung. Eberhard Arnold sagte: „Wenn Pückler ins Zimmer tritt, ist's, als ob die Sonne aufgeht.“ Das erste, was an ihm auffiel, war strahlende Güte.

Die Form seiner Versammlungsleitung fiel den Studenten oft schwer. Pückler war strenger Pneumatiker und erwartete bis ins kleinste – selbst bis zur Nummer des Liedes, das gesungen werden sollte – eine unmittelbare Eingebung durch Gottes Geist. Das wurde den Studenten zuviel. Eine Delegation wurde gewählt, die ihm nahelegen sollte, den Vorsitz niederzulegen. Mit freundlichem Lächeln sagte Pückler diesen Schritt zu, obwohl man wußte, wie schwer es ihm wurde. Später hat ihn einer gefragt, was er in jenen Augenblicken gedacht habe. Er antwortete: „Ich hatte nur einen Gedanken: Herr Jesus, halt die Nägel fest!“ Pückler wußte etwas vom Opfer des Willens und vom Geheimnis des Mitgekreuzigtseins mit seinem Herrn.

Michaelis war der Typus eines alten preußischen Verwaltungsbeamten. Er hatte in Schlesien als Geheimer Oberregierungsrat eine Bekehrung erlebt. Das war nach dem Besuch einer Evangelisationsversammlung in einer schlichten schlesischen Gemeinschaft. Dem ehemaligen Corpsstudenten mag es nicht leicht gefallen sein, sich um des Glaubens willen über Standesvorurteile und gesellschaftliche Rücksichten hinwegzusetzen. Nun aber war er als Christ ein tapferer Bekenner. Uns Studenten war er väterlich verbunden. Ich selbst habe seiner väterlichen Freundschaft viel zu danken, zumal, als wir auf einer ostpreußischen Studentenkonferenz in Neuhäuser im Samland gemeinsam die Leitung hatten. Das Vertrauen, das mir

hier im Vorstand geschenkt wurde, hatte zu meiner Berufung zum Reisesekretär geführt. Ich teilte mich in die Arbeit mit fünf anderen: Franz Spemann, Johannes Kühne, Dr. Johannes Weise, Hermann Tiesler und – für die Altfreunde – Dr. Hans Berg. Wir hatten den Auftrag, die Universitäten und Technischen Hochschulen zu besuchen, die vorhandenen Kreise der DCSV zu stärken und auf Wunsch öffentliche Vorträge und Aussprachen zu veranstalten. Nach Schluß der Semester hatten wir unseren Dienst auf den Studentenkonferenzen, die wir planten und vorbereiteten.

Paul Humburg, der unser Generalsekretär war, sagte einmal: „Es ist für die Kirchengeschichte Deutschlands nicht ohne Bedeutung, wie die DCSV sich entwickelt.“ Dieses anspruchsvoll klingende Wort hat Recht behalten. Nicht nur sind aus der DCSV eine Anzahl akademischer Lehrer hervorgegangen – auch der Deutsche Evangelische Kirchentag und die Evangelischen Akademien verdanken ihre Entstehung Männern, die ihre geistliche Wurzel in der DCSV hatten. Auch eine Anzahl der Landesbischöfe waren als Studenten tätige Glieder dieser Bewegung.

Was war das Besondere an der DCSV? Ihr Quellort lag in der deutschen Gemeinschaftsbewegung, jener neueren Erweckungsbewegung, die im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ihren Höhepunkt hatte. Einige Vertreter der Akademikerschaft und besonders des norddeutschen Adels rangen darum, auch die Universitäten dem erwecklichen Wort zu öffnen. Zu ihnen gehörte der genannte Graf Pückler, Freiherr von Lüttichau, Kammerherr von Engel u. a. Man begann auch hier mit Konferenzen. Aus ihnen entstanden studentische Bibelkreise an den Universitäten. Bald verband eine Zeitschrift, „Die Furche“, die Gleichgesinnten. Von Jahr zu Jahr wurden die Kreise größer. Eine Anzahl akademischer Lehrer unterstützten die Bewegung. Ich war auch hier der Vertreter der zweiten Generation. Zweierlei wurde mir bedeutsam. Ich fand hier Studenten, die sich bewußt zu Jesus bekannten und sich dieses Bekenntnisses nicht schämten. Sie wußten sich zum Zeugnis berufen und wollten unter ihren Kommilitonen Mission treiben. Ohne sich mit dem Pietismus zu identifizieren, behielt man weithin seine Formen. Das gemeinsame Gebet wurde gepflegt. Die Bibel stand im Mittelpunkt. Durch die Verbundenheit mit dem Christlichen Studentenweltbund unter seinem genialen Führer John Mott entstand hier zum erstenmal ein ökumenisches Bewußtsein. Sowohl Hanns Lilje wie Walter Freytag und Martin Pörksen – um nur einige der ökumenischen Gestalten unserer Kirche zu nennen – waren lebendige, tätige Glieder der DCSV. Aber mit dieser substanziell biblischen Haltung verband die DCSV eine große Offenheit für alle Probleme und Fragen, die

einem jungen Studenten kommen konnten. Hier fand ich das, was ich als Lebensform suchte: biblischen Realismus ohne jeden Abstrich liberalistischer und rationalistischer Art – und zugleich eine große Weltoffenheit ohne gesetzliche Verengung. Diese gesunde Verbindung von entschlossener Christusbefolgung und froher Lebensbejahung blieb mir ein Erbe fürs ganze Leben. Ob ich später in der Gemeinde stand, in der Stadtmission oder in der Diakonie – immer blieb ich abhängig von diesem Lebensstil der DCSV.

Der ältere Blumhardt soll einmal gesagt haben: Die meisten Menschen müßten sich zweimal bekehren – zuerst zu Jesus und dann zur vollen Natürlichkeit! Uns brauchte man diese Mahnung nicht zu sagen. Die gleichen Studenten, die frohe Studentenlieder sangen, traten mit der gleichen Selbstverständlichkeit zum Gebet zusammen. Ich danke der DCSV, daß ich in ihren Kreisen nie eine Zweideutigkeit, geschweige denn eine Zote, gehört habe. Was das bedeutet, weiß jeder, der in Männergemeinschaften gelebt hat. Und nie sah ich einen der Freunde betrunken, ohne daß die von mir damals geübte Abstinenz vom Alkohol die Regel oder gar Gesetz war.

Darum war ich sehr gerne Reisesekretär der DCSV geworden. Nachträglich könnte es mir leid tun, daß ich es nur in dem einen Wintersemester 1920/21 war. Aber um der Gesundheit meiner Frau willen, deren Nerven das viele Alleinsein in der fremden Stadt nicht vertrugen, brach ich im Frühjahr 1921 den Dienst ab und erkannte darin meines Gottes Führung und Befehl. Damals fand ich das Wort aus dem fünften Buch Mose 24,5: „Wenn jemand kurz zuvor ein Weib genommen hat, der soll nicht in die Heerfahrt ziehen, und man soll ihm nichts auflegen. Er soll frei in seinem Hause sein ein Jahr lang, daß er fröhlich sei mit seinem Weibe, das er genommen hat.“ Wie natürlich und nüchtern ist doch unsere Bibel! Ich habe später oft manchen jungen Ehemann auf dieses Wort hingewiesen.

Aber dieses eine Semester war erfüllt von reichem Dienst. In Halle selbst holten mich die Studenten öfters, auch einige Male der CVJM, zum Dienst. An einem regen Altfreundekreise nahm ich teil. Täglich hatten wir Studentenbesuch. Im Laufe des Semesters besuchte ich die Universitäten Leipzig und Gießen, die Technischen Hochschulen Dresden und Hannover und das Predigerseminar in Herrnhut. Fast überall knüpften sich Beziehungen, die jahrzehntelang hielten. Es gab allerlei Seelsorge an Studenten. Ich mußte immer Zeit haben für einzelne, aber ebenso gerüstet sein zu öffentlichen Vorträgen. Die theologischen Professoren, die ich besuchte, zeigten starkes persönliches Interesse an der Arbeit. Julius Schniewind stand noch im Anfang seiner akademischen Tätigkeit.

Auch er stammte aus der DCSV. Unvergesslich ist mir der Besuch bei dem ehrwürdigen Professor Ihmels in Leipzig, dem späteren Landesbischof, der sich warm nach der Arbeit erkundigte.

Noch einer Begegnung, die für mich weitreichende Folgen haben sollte, muß ich gedenken. Pastor Walter Jack vom neubegründeten Missionsbund „Licht im Osten“ schrieb mir in Erinnerung an eine früher gesandte Missionsgabe. Diese hatte eine seltsame Vorgeschichte. Als ich mich im Herbst 1919 in Bethel auf das erste theologische Examen rüstete, lud mich mein alter CVJM ein, einen Vortrag zu halten. Ich hatte wenige Tage vorher in der Betheler Brokensämling ein paar Hefte der Lepsius'schen Orientmission gefunden, in denen ich zum erstenmal über die Stundistenbewegung unter den russischen und ukrainischen Bauern las. Der Stoff war interessant, ich hatte nicht viel Zeit, etwas Neues vorzubereiten, und bot an, darüber zu berichten. „Und wie sollen wir das Thema nennen?“ fragten die jungen Leute. „Sagen wir mal: Licht vom Osten!“ Ich dachte an das lateinische Wort „Ex oriente lux“. Nach dem Vortrag sagte mir ein Glied der Neustädter Gemeinschaft, daß Jakob Kroeker und Walter Jack in Wernigerode einen Missionsbund mit ähnlichem Namen gegründet hätten. Nun wußte ich, wohin ich die Kollekte schicken konnte. Erst nach einem Jahr kam die Quittung zugleich mit einer Einladung zu einem Besuch in Wernigerode.

Es war ein neblig kalter Novembermorgen. Schon sehr früh war ich als Passagier vierter Klasse von Halle weggefahren. Bei Glatteis und im Dunkeln stieg ich mit meinem Koffer auf den Lindenberg, wo Jack seine Wohnung hatte. Ich wurde sehr warm begrüßt, wir fanden schnellen Kontakt und wurden gute Freunde bis zu jener Stunde, wo ich meinem älteren Bruder auf dem schönen Theobaldfriedhof das Abschiedswort am Grabe sagen mußte. Wie reich hat mich diese Freundschaft mit Walter Jack gemacht, der eine erstaunliche Begabung zu echter Bruderschaft hatte! Nach einem recht „weltlich“ gestalteten Theologiestudium war Jack, der einer Hugenottenfamilie entstammte, zu Christus bekehrt worden. Er konnte sich zum Dienst in der Landeskirche nicht entschließen und folgte einem Ruf von Direktor Lepsius, um in Rußland die Leitung einer Bibelschule zu übernehmen. Der sogenannte Stundismus, eine Bibelbewegung unter den russischen Bauern, die durch die Bibelstunde der schwäbischen Ansiedler entstanden war, hatte seit 1905 eine gewisse Freiheit bekommen. Selten ist eine Erweckungsbewegung so schnell, so gründlich zur Verbreitung gekommen. Ihre Wirkung dauert bis in die Gegenwart, auch wenn die Bezeichnung, die von dem deutschen Wort „Stunde“ stammt und von den Rus-

sen selbst geprägt war, sich inzwischen änderte. Jack war der rechte Mann für diese Aufgabe. Als die Schule geschlossen und Jack durch seine Heirat mit einer deutschen Gutsbesitzerstochter selbst Landwirt geworden war, rief er seine Schüler als Kutscher, Gärtner und Landarbeiter auf sein Gut und setzte die Bibelschule illegal fort. Durch den ersten Weltkrieg wurde die Arbeit zerstört. Jack wurde mit seiner Familie nach dem Norden deportiert und erst gegen Ende des Krieges nach Deutschland entlassen. Hier wurde er dann zusammen mit dem Mennoniten Jakob Kroeker zum lauten Rufer zur Unterstützung der bedrängten Evangelischen drüben im Osten.

Als ich bei Walter Jack saß, kündete er gleich an, daß auch Kroeker kommen werde, um mich kennenzulernen. Auch ihn kannte ich bisher nur dem Namen nach. Ich hatte vor zwei bis drei Jahren sein Büchlein „Allein mit dem Meister“ gelesen und sofort gemerkt, daß es sich hier nicht um eine oft allzu billige christliche Traktatliteratur handelt, sondern um eine sprachlich originelle und inhaltlich tiefe Heiligungsschrift, an der unser deutsches christliches Schrifttum so arm ist.

Ich wunderte mich über das Interesse an meiner Person. Der Missionsbund suchte Fühlung mit Kreisen, die für die vergessene Aufgabe im Osten offene Herzen und Ohren hatten. Nun hatte ich innerhalb der DCSV eine Arbeitsgemeinschaft „Dienst für Christus unter den Studenten Rußlands“ (DCSR) gegründet und eine Anzahl Studenten aller Fakultäten für die noch bestehende russische CSV interessiert. Wir suchten ihr nicht nur mit Geld, sondern auch mit Medikamentensendungen zu helfen. Die Wernigeröder waren dadurch auf mich aufmerksam geworden.

Als Kroeker kam, fanden auch wir uns schnell, obwohl er viel älter war als ich und mein Vater hätte sein können. Kroeker vertrat einen lebendigen und sehr originellen Spiritualismus. Einerseits war er ein edler Vertreter des alten Täuferiums, dem die großen Reformationskirchen in der Geschichte so viel Unrecht getan haben. Andererseits war er ein sehr selbständig geprägtes Original. Als junger Mensch von der Erweckung in der Krim ergriffen, war er als Lehrer und Prediger durch den bekannten Dr. Baedeker, den Freund der sibirischen Gefangenen, geistlich reich befruchtet. Kurz vor dem Kriege emigrierte Kroeker aus Rußland und zog nach Wernigerode. Die erzwungene Stille, die ihm der Kriegsbeginn auflegte, da er immer noch russischer Staatsangehöriger war und wie ich unter Polizeiaufsicht stand, verstand er fruchtbar auszunutzen. Er vervollkommnete sich in den biblischen Ursprachen und vertiefte sich besonders in das Alte Testament. Später saß er wie ein Student im neutestamentlichen Seminar Adolf Deißmanns

in Berlin. Er hatte als Mennonit das baptistische Predigerseminar in Hamburg absolviert und blieb doch theologisch ein Selfmade-man. Das gab ihm eine uns alle beglückende Originalität. Er kannte nicht nur die alten Biblizisten und die englische Heiligungsliteratur. Er benutzte dankbar die religionsgeschichtlichen Bücher der liberalen Theologie. Aber er kannte auch ebenso gründlich die modernen jüdisch-synaogalen Exegeten, vor allem Raphael Samson Hirsch. Durch diese Vielseitigkeit war er vielen zünftigen Theologen voraus. In späteren Jahren wurde er gerne auf landeskirchliche Pastorkonferenzen gerufen. Gleichzeitig gehörte er zum Komitee der Blankenburger Allianzkonferenzen. Bischof Wurm hat ihm in seinen Lebenserinnerungen warme Freundschaftsworte gewidmet.

Damals saß Kroeker mir gegenüber und stellte mir allerlei harmlose Fragen, aus denen ich aber bald merkte, daß er mich examinierte. Nun, ich muß auch dies Examen bestanden haben. Ich sehe Kroekers freundliches Lächeln. Wir hatten zu dreien eine schöne Stunde brüderlichen Gesprächs. Wie hätte ich damals ahnen können, daß ich achtundzwanzig Jahre später Kroekers Nachfolger werden sollte!

Der praktische Ertrag meines Wernigeröder Besuchs war, daß Pastor Jack bereit war, zu einer größeren Aktion nach Halle zu kommen. Ich wollte Professoren und Studenten auf die noch so wenig erkannte Missionsaufgabe im Osten aufmerksam machen. Im Alter staunen wir über die unbekümmerte Art, mit der wir in der Jugend erkannte Aufgaben anzupacken bereit waren. Wieviel Bedenken hätte ich heute! Damals gelang der Vorstoß. Eine ganze Anzahl Professoren erschienen zur akademischen Teestunde, auf der Jack unsern Blick auf den Osten lenkte. Professor Hausleiter, der Gustav Warnecks Lehrstuhl für Mission geerbt hatte, sagte ganz spontan: „Das russische Volk wird einst die Missionierung Asiens übernehmen.“ Manch einer mag überlegen lächeln, daß diese Prophezeiung in unserer Zeit in ganz anderer Weise ihre Erfüllung fand. Dennoch möchte ich an ihr festhalten. Gottes Kalender rechnet mit größeren Zeitabschnitten, als unser historischer Horizont reicht. Auch vor Studenten und im CVJM hielt Walter Jack Vorträge.

Meine Hoffnung, daß ich am akademischen Leben Halles teilnehmen könnte, erfüllte sich nicht. Denn ich war viel unterwegs. Äußerlich war der Winter nicht leicht. Die politischen Unruhen in Sachsen, die Aktionen des Räuberhauptmanns Max Hölz, die militanten Demonstrationen des „Völkischen Schutz- und Trutzbundes“, einer antisemitischen Organisation, aus der später eine Reihe Aktivisten der NS-Bewegung hervorgingen, schließlich eine län-

gere Streikbewegung – alles machte den Aufenthalt in Halle, wo der Winter ohnehin mit viel Nebel und Regen eine nicht erfreuliche Form zeigte, vielfach notvoll.

Als am Ende des Semesters die Anfrage von D. Jäger, dem Leiter der Theologischen Schule in Bethel, eintraf, ob ich bereit wäre, an die Theologische Schule zu kommen, schien uns diese Nachricht wie eine göttliche Hilfe. Bethel und Bielefeld kannten wir beide, und das Ravensberger Land hatte für uns viel Anziehungskraft. Bei mir entstand die Hoffnung, vielleicht ganz in den akademischen Lehrberuf zu kommen. Einerseits hatte ich die Aussicht, mein zu früh abgebrochenes Theologiestudium lehrend zu ergänzen. Andererseits aber hatte ich Freude am Unterrichten. Die Theologische Schule in Bethel hatte damals noch nicht den Charakter einer den Universitäten ebenbürtigen Fakultät. Die Dozenten beanspruchten auch noch nicht den Professorentitel. Andererseits war die Schule mehr als eine Bibelschule oder ein Predigerseminar. Ich habe später sehr bedauert, daß dieser Typ einer theologischen Schule verschwand, als auch Bethel wie die andern kirchlichen Hochschulen sich den staatlichen Fakultäten anglich.

Mein Auftrag war bescheiden. Ich sollte in den lateinischen und griechischen Sprachkursen je das erste Semester, also die grammatikalischen Grundlagen übernehmen. Das war nicht schwer und bei meinen bei weitem nicht ausreichenden Sprachkenntnissen für mich selbst sehr förderlich. Außerdem sollte ich mit dem Titel eines Repetenten die Lücke eines fehlenden Kirchenhistorikers ausfüllen. Diese Disziplin entsprach meinem Wunsch und meiner Neigung.

Wiederum staune ich jetzt, daß ich damals alle mir aufsteigenden Bedenken überwand und diesen Schritt ins akademische Lehramt wagte. Nach drei Semestern zeigte es sich, daß meine Lebensaufgabe nicht hier lag. Auch die Leitung der Theologischen Schule überzeugte sich, daß ich zum mindesten nicht genügend vorbereitet war, um ein akademisches Lehramt zu übernehmen. Mein Studium war durch die Umstände zu unsystematisch und auch zu kurz gewesen, um allen Aufgaben zu genügen. Obwohl es für mich an Peinlichkeiten nicht fehlte, waren doch in vieler Hinsicht die andert-halb Jahre in Bethel eine gute Schule für mich.

Wie reich war die Gemeinschaft im Kreise der Dozenten! Die Leitung hatte noch D. Jäger, der die systematischen Fächer vortrug. Altes Testament lehrte Ostreicher, Neues Testament – Schrenk, meine ehemaligen Lehrer. Die praktische Theologie bestritt seit einigen Semestern Pastor D. Walter Michaelis. Die Missionsdozentur war durch Ernst Johannssen, den hochbegabten Pioniermissionar der Bethelmission in Ostafrika, besetzt. Die wöchentlichen Dozen-

tenbesprechungen, zu denen ich stets hinzugezogen wurde, waren mir sehr wertvoll und bereicherten mich.

Neben meinen Sprachkursen hatte ich gleich ein allgemeines Repetitorium für Kirchengeschichte angesetzt, da wir eine Anzahl Examenkandidaten hatten, zum Teil Freunde aus dem Tübinger Semester. Diese Übungsstunde setzte viel Vorbereitungen voraus. Daneben trieb ich die Lektüre der sogenannten „Apostolischen Väter“, d. h. jener altchristlichen Literatur, die sich zeitlich den Schriften des Neuen Testaments anschließt. Dabei erwachte bei mir ein besonderes Interesse für die Didache, die „Lehre der zwölf Apostel“. Ich habe damals viel über sie gearbeitet und im folgenden Semester Übungen über sie gehalten. Eine gewisse Anziehungskraft hatte meine Vorlesung über die Ostkirche. Wäre meine Hoffnung in Erfüllung gegangen, ganz beim Lehramt bleiben zu dürfen, so hätte ich mich auf den Osten spezialisiert. Ich begann sogar, das alte Kirchen-Slavisch zu lernen.

Wir wohnten in „Troas“, einem der einst für die Bethelmission gebauten Häuser am äußersten Ende des Friedhofsweges, also auf einem schönen Höhenzug des Teutoburger Waldes, fast ganz vom Walde umgeben. Wir waren in einem Garten vereint mit dem Haus „Damaskus“, mit dessen Hausmutter wir gute Nachbarschaft hielten. Beide Häuser waren als Studentenheime eingerichtet. Uns schräg gegenüber wohnte in „Ephesus“ Pastor Michaelis. Für unsere werdende kleine Familie war es ein idyllisches, freundliches Dasein. Traten wir aus dem Gartenzaun, so konnten wir stundenlang durch Buchenwälder gehen. Als im Februar 1922 uns unser Traugott als erstes Kind geschenkt wurde, meinte ich den Höhepunkt irdischen Glückes erreicht zu haben. Immer wieder mußte ich an das Wort Josua 21,45 denken: „Es fehlte nichts an allem Guten, was der Herr dem Hause Israel verheißen hatte; es kam alles.“ Als ich im Krankenhaus „Gilead“ durch die Tür zum Nebenzimmer den ersten Schrei des Kindes hörte, gelobte ich meinem Gott, mich nie über Kleinkindergeschrei zu ärgern. Ich glaube, dies Gelübde gehalten zu haben.

Über das Recht und die Bedeutung der Kindertaufe war ich mir noch nicht klar. Auch deshalb war ich froh, noch nicht in einer Gemeinde zu arbeiten. Als Vikar ohne Ordination hatte ich noch kein Recht zur Sakramentsverwaltung. Noch hatte ich mich auch nicht in die preußischen Parochialgemeinden eingelebt. Die Selbstverständlichkeit, mit der in den deutschen Ländern jeder Einwohner, wenn er nicht ausdrücklich aus der Kirche ausgetreten war, als Christ behandelt wurde, schien mir der Wahrhaftigkeit nicht zu entsprechen. Taufe und Konfirmation waren weithin kein Bekenntnis

mehr. In unserer baltischen Heimat dagegen war die Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche zugleich Ausdruck unserer deutsch-baltischen Volksgemeinschaft innerhalb des russischen Staates. Das war zwar ein säkulares Motiv, aber immerhin eine gewisse Entscheidung.

Sollte ich mein Kind taufen lassen, weil alle es tun? Auch meine Frau war erst als erwachsener Mensch durch viel Zweifelskämpfe zum Glauben an Christus gekommen. Bei uns beiden mag sich ein gewisser Widerspruch ausgebildet haben gegen den Konservatismus, in dem wir aufgewachsen waren. Uns lag weder an einer Demonstration, noch an einer Protestaktion, aber an voller Wahrhaftigkeit. Wir glaubten nicht, unserem Kinde den Segen und die Liebe Gottes vorzuenthalten, wenn wir es später taufen ließen. Es war ja längst vor der Geburt von den Gebeten seiner Eltern umgeben und als Gottesgeschenk erwartet worden. Über dem Körbchen Traugotts sangen wir Abendlieder, ehe er auf sie achtete. Jesus hatte die Kinder gerufen und ihnen das Himmelreich verheißen, ohne von der Taufe gesprochen zu haben.

Wiederum half mir Walter Michaelis. Er verstand meine Kritik und war mit vielen „Taufgesinnten“ – wie man alle jene nennt, die die Taufe erst am glaubenden Christen vollziehen – in herzlicher Bruderschaft verbunden. Aber gerade darum, weil er auch diese Frage selbst durchdacht und durchkämpft hatte und sich nicht einfach der Tradition überließ, konnte er mir helfen. Er zeigte, daß der Wert der Taufe nicht vom subjektiven Stand des Täuflings abhängen dürfe, denn dieser stände ja nie absolut und objektiv fest. Manch ein Baptist mag zwar in der Meinung getauft worden sein, er sei gläubig, mußte aber später erkennen, daß er damals nur einen Autoritätsglauben hatte und jetzt erst zu lebendigem Glauben durchgebrochen sei. Konsequenterweise müßte er sich dann nochmals taufen lassen. Das wird aber in jenen Gemeinden nicht geübt. Deshalb schein ihm die Kindertaufe dem biblischen Evangelium näher zu stehen. Denn allem Glauben gehe Gottes Gnadenwort voraus. Gewiß ersetzt solche Taufe nicht den Glauben. Aber der Glaube stützt sich auf die Gnadenzusage seines Gottes. Nun, nicht alle die Taufe betreffenden Fragen waren damit erledigt. Ich selbst habe später mit Mennoniten und Baptisten viel warme Freundschaft gehalten. An der Berechtigung der Kindertaufe bin ich aber nicht mehr irre geworden. An der *Taufpraxis* der Landeskirche habe ich immer viel Kritik gehabt. Es wäre kein schlechter Wandel in der Kirche, wenn beides nebeneinander bei uns üblich würde: die Taufe an den Kleinen und die Taufe an den Glaubenden.

Ich war sehr dankbar, daß Michaelis auf meine Bitte die Taufe unseres Kindes übernahm, an der auch meine Eltern, die aus Neu-

strelitz zu uns gekommen waren, teilnahmen. In seiner Ansprache knüpfte Michaelis auf Grund von Psalm 23 an die Bedeutung des Namens Traugott an, den wir unter dem Eindruck der Lebenserinnerungen des alten Revaler Pastors Traugott Hahn gewählt hatten. Wie oft hat unser Traugott bis zu seinem frühen Tode mit 22 Jahren sich an den 23. Psalm gehalten! Rührend war die Mitfreude der Studenten an dem kleinen neuen Erdenbürger. Auf dem Wege zum Kolleg blickte jeder gern noch einmal ins Körbchen, das im Garten stand.

In den akademischen Ferien habe ich noch einige Dienste für die DCSV getan. Neben der schon erwähnten Studentenkonferenz in Neuhäuser bei Königsberg hatte ich auch die Vorbereitung der Konferenz in Saarow. Hier in Verbindung mit Bernhard Schiele, der nun seit vielen Jahrzehnten im Dienst der Berliner Mission in Südafrika steht. Eine Fülle von Begegnungen mit alten und jungen Akademikern, die sich hier einfanden, brachten mir viel Reichtum.

Im Winter 1921/22 erinnerte mich Pastor Östreicher daran, daß es Zeit wäre, das zweite theologische Examen abzulegen. Ich hatte dazu wenig Neigung. Für die Lehrtätigkeit war das zweite Examen nicht unbedingt nötig. Außerdem beanspruchten die Vorbereitungen auf meine Vorlesungen meine gesamte Zeit. An Examensvorbereitung war gar nicht zu denken. Auf sein dringendes Zureden hin wagte ich es dennoch, ohne Vorbereitung ins Examen zu steigen. Ich hatte gehofft, daß meine Lic.-Prüfung ins Gewicht fallen würde. Sie ersparte mir aber nur eine schriftliche Arbeit. Im übrigen blamierte ich mich dadurch, daß ich einen recht schwierigen Text aus dem ersten Petrusbrief in der Klausur nicht richtig übersetzte, was bei dem Repetenten für griechische Sprache an der Theologischen Schule in Bethel peinlich vermerkt wurde. Zwar erhielt ich ein „Gut“, aber die Kommission teilte mir ziemlich unverblümt mit, daß ich es eigentlich nicht verdient hätte. Einen besonderen Ehrgeiz hatte ich in dieser Stunde nicht. Natürlich blieb es in Bethel nicht unbekannt, daß ich in Münster die Erwartungen nicht erfüllt hatte. Erst später erkannte ich, warum mir von nun an wiederholte Vorschläge zur Übernahme eines anderen Postens gemacht wurden. Am ernsthaftesten war eine Verhandlung mit dem Missionsbund in Wernigerode.

Diese hat eine besondere Vorgeschichte. Ich hatte in den Osterferien sechs Wochen lang an der Bibelschule des Missionsbundes unterrichtet. Es waren schöne Frühlingswochen. Unsere kleine Familie – Traugott reiste im Körbchen! – wurde auf dem Lindenberg in eine freundliche Pension einquartiert. Wir waren von der Liebe des ganzen Missionsbundes umgeben. Bei unseren russischen Brü-

dern war diese freilich fast zu stürmisch. Als wir bei Schneewetter auf dem Bahnhof eintrafen, entführten einige etwas wild aussehende Männer den Korb mit dem Kinde. Das machte meiner empfindsamen Frau erhebliche Pein. Aber die Ängste schwanden, als wir erkannten, welch tief gegründete und bekenntnisfrohe Christen diese stundistischen Brüder waren. Sie waren die treuesten Zeugen, die in den russischen Kriegsgefangenenlagern Deutschlands unter ihren Leidensgenossen Jesus bezeugt hatten. Ein Teil der Bibelschüler kam aus der Roten Armee, von der Teile beim russisch-polnischen Krieg über die ostpreußische Grenze gekommen und dort entwaffnet waren. Im Lager Salzwedel, wohin ein Teil dieser Entwaffneten kam, begegneten sie einer Stundistengruppe und erfuhren nach dem erbetenen Besuch einiger Bibelschüler aus Wernigerode eine tiefgehende Erweckung. Es bildete sich eine Gemeinde von über hundert bewußt evangelischen Christen. Einige von ihnen waren nun auf der Bibelschule. Ich war beschämt über die große Bibelkenntnis, die sie hatten, obwohl sie noch vor einem Jahr überzeugte Atheisten waren oder zum mindesten die Bibel erst jetzt kennengelernt hatten.

Während dieser Wochen kam zum erstenmal die Anfrage an mich, ob ich nicht ganz in den Dienst des Missionsbundes treten wollte. Unabsehbare Aufgaben auf einem der größten Missionsfelder der Welt lagen vor unsern Augen. Die Sowjetunion war erst im Entstehen. Zwar kannten wir den dialektischen Materialismus, der dort zur Macht gekommen war. Aber um so größer schien die Aufgabe. Seit 1918 waren viel Ketten gefallen. Neue waren noch nicht erkennbar. Im weiten Rußland bis tief nach Sibirien war alles im Erwachen. In diesen Jahren schenkte Gott eine evangelische Erweckung, die erst nach knapp zehn Jahren ihre äußere Behinderung fand. Westeuropa hatte damals viel mit der eigenen politischen Neuordnung zu tun. Wie wenige von uns wissen, was in dem gärenden Kessel im Osten geschah! Unsere Stundisten waren während des ersten Weltkrieges als Vertreter eines „deutschen Glaubens“ schwer bedrückt worden. Mit der Revolution fielen alle Hindernisse. Es gab offene Türen für das Evangelium. Bibelschulen entstanden, Evangelisationen wurden gehalten. Neu entstehende Missionsgesellschaften sandten Missionare zu den Heiden Nord-sibiriens. Jene Hoffnung, daß Rußland der wirksame Missionar Asiens werden würde, schien sich zu erfüllen. Christliche Verlage sorgten für eine evangelische Literatur. Wir im Missionsbund konnten damals selbst den Umfang dieser Bewegung noch gar nicht übersehen. Erst als der geniale Leiter des Bundes der Evangeliumskristen, Iwan Stepanowitsch Prochanow, nach dem Westen kam und uns berichtete, staunten wir über Gottes Gnadenwege. Daß die-

ser Geistesfrühling im „religiösesten Volk der Erde“, wie Julius Richter, der Missionsprofessor in Berlin, es nannte, später unter der Diktatorengrausamkeit eines Stalin erstarrte, war eines der unerforschlichen Gerichte unseres Gottes.

Ich wäre bereit gewesen, schon damals dem Ruf in den Missionsbund zu folgen. Aber bei aller Liebe zur Mission, die meine Frau hatte, war ihr der russische Mensch doch so fremd und fast etwas unheimlich, daß ich ihr ein zu schweres Opfer zugemutet hätte. Meine Absage wurde von den Brüdern in Wernigerode recht verstanden. Ich wurde Mitglied des Missionskomitees und stand so jahrzehntelang in enger Verbindung mit dem Werk. Die erste Missionskonferenz, die wir im Hotel Lindenberg hielten, wurde auf Anregung unserer studentischen Arbeitsgemeinschaft „Dienst für Christus unter den Studenten Rußlands“ gehalten. Seitdem bin ich auf den meisten Missionskonferenzen im Schützenhaus Nöschenrode einer der Konferenzredner gewesen. Wie waren die Tage Anfang Juli immer reich an Begegnungen und Gesprächen! Aber auch die Sitzungen des Komitees im Hause Kroeker brachten mir stets eine geistliche Erquickung. Freundschaft verband mich nicht nur mit ihm und Walter Jack, sondern auch mit zahlreichen Mitarbeitern: Paul Achenbach, Jakob Dyck, Gerhard Fast, Bernhard Harder.

Im Sommer 1922 wurde mir eindeutig klar, daß mein Weg ins Pfarramt ging. Das hatte mir Schlatter beim Abschiedsbesuch einst dringend geraten. Ich beriet mich nun mit Pastor Michaelis. Aber trotz seiner Empfehlung und vieler Bewerbungen wollte es nicht geraten. Ich zähle in meiner Erinnerung mindestens fünf Orte in Westfalen, Hessen und im Rheinland, wohin ich mich zur Wahl stellte. Aber immer kam etwas dazwischen. Das eine Mal war der Termin vorbei, ein andermal war ich nicht „positiv“ genug. Ein drittes Mal schrieb mir die Mutter eines Freundes, der gleichfalls zur Wahl stand, hinter seinem Rücken, ich möchte doch um meines Freundes willen zurücktreten. Ich tat es sofort – aber keiner von uns beiden wurde gewählt! In jenen Monaten wurde mir klar, daß Gott selbst unsern Arbeitsplatz bestimmt. So peinlich solch Schwebezustand ist – ich kam später einige Male in gleiche Nöte – so ist doch die Wahl des Arbeitsplatzes überhaupt für jeden Christen, erst recht für den Pastor nächst der Wahl der Lebensgefährtin die wichtigste Entscheidung, von der persönlichen Bekehrung abgesehen. Es ist verhängnisvoll, wenn jemand bei jedem Ruf denkt: Was ohne mein Zutun kommt, ist gewiß von Gott! In der Frage der rechten Entscheidung des Arbeitsplatzes sollte neben Gebet und äußerer Führung das Gespräch mit Brüdern eine entscheidende Hilfe sein. Diese Hilfe brauchte ich in Bethel nicht zu entbehren.

Erst gegen Ende des Sommers erzählte mir Pastor Michaelis, daß die Matthäigemeinde in Lübeck einen Nachfolger für den unerwartet verstorbenen Hauptpastor Haensel suche. Leider mußte aber ein Hauptpastor etliche Dienstjahre aufweisen. Sonst wäre nach Meinung von Michaelis das schon recht für mich gewesen. Auch mir tat es leid. Lübeck war die Mutterstadt meiner Heimat Riga. Lübsche Kaufleute hatten an der Mündung der Düna ihre Stapelplätze für den Handelsverkehr nach Nowgorod angelegt. Wenn im Winter die Ostsee mit Eis bedeckt war, brachten sie ihre Waren im Schlitten über Land nach dem Reußenland. Es war, als hätte ich in meine Heimat zurückkehren dürfen.

Nun gab es wochenlange Verhandlungen, an denen ich selbst nicht beteiligt war. Der Senior der lutherischen Kirche Lübecks, D. Evers, hatte ein besonderes Vertrauen zu Michaelis und hätte gern den von ihm empfohlenen Kandidaten auf dieser Pfarrstelle gesehen. Das wäre nur unter der Bedingung möglich gewesen, daß der bisherige zweite Pastor Hauptpastor wurde und ich an seine Stelle rückte. Dagegen aber sträubte sich der größte Teil der sehr aktiven Gemeinde. Diese war durch den fünfundzwanzigjährigen Dienst Haensels durch eine Erweckung gegangen, deren äußere Frucht die Matthäigemeinschaft war – ganz in der Art der Gemeinschaft an der Neustädter Gemeinde Bielefelds zur Zeit von Pastor Michaelis. Jener zweite Pastor aber war kein Freund des Gemeinschaftswesens, und es hatte erhebliche Spannungen in der Gemeinde gegeben. Die Frage war nun, ob der Preis, für den ich kommen konnte, der Gemeinde zu hoch war. Um diese Frage zu klären, sollte ich zu einem Besuch nach Lübeck fahren und vor der Gemeinde sprechen.

Wieder kamen Tage voller Gewicht der Entscheidung. Solche vergessen wir nicht. Ich stieg in Lüneburg um und lernte die Geburtsstadt meines Schwiegervaters kennen. Dann ging es über Büchen und durchs Lauenburger Land nach Lübeck. Die Abendsonne ließ die sieben alten Kirchtürme der Stadt rot aufglühen, als der Zug sich Lübeck näherte. Mein Herz war voll Spannung und Vorfreude. Ich glaubte gewiß zu sein, daß ich hier mein Amt in der Kirche haben sollte.

Senior D. Evers hatte mich eingeladen, während der Tage sein Gast zu sein. Er wollte mich wohl näher kennenlernen. So kam ich gleich in das alte Lübeck. Die „Wehde“ von St. Marien lag im Schatten der gewaltigen gotischen Backsteinkirche. (So hießen die alten Pfarrhäuser Lübecks: „Wehde“, niederdeutsch aus „Widme“.) Ihr Glockenspiel ließ damals zu den vollen Stunden eine schöne alte Melodie zum Choral „O daß ich tausend Zungen hätte“ er-

klingen. Das ließ auch mein Herz mitsingen. Evers war alter Lübecker und voll von der Geschichte seiner Vaterstadt. Zwei Häuser weiter in der Mengstraße stand das alte Konsul-Mannsche-Haus, nun nach Thomas Manns Roman das Buddenbrook-Haus genannt. Evers erzählte lächelnd, er habe „Toni“ vor einigen Wochen bedirgt. Thomas Mann hat in seinem Buch bekanntlich die Gestalten der Mannschen Familie verewigt. Über kirchlich-theologische Fragen kamen wir wenig ins Gespräch. Wohl aber fragte Evers mich mehrfach mit Betonung, ob ich bereit wäre, die genannte Matthäi-gemeinschaft zu leiten. Das konnte ich freudig bejahen. Erst später erfuhr ich, daß Evers die Sorge hatte, diese Gemeinschaft könnte der Kirche untreu werden. Ich glaube, daß diese Sorge unbegründet war. Dankbar merkte ich später, welch eine geistliche Reife und Selbständigkeit dieser von Haensel gesammelte Kreis von etwa 120 bis 150 Gliedern besaß.

Als Evers und ich beiläufig im Gespräch auf das Johannesevan-gelium kamen, sagte ich, ich wunderte mich, daß die Augenzeugen-schaft des Verfassers bestritten würde, da er doch so viele Einzel-heiten an Ortskenntnis, Tageszeiten und relativ nebensächlichen Äußerlichkeiten brächte. Das könne doch kaum alles erdichtet sein. Evers antwortete mit starker Betonung: „Es muß eben ein sehr be-deutender Dichter gewesen sein.“ Auf mein erstauntes Gesicht hin fügte er hinzu: „Das sage ich Ihnen, damit Sie erkennen, daß ich sehr wohl der Meinung bin, daß das Evangelium nicht einen Augen-zeugen zum Verfasser habe.“ Als ich davon sprach, daß Schlatter die palästinensische Sprache des vierten Evangelisten nachgewie-sen habe, erwiderte Evers: „Wenn das bewiesen sei, wäre gewiß vie-les anders.“ Nun, der milde Liberalismus des Schülers Albrecht Ritschls sollte mir noch manchmal begegnen. Evers kam mir mit großem Vertrauen entgegen. Ich mag ihn aber später recht ent-täuscht haben. Es gab in der Lübecker Zeit mehr theologische Kämpfe, als mir selbst lieb war. Da ich an einem Dienstagabend in der Matthäikirche sprechen sollte, war ich gespannt, ob ohne Be-kanntmachung in der Presse die Versammlung besucht sein würde. Zu meiner Überraschung war die Kirche fast voll. Schon an die-sem ersten Abend merkte ich etwas vom geistlichen Interesse in Matthäi. Erst vormittags erfuhren die Blätterausträger vom un-vorhergesehenen Abendgottesdienst, abends aber wußte der ganze Bezirk davon. Wie meine meisten Probepredigten, war auch diese Stunde über Johannes 1, 35–51 reichlich schwach. Selbst meine spä-teren Freunde sagten mir, sie wären recht enttäuscht gewesen. Sol-che Empfehlungspredigten sind ja auch recht peinlich. Ich war noch zu jung, um in voller Gelassenheit ein schlichtes Wort zu sagen.

Und wer etwas „Besonderes“ sagen möchte, wird selten dem Evangelium gerecht. Nach meiner Ansprache ging ich mit Frau Evers heim. Der Senior aber verhandelte noch in der Kirche mit der versammelten Gemeinde. Es war ein seltsamer Wahlgang – „per Akklamation“ würde man in der Politik sagen. Evers soll mich warm empfohlen haben. Einige widersprechende Stimmen waren nicht laut genug vernehmbar. Ich wurde zum zweiten Pastor an St. Matthäi gewählt.

Damit fand mein langjähriges Wanderleben ein Ende. Ich glaubte, die neue Heimat gefunden zu haben.

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort .....	5
I. KINDHEIT UND HEIMAT (1895–1913) .....	7
1. <i>Aus der frühesten Kindheit</i> .....	7
Erste Erinnerungsbilder – Der Kampf ums Dasein beginnt – Ich bekomme eine Schwester – Spaziergänge mit dem Vater – In der Stadtwohnung – Weihnachten	
2. <i>Erste Schuljahre</i> .....	16
Die Jahrhundertwende – Das siebenhundertjährige Jubi- läum Rigas – Das v.-Eltzsche-Gymnasium – Erster Reli- gionsunterricht – Ich lerne Russisch	
3. <i>Das Revolutionsjahr 1905</i> .....	21
Der russisch-japanische Krieg – „Du kommst nach Sibi- rien!“ – Überfälle und Schulstreik – Wir fahren nach Berlin	
4. <i>Entwicklungsjahre (1906–1910)</i> .....	28
Unsere Schule wird deutsch – Jugendlektüre – In der neuen Wohnung – Museum und Theater – Schüleraufführungen – Wir reisen durch Deutschland und die Schweiz – Ich er- wache für das schöne Geschlecht	
5. <i>Jahre des Reifens (1911–1913)</i> .....	37
Innerer Werdegang – Ein Judenmissionar – Meine Be- rufung – Im Religionsunterricht – Pastor Karl Keller kon- firmiert mich – Ein schwerer Sommer – Durchgefallen? – Im russischen Stadtgymnasium – Meine Lehrer – Noch eine Sommerreise – Das Abitur	
II. WANDERJAHRE (1914–1922) .....	50
1. <i>Der Heimat entrissen (1914–1915)</i> .....	50
Kriegsausbruch – Der erste Mobilmachungstag – Ich wer- de verhaftet – Ein aufregender Tag – Ein Rückblick auf das vergangene Jahr – Ein tatenloser Winter – Ich suche nach der Stadtmissionskirche – Weihnachten im Hotel – Eine folgenreiche Begegnung – Trennung von den Eltern	
2. <i>Das Jahr der Entscheidung</i> .....	69
Allein in Berlin – Eine überraschende Erhörung – Som- mer in Lankwitz – Gott spricht mit mir – „Ich will ihm dienen“ – Meine Bekehrung – Erste Glaubensschritte	
3. <i>Im Dienst der Stadtmission</i> .....	79
Berlin bei Nacht – Die Jungen im Berliner Osten – Wir werden Hofsänger – Ein Jubiläum im Siechenhaus – Ich bekomme Pflegeeltern – Bei Professor von Harnack – Erste Wortverkündigung – An der Universität – DCSV – In Wernigerode – Abschied von Berlin	

4. *Das westfälische Jahr (1916/17)* ..... 102  
 In der Stadt der Barmherzigkeit – Ein bunter Studentenkreis – Begegnung mit den Kranken – Pastor Walter Michaelis – In der Neustädter Gemeinschaft – Der Schüler-BK – Im Dienst „mit der blauen Schürze“ – Ich werde Krankenpfleger und Leichenträger – Zum ersten Mal auf der Kanzel – Weihnachten in Bethel – Jugendsekretär am CVJM – Der Steckrübenwinter – Adolf Schlatter auf der Theologischen Woche – Riga wird deutsch! – In Neustrelitz
5. *Tübingen (1917/18)* ..... 121  
 In der alten Neckarstadt – Meine Studentenbude – In der Gemeinschaft am „Faulen Eck“ – Die DCSV – Professor Adolf Schlatter – Professor Paul Wurster – Weihnachten in Tübingen – Die Reise nach Riga – Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern – Verlobt!
6. *Der Revolutionswinter (1918/19)* ..... 140  
 Zweite Rigareise – Studium in Rostock – Die Professoren – Wir gründen einen DCSV-Kreis – Hunger und Grippe – Die gestohlene Lokomotive – Die Flucht der Eltern – Berliner Revolutionswochen – „Machen Sie doch Ihr Examen!“ – Neue Heimat in Neustrelitz
7. *Der Tübinger Sommer 1919 und das erste theologische Examen* ..... 150  
 Die studentische Arbeitskonferenz in Neudietendorf – Kreiswart der DCSV – Ein Werbefeldzug – Ein kommunistischer Bibelkreis – Budenzauber – Kinderglaube? – Ich pauke aufs Examen – In Bielefeld und Bethel – Durch den Engpaß der Prüfung – Hindurch!
8. *Das ländliche Jahr in Kattenvenne (1919/20)* ..... 159  
 „Pastorlehrling“ – Die Schönheit der Heide – Im Landpfarrhaus – Die Heidebauern – Die Landjugend – Generalstreik! – Zu Fuß nach Bielefeld – Ich promoviere – Das Rigorosum – Hochzeit
9. *Reiseseekretär und Repetent (1920–1922)* ..... 173  
 Wohnungsnot in Halle/Saale – Die christliche Studentebewegung – Ihre führenden Männer – Meine Reisetätigkeit – Besuch in Wernigerode – Walter Jack und Jakob Kroeker – Im Dienst an der Theologischen Schule in Bethel – Die Wohnung am Walde – Traugotts Geburt – Sollen wir Kinder taufen? – Das zweite Examen – Der Ruf des Missionsbundes – Auf der Suche nach einem Pfarramt – Der erste Besuch in Lübeck – Ich bin gewählt!

Gleichzeitig mit dieser zweiten Auflage erscheint:

*Hans Brandenburg*

GOTT BEGEGNETE MIR

Bd. 2: Von Lübeck bis Korntal  
192 Seiten, gebunden.

Aus dem Inhalt des zweiten Bandes:

*Die Lübecker Zeit (1922—1930)*

Die Matthäigemeinde — Die Lübecker Pastorenschaft — „Klinkenputzer“ und Hochstapler — Begegnung mit dem Sozialismus — Wir bauen ein Jugendheim — Ich werde nach Berlin berufen u. a.

*In der Berliner Stadtmission (1930—1934)*

Die neue Umgebung — Meine Kinder in der Großstadt — Die „Freie Jugend“ — Erwerbslosigkeit — Diskussionsabende — Ein Gottlosenführer findet zu Jesus u. a.

*Am Diakonissenhaus (1934—1943)*

Die Mutterhausdiakonie — Ich heirate wieder — Ringen mit der Gestapo — Unsere Söhne werden Soldaten — Ich entführe meine Mutter — Bomben auf Berlin — Ich werde Soldat u. a.

*Im Soldatenrock (1943—1945)*

Ich werde Rekrut — „Bombenurlaub“ — Unser Bibelkreis — Mein Bruder, der SS-Mann — Die „Feuertaufe“ — Gefangen! — Den Engländern übergeben — Endlich frei! u. a.

*Der Neuanfang nach dem Kriege (1945—1963)*

Ich treffe meine Kinder — Erste Evangelisation — Ankunft meiner Frau mit den Kleinen — „Licht im Osten“ — Evangelisationsreisen — Umzug nach Korntal — Theologische Nöte — Was will dieses Buch? u. a.

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

In der Reihe

AUS DER WELT DER ERWECKUNG

sind bisher erschienen:

Bd. 1 *Otto Riecker*

RUF AN ALLE

George Whitefield. Bahnbrecher der modernen Evangelisation in zwei Kontinenten. 224 Seiten, Kunstdruckbeilage, Leinen.

Es muß jeden Leser tief beeindrucken, mitzuerleben, wie Whitefield in einer säkularisierten Zeit zum Bahnbrecher der modernen Evangelisation wird und in der Kraft Gottes eine gewaltige Erweckungsbewegung ins Leben rufen darf. Hier wird Kirchengeschichte lebendig und zu einer entscheidenden Frage an uns.

Mitarbeiterhilfe, Kassel

Bd. 2 *Gerhard Meyer*

JOHANN CONRAD WEIZ

Ein Beitrag Herrnhuts zum schwäbischen Pietismus im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 168 Seiten, Kunstdruckbeilage, Leinen.

Das Leben des „Diaspora-Arbeiters“ Weiz erstet vor uns im Rahmen seiner Zeit, umwoben mit den Lebenswegen mancher Zeitgenossen. So ist das Buch nicht nur Lebensbild und Familiengeschichte, sondern gleichermaßen ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte, Kirchen- und Missionsgeschichte.

Der Brüderbote, Bad Boll

Bd. 3 *Harold Begbie*

FELDZUG DER LIEBE

General William Booth, Gründer der Heilsarmee. 240 Seiten, Kunstdruckbeilage, gebunden.

Gegen ein unsagbar großes Menschenelend ist dieser von einer glühenden Liebe zu Gott erfüllte Mann angetreten und hat sich trotz Spott und Verkennung durchgesetzt und Gewaltiges geschaffen, eine Bewegung eingeleitet, die die ganze Welt umspannt.

Das Neueste, Stuttgart

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL







